

Der Krieg von 1870/71.

dargestellt von

Mitkämpfern.

Sechster Band.

Belfort, Dijon, Pontarlier.

Von

Dr. J. Steinbeck.

Mit drei Karten.

Dritte Auflage.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Der Krieg von 1870/71

dargestellt

von Mitkämpfern.

Sechster Band.

Belfort, Dijon, Pontarlier.

Dritte Auflage.
(7.—9. Tausend.)

München 1893.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

Belfort, Dijon, Pontarlier.

Von

Dr. J. Steinbeck.

Mit einer Uebersichtskarte vom nordöstlichen Frankreich und zwei Spezialkarten des südöstlichen Kriegsschauplatzes.

Dritte Auflage.
(7.–9. Tausend.)

München 1893.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort zur dritten Auflage.

Unser gemeinsames Werk durcheilt mit neuen Schwingen das deutsche Land. Der Verfasser dieses Bandes ist aber schon zur großen Armee über den Sternen abberufen. Freudig wird er zu uns herabschauen, sieht er, wie seine Arbeit immer von neuem zündend und begeisternd in jugendlichen Gemütern, erhebend bei Frauen und Männern, und Stolz und Genugthuung verbreitend bei den Veteranen von 1870/71 wirkt.

Ich hätte ihm so gern persönlich meinen Dank für seine erfolgreiche Mitarbeiterschaft wiederholt. Es kann nicht sein. So wahre ich ihm denn die unauslöschliche treue Erinnerung, und mit mir gewiß alle, welche den lieben Kriegskameraden und anregenden Schriftsteller Dr. Steinbeck gekannt haben.

Ist auch sein Leib in Staub zerfallen, sein Name bleibt als der eines Mannes, der seine volle Kraft freudig miteinsetzte zu Nutzen und Frommen unseres gemeinsamen geliebten deutschen Vaterlandes.

Bernried am Starnberger See, im Juni 1893.

Tanera, Hauptmann a. D.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Einleitung	. . . .	1
I.	Von Straßburg bis Vesoul	5
II.	Von Vesoul bis Dijon	15
III.	Belfort	27
IV.	Fortgang der Belagerung und Beschießung der Festung .	40
V.	In und um Dijon	57
VI.	Danjoutin und Villersexel. (Vom 1.—15. Januar 1871.)	73
VII.	Die dreitägige Schlacht an der Lisaine. (15., 16. u. 17. Jan.)	87
VIII.	Der Aufmarsch der Süd-Armeee	103
IX.	Die Brigade Kettler vor Dijon. Die Fahne der 61er .	119
X.	Am Doubs und Jura	130
XI.	Quer durch den Jura. Von Salins bis Pontarlier . .	144
XII.	Wieder in Dijon. — Waffenstillstand	156
XIII.	Noch einmal vor Belfort	170
XIV.	Waffenstillstand. — Kapitulation der Festung	186
Schluß	. . . .	197
Anhang	. . . .	199

Einleitung.

Wir schrieben den 28. September 1870, einen Tag, den noch unsere Kinder und Kindeskinder als einen der freudigsten und denkwürdigsten der ganzen neueren deutschen Geschichte preisen werden. Denn auf den Wällen Straßburgs wehte die weiße Fahne, die „wunderschöne Stadt" hatte endlich kapituliert.

Ach! für den Augenblick war es mit der Wunderschönheit nicht weit her, die deutschen Geschütze hatten der Hauptstadt des Elsaß hart zusetzen müssen, ehe sie ihren tapfern Widerstand aufgegeben hatte. „Aber das schadet nichts — die Wunden werden heilen und vernarben und unter Deutschlands glorreichem Scepter wird Straßburg zu neuem Leben, neuem Ruhme erstehen." So war schon damals die allgemeine hoffnungsfreudige Ansicht der deutschen Männer, die unter Werders Oberleitung Mühen und Gefahren der Belagerung standhaft ertragen hatten und nun sich den Triumph des Sieges nicht durch elegische Betrachtungen beim Anblick der wirklich jämmerlich zerschossenen Stadt trüben lassen mochten. Und diese frohe Zuversicht hat Recht behalten. Straßburg ist wirklich unter deutschem Regimente zu neuem Leben, zu vorher kaum geträumter Blüte entstanden — nichts mehr erinnert an die Verheerungen des Krieges. Gott sei Dank!

Am Glaciswege vor dem Hornwerke hielten der Großherzog von Baden und der General von Werder, umgeben von einem zahlreichen Stabe, und schauten dem ernst-wehmütigen und für

ein deutsches Herz doch so erfreulichen Schauspiele der Waffenstreckung General Uhrichs und seiner Scharen zu.

„Was nun?" mochte sich mehr als einer aus der kriegserfahrenen Schar fragen, denn daß trotz des errungenen, gewiß nicht zu unterschätzenden Vorteiles der Krieg nicht beendet sei, das war kaum jemandem zweifelhaft.

„Der Fall zweier so bedeutender Waffenplätze wie Toul und Straßburg muß notwendig den französischen Machthabern den Gedanken an Frieden näher legen", meinte ein mit der Adjutanten-Schärpe geschmückter, noch jugendlicher Artillerie-Hauptmann. „Nun können wir die Eisenbahn-Verbindung der Heimat mit Paris weit über Toul hinaus nach Westen schieben und fast vollenden, und im Elsaß haben wir in Straßburg den festesten Stützpunkt zu weiteren Operationen gewonnen. Nehmen Sie dazu, meine Herren, daß eine französische Armee im freien Felde nicht mehr existiert, Marschall Bazaine in Metz endgültig fest und lahm gelegt erscheint, Paris von den deutschen Heeren zerniert ist — so meine ich, die Herren Franzosen müßten endlich das Einsehen gewinnen, daß die Partie für sie verloren ist."

„Sie vergessen, Herr Kamerad", meinte ein älterer Ingenieur-Major, „daß in den Augen der Franzosen die Sachlage sich anders darstellt. Freilich, Straßburg und Toul sind verloren, aber was thut's, solange Metz sich hält und Paris die Hauptkräfte unserer Heere fesselt —? Frankreich ist in den Augen der Franzosen unüberwindlich, weil unerschöpflich an Hilfsquellen, und was wir in der letzten Zeit gesehen haben, möchte ihrem Glauben fast den Schein der Berechtigung geben."

„Ja, es ist wunderbar", mischte sich ein Dritter, ein badischer Dragoner, hinein, „wie willig und opferfreudig sich das so hart heimgesuchte Frankreich den energischen Schritten des gouvernement de la défense nationale fügt. Der Gambetta ist ein Teufelskerl . . . ."

„Vor dessen organisatorischem Talente ich den Hut ziehe. Schon drängen von Nord, West und Süd gegen die Pariser Zernierungsarmee seine zusammengerafften, wie aus der Erde

gestampften Heeresmassen an, und hinter der Loire braut sich was zusammen, was Moltke zu denken geben wird."

„Pah, meine Herren, nur nicht ängstlich!" meinte der erste Sprecher. „Sie überschätzen die Widerstandskraft dieser ungeordneten Haufen; eine ordentliche Salve, ein halbstündiges Feuer meiner Batterie und die ganze Bande läuft auseinander."

„Warten Sie es ab, Herr Kamerad! Sie möchten sich empfindlich getäuscht sehen. Auch ich glaube nicht, daß auf die Dauer die Heere Gambettas unseren regulären Truppen werden Stand halten können, aber ihr massenhaftes Auftreten auf drei, vier Stellen im Rücken unserer Zernierungsarmee zugleich, die vielfachen militärisch geschulten Elemente, die sich unstreitig in diesen Scharen finden, dazu die allgemeine Begeisterung, die beim ersten Erfolge auf irgend einem Punkte emporflammen wird, erfordert ohne Zweifel unsere größte Wachsamkeit."

„Es ist auch keine Frage, daß die Organisation der Mobilgarden und Franktireurs im ganzen Lande von Tag zu Tag Fortschritte macht. Unsere eigenen Erfahrungen in dieser Beziehung können uns darüber Belehrung schaffen. Das ganze Elsaß ist auf den Beinen und bildet eine Schützenkette, hinter der sich in und um Belfort und dann bei Besançon die Kräfte des intakten Südens sammeln."

„Ah, die Herren Franktireurs mit ihren Steinschloßgewehren und Heugabeln."

„Nun, wenn diese umherschweifenden Banden nur dazu dienen, uns in Atem und auf den Beinen zu erhalten, hier und da einen nächtlichen Überfall wagen und unsere Eisenbahnlinien durch Sprengung von Brücken und Tunnels bedrohen, so ist das immerhin genug."

„Halt, meine Herren!" mischte sich hier ein grauköpfiger Oberst von der Infanterie hinein, „malen Sie nicht zu schwarz! Es geht vorwärts mit Gottes Hilfe, und wie diese, uns vor fast 200 Jahren durch französische Raubgier und deutsche Schlaffheit verloren gegangene, alte, gute und schöne Stadt Straßburg heute besiegt zu den Füßen ihrer Eroberer liegt, so wird auch hoffent-

lich in nicht gar zu langer Zeit ganz Frankreich vor dem neu erstandenen Deutschland gedemütigt um Frieden bitten. Bis dahin freilich wird noch manch' Tropfen den Vater Rhein hinabfließen und noch mancher braver deutscher Mann auf französischer Erde bluten müssen. Hat niemand von den Herren etwas zu trinken bei sich?"

Drei, vier gefüllte Feldflaschen wurden dem Frager bereitwilligst entgegengestreckt. Der Oberst that einen kräftigen Zug aus der nächsten und wischte sich dann behaglich den mächtigen Schnauzbart.

„Nun möchte ich wissen, was aus uns wird. Unsere Aufgabe hier ist zu Ende. Wohin wird man uns werfen?" fragte ein junger Ordonnanzoffizier halblaut.

„Das mögen die Götter und Moltke wissen!" antwortete der Oberst.

„Aber lange werden sie uns hier nicht der Ruhe pflegen lassen. Ich meine, wir marschieren gegen Belfort und Besançon, um die schon geschaffenen Formationen der Feinde womöglich im Keime zu ersticken und die Hauptorganisationsherde, die Festungen, möglichst zu zernieren und lahm zu legen. Übrigens ist unsere Ablösung schon unterwegs, bei Freiburg im Breisgau sammelt sich die preußische Landwehr unter General-Major von Schmeling."

Weiter kam der Sprecher nicht. Plötzlich setzte sich die ganze glänzende Kavalkade auf Straßburg zu in Bewegung.

Ein preußischer Trainsoldat, der inmitten der Suite bis dahin gestanden und das Pferd eines abgesessenen Adjutanten gehalten hatte, blieb allein auf dem Platze. Er hatte das Gespräch der Offiziere mit angehört und schaute ihnen nun, sich hinter den Ohren kratzend, mit einem wunderlichen Gesichtsausdruck nach.

„Donnerwetter! Ik denk, nu is allens vorbei — un nu soll et von'n neuem losgehen? Na, denn man immer hü! Ihre Keile kriegen de Franzosen doch — je länger, je mehr! Uns kann's recht sein!"

Und damit schob der Brave ab, seinem nahen Quartiere zu. Gott Lob, daß unsere Soldaten alle so dachten, wie er! So mußte der Sieg endlich doch unser werden.

I.

Von Straßburg bis Vesoul.

Der alte Oberst sollte recht behalten: lange Muße gönnte man den sieggekrönten Eroberern von Straßburg nicht. Schon in der Nacht zum 29. September, also unmittelbar nach der Übergabe der Stadt, suchte General von Werder telegraphisch bei Moltke um die Genehmigung nach, mit einer Brigade gegen Raon l'Etape operieren zu dürfen. Von dort kam nämlich wiederholte und übereinstimmende Kunde, daß größere Abteilungen Franktireurs und Mobilgarden, wohl an 6000 Mann stark, sich bemerkbar machten. General von Werder hielt hier gründliches Aufräumen und Sicherung der Eisenbahn für durchaus notwendig, und da die Genehmigung der geplanten Operation am 30. September früh aus dem großen Hauptquartier eintraf, wurde alsbald ein Detachement von 6 Bataillonen, 2¼ Eskadrons, 2 Batterien und 2 Sanitätszügen der badischen Division unter Kommando des Generalmajors von Degenfeld in der angegebenen Richtung entsendet.

In zwei Kolonnen überschritt das Detachement den Kamm der Vogesen, die eine von Mutzig, die andere von Barr aus. Am 5. Oktober wollten sie sich bei Raon l'Etape oder bei Etival treffen, um dann zusammen die Eisenbahn bis Luneville aufzuklären.

Überall fand man die Spuren einer geplanten Verteidigung im großen Maßstabe, Verhaue von 1000 Schritt Tiefe waren angelegt und fast alle Wege ungangbar gemacht, aber die Verteidiger fehlten und nach Wegräumung der Hindernisse

drangen die Badener flott vor. In den Dörfern konfiszierte man Waffen in großer Anzahl, ohne daß sich ein merklicher Widerstand erhob. Hier und da knallten einige Schüsse im grünen Walde und wurden auch Trupps bewaffneter Bauern und Franktireurs sichtbar, zum ordentlichen Gefecht kam es aber nirgends und pünktlich am 5. stiegen die beiden Kolonnen Degenfelds aus dem Plaine- und Robodeauthal herab, um sich bei Raon l'Etape zu vereinigen. Hier gab es aber ernstlichen Widerstand. Die Stadt war durch Verhaue und Schützengräben in Verteidigungszustand gesetzt. Hinter diesen lagen Mobilgarden und Franktireurs und knallten den Badensern entgegen, auch die Bürgerschaft des Städtchens beteiligte sich an den Feindseligkeiten; hinterher freilich wollte sie mit Gewalt dazu gepreßt sei. Die Badenser machten kurzen Prozeß, sie warfen sich mit Hurra auf die Verschanzungen und nahmen sie nach einiger Gegenwehr. 30 Mann ließ der Feind auf der Walstatt, dann floh er eiligst, unsere Kavallerie brauste hinterher und zersprengte verschiedene größere Trupps.

An demselben Tage — dem 5. Oktober — setzte sich von Straßburg her das neu gebildete XIV. Korps unter Anführung General von Werders zur Erfüllung seiner neuen Aufgaben in Bewegung. Diese neuen Aufgaben waren ihm schon am 30. September in Schloß Ferrières zuerteilt, aber am 4. Oktober erst in die Hände von Werders gelangt. Sie bestanden in dem Vormarsch des Korps gegen die obere Seine in der Richtung auf Troyes und Chatillon sur Seine, in der Säuberung der Departements Vosges, Haute Marne und Aube von feindlichen Formationen, Entwaffnung der Bevölkerung und möglichst in der Herstellung und Nutzbarmachung der Eisenbahn Blainville-Epinal-Chaumont u. s. w. Dabei sollte General von Werder nach rückwärts stete Verbindung mit dem General-Gouverneur von Elsaß-Lothringen und mit der 4ten Reserve-Division halten, die in den ersten Tagen des Oktober in das Elsaß an Stelle des abrückenden Korps eingetreten war. Namentlich galt es, sich gemeinschaftlich die Flanke gegen Belfort zu decken.

Zur Ausführung seiner neuen Aufgabe erhielt Werder das XIV. Korps, das aus der badischen Felddivision und einer kombinierten preußischen Brigade eben gebildet war. Besondere Umstände, wie schwere Erkrankung der Generale von Glümer, La Roche und von Boswell, vor allem aber die eigenartige Natur seiner Aufgabe veranlaßten General von Werder, sein Korps in 4 Kolonnen zu teilen, von denen wir die erste unter General von Degenfeld schon bis Raon l'Etape begleitet haben. Diese Kolonne galt fortan als Vortrab des ganzen Korps. Die 2te Kolonne, 4 Bataillone, 3 Eskadrons, 3 Batterien nebst 1 Zug Pioniere, führte Generalmajor Keller, die 3te, 5 Bataillone, $5^3/_4$ Eskadrons, 4 Batterien nebst 1 Zug Pioniere, sah den Generalmajor La Roche an ihrer Spitze, und endlich die 4te Kolonne bestand aus dem zusammengesetzten preußischen Detachement, 6 Bataillonen, 8 Eskadrons und 3 Batterien, und hatte zum Führer Generalmajor Krug von Nidda. Wir begeben uns zum Vortrab, der schon am 6. Oktober bei Etival in ein ernsthaftes Gefecht verwickelt wurde.

General von Degenfeld hatte die Aufgabe erhalten, um den Aufmarsch des Korps im Meurthethal zu decken, die Stadt St. Dié zu besetzen, fand aber schon vor derselben südlich le Ménil starken Widerstand. Von den Höhen um Nompatelize knitterte und knatterte es lebhaft ihm entgegen und von la Bourgonce, wie von la Salle rückten bedeutende Kräfte des Feindes heran.

Indessen Nompatelize wird vom 6ten Regiment genommen, und in die nördlichen Häuser von les Feignes dringt unter Hurra das II. Bataillon vom 3ten Regiment ein. Bald ist das ganze Dorf genommen, während Nompatelize zum Teil wieder verloren geht. Der Feind schlägt sich über Erwarten gut; die wackeren Badener haben schweren Stand, bis endlich die schwere Artillerie herantrabt und Luft schafft. Gegen Mittag tritt eine Pause im Gefecht ein, welche unsere Truppen benutzen, um ihre Munition zu ergänzen. Aber schon gegen 1 Uhr geht der Feind wieder zum Angriff vor. Offenbar kennt er die Stärke des Detachements genau und weiß, daß eine Unterstützung für das=

selbe nicht denkbar ist. Also hofft er es durch seine 3- und 4fache Überzahl zu erdrücken; wirklich befand sich General Degenfeld in kritischer Lage und ohne die heldenmütige Ausdauer seiner Truppen, von denen auch der letzte Mann schließlich im Gefecht stand, hätte bei den schwierigen Terrainverhältnissen ihm gänzlicher Untergang gedroht. So gingen um 2 Uhr die Leibgrenadiere mit frischem Hurra und unter dem Schlagen der Tambours gegen die Höhen von la Salle heran, während das 3te Regiment die steilen Hänge des Bois de Jumelles stürmt. Überall schmettern die Hörner das Signal: avancieren! und die Truppen folgen mit freudigem Zuruf. Das hält der ungeschulte Feind nicht aus, es „erfüllt ihm die Seele mit Grausen" und nach 7stündigem, zähem und ununterbrochenem Gefecht verläßt er seine Position, um sich in ziemlich wirrer Flucht auf Rambervilliers zurückzuziehen.

300 Tote läßt er zurück, 500 Verwundete nimmt er mit sich und ca. 600 Gefangene wie eine Menge von Waffen und Ausrüstungsstücken sind die Beute der Badenser, die auf dem Schlachtfelde biwakieren. An eine Verfolgung ist um so weniger zu denken, als die Truppen, die selbst 10 Prozent ihres Bestandes — 22 Offiziere und 381 Mann — verloren haben, bis auf den Tod erschöpft sind, die Dunkelheit sich auf das waldige, schluchtenreiche Terrain senkt und alle Gefangenen übereinstimmend die Nähe ganz bedeutender feindlicher Truppenmassen aussagen.

Woher kam dieser überraschende Widerstand eines den Deutschen bis dahin eigentlich unbekannten Feindes? Das war nicht die lockere, der strategischen Führung entbehrende Fechtweise der Franktireurskorps, das war die zielbewußte, einheitliche Operation einer regulären Armee von 14—16000 Mann gewesen. Man begreift, daß General von Degenfeld, vor einem Rätsel stehend, die Auflösung desselben abwartet und den 7. Oktober auf seinem Schlachtfelde stehen bleibt, damit das nachrückende Gros ihn aus seiner Isolierung befreie und nach vorne hin Klärung der Situation geschaffen werde.

Diese Klärung kam bald. Es waren die Truppen des zur Verteidigung der Vogesen-Defileen gebildeten Korps Cambriels. Teilweise aus Truppen der afrikanischen Armee, teils aus Depotbeständen waren einzelne Regimenter regulärer Truppen neu formiert und hatten den Kern einer stehenden Armee zu bilden vermocht. Es war die erste Frucht der Anstrengungen der Delegation von Tours; General Cambriels hatte es verstanden, den ihm überwiesenen Teil dieser Neuformationen in Belfort und Langres, sowie im Vogesen-Departement durch Heranziehung von Mobilgarden und Franktireurs rasch auf die Höhe von 14—16000 Mann zu bringen, und diese, darunter das 32te Marsch-Regiment und Mannschaften von 18 verschiedenen Depot-Cadres, warf er dem kleinen Detachement Degenfeld entgegen, dasselbe zu vernichten. Der Pfeil war auf den Schützen zurückgeprallt; nun die tapfern Badener den Stoß ausgehalten, war Cambriels Armee moralisch vernichtet. Die Franzosen selbst erzählen, daß seit Etival General Cambriels infolge der schlechten inneren Verfassung und des tadelhaften Benehmens seiner Truppe im Gefechte keinen weiteren ernsthaften Widerstand für möglich hielt. Fast die Hälfte seiner Truppen soll ihm allmählich desertiert sein — für diejenigen, die für Volksbewaffnung und Bürgerwehren schwärmen, ein höchst lehrreicher Vorgang.

So avancierte das Werdersche Korps ungehindert aus den Pässen der Vogesen, und wenn auch oft und vielfach mit großer Tapferkeit von kleineren feindlichen Abteilungen Widerstand versucht wurde, war ein Aufhalten des Korps durch solche nutzlosen Anstrengungen doch nicht möglich. Nutzlos z. B. leisteten die Bürger von Rambervilliers, ca. 450 Mann, nicht uniformiert und teilweise mit Privatwaffen ausgerüstet, einen wütenden Widerstand gegen die Besetzung ihrer Stadt; sie bezahlten das Abenteuer mit 60 Mann Verlust, meist Toten, und 11 Mann Gefangenen.

Es entwickelte sich nun im weiteren Vorrücken der sogenannte kleine Krieg, für dessen Natur die Organisation der Werderschen Macht in Detachements-Formation als höchst zweckent-

sprechend sich bewährte. Natürlich steigerten sich durch diese Gliederung die Schwierigkeiten einer einheitlichen Leitung durch das Generalkommando, aber Werder selbst und sein Generalstab zeigten sich ihrer schwierigen Aufgabe durchweg gewachsen. Sie schufen eine den Verhältnissen angepaßte, ganz neue Organisation. Während die badische Division ein in sich geschlossener Körper mit eigener Verwaltung blieb, lag das ganze Verpflegungswesen, die Munitions-Verwaltung u. s. w. bei der Zentralstelle, und Intendant und Generalarzt, wie Feldlazaret-Direktor erhielten täglich vom Chef des Generalstabes ihre speziellen Weisungen. Am schwierigsten war der Ordonnanzdienst bei den weiten Entfernungen, dem gebirgigen Terrain und der allgemeinen Unsicherheit des Landes. Und doch ist niemals auch nur ein Befehl verloren gegangen, niemals ein Befehl zu spät gekommen oder ein Mißverständnis eingetreten. „Niemals durfte", erzählt Löhlein, „ein Mann allein reiten, sobald ein Befehl verschickt wurde. Einer der Adjutanten oder ein Ordonnanzoffizier hatte stets mit einigen Stabsordonnanzen gesattelt; in wichtigeren Fällen ritten die Offiziere, im allgemeinen aber 2 bis 3 Ordonnanzen zusammen. Die Expedition erfolgte stets durch einen Generalstabsoffizier persönlich, der auf dem Couvert sämtliche zu passierende Ortschaften, so wie sie französisch ausgesprochen wurden, deutsch aufschrieb. — — — Oft ritten die Ordonnanzen bei schneidender Kälte, bei Schnee und Glatteis in die dunkle Nacht, in fremde Gegenden meilenweit, stets bedroht von den Einwohnern, und doch stets sicher und stets zuverlässig."

Am 10. Oktober begann das Werdersche Korps in breiter Front seinen weiteren Vormarsch gegen Südwesten, die preußische Brigade auf dem rechten Flügel, wo auch das Geralkommando sich befand. Das Wetter war geradezu abscheulich, es regnete Bindfaden, trotzdem war die Stimmung der Truppen vorzüglich — es ging ja vorwärts, da ist der Soldat immer munter. Selbst der Gesundheitszustand besserte sich während des Marschierens, während er bei dem Stilliegen vor Straßburg sich von Tag zu Tag verschlechtert hatte. Und über alles Lob erhaben war

die Sorgfalt und liebevolle Fürsorge, mit der die höheren Offiziere und Detachementsführer für die ihnen unterstellten Truppen sorgten. Die Verpflegung z. B. war bei der keineswegs dichten Bevölkerung dieser Gegenden gar nicht leicht und die verbissene Stimmung der aufgehetzten Bauern diente nicht dazu, das Fouragieren zu erleichtern, aber immer war für die Soldaten nach Kräften und verhältnismäßig reichlich gesorgt, nur mit dem Schuhwerk, teilweise auch mit der Kleidung, die schon in den Laufgräben von Straßburg gelitten hatten, haperte es. Für so viel väterliche Fürsorge zeigte der Soldat durch unbedingte Hingabe und unerschütterliches Vertrauen zu seinen Offizieren sich dankbar und so steigerte sich das zwischen Kommandierenden und Gehorchenden bestehende gemütliche Verhältnis während dieses Vormarsches zu einem ideal schönen. Generalmajor von Degenfeld z. B. erwarb sich hier jene Popularität bei seinen Landsleuten, die einige Jahre später ihn an die Spitze der Militärvereine Badens berief, welche die alten Soldaten, wo überall er sich zeigte, begeistert aufjubeln ließ und ihn, als es sich um den Ausbau unserer Militärverhältnisse handelte, dann mit großer Majorität in den Reichstag sandte.

Auch an kleinen Intermezzos, die das Einförmige des Vormarsches wohlthätig unterbrachen und die gute Laune hoben, fehlte es nicht. Da gab es z. B. Spione in Hülle und Fülle, oft manche, die ihren Eifer für die Landesverteidigung in der lächerlichsten Weise bethätigten und von selbst den Verdacht auf sich lenkten, dem Feinde wenigstens dienen zu wollen. Auch Amazonen in Männerkleidung waren darunter und eine, noch dazu eine junge und hübsche, stolzierte kokett in der Uniform eines Ordonnanzoffiziers einher. Die Papiere, die man bei ihr fand, waren nicht unwichtig, sie verrieten, daß General Cambriels persönlich Anstalten treffe, in einer verschanzten Stellung bei Bruyères uns Widerstand zu leisten. Es kam auch wirklich am 11. Oktober vor dieser Linie zu einem leichten Gefechte, indessen wich der Feind jeder ernsteren Aktion aus und zog sich südlich auf Rémiremont zurück. Die Unsrigen besetzten am 12.

ohne ernstlichen Widerstand den wichtigen Eisenbahnpunkt Epinal und am 13. vollendete sich ungestört der Aufmarsch des ganzen Korps im Moselthale. An diesem Tage trafen zur Übernahme des Divisionsbefehles über die badischen Truppen Generallieutenant und Kriegsminister von Beyer und zur Führung der 1. badischen Kolonne Prinz Wilhelm von Baden ein.

Nun gingen die rücklaufenden Verbindungen des Korps nicht mehr über Raon l'Etape, sondern über Luneville nach Norden, wo sie in den Bereich des General-Gouvernements einmündeten. An den General von Werder trat jedoch nun die Frage heran, ob er den in seiner linken Flanke, immerhin in Stärke von 20,000 Mann, stehenden Feind unberücksichtigt lassen und den ihm aufgegebenen Marsch nach Osten ins obere Seinethal fortsetzen oder gegen Cambriels Front machen solle, damit von dem ihm gegebenen Befehle abweichend. Er hielt die Entscheidung für so wichtig, daß er sie nicht selbst treffen mochte und sie deshalb dem General von Moltke vorlegte. Von dort traf die Weisung des Angriffs auf den nächststehenden Feind ein und somit war die Richtung auf Troyes aufgegeben, die dagegen auf Vesoul vorgeschrieben.

Auch Remiremont hatte der Feind, wie sich bald ergab, ohne Widerstand aufgegeben und war in Unordnung auf Besançon und Belfort zurückgegangen. So stand dem Vorrücken und dem Besetzen von Vesoul kein wesentliches Hindernis entgegen, wenn auch die übel beratene Bevölkerung vor der Front wie im Rücken manchen krampfhaften Versuch machte, die Fortschritte unseres Heeres zu hemmen. Aufgereizt wurde sie dazu durch die Aufrufe und Maßregeln der mit Recht oder Unrecht fungierenden Behörden, welche z. B. durch Dekret vom 14. Oktober eine allgemeine Lokalverteidigung angeordnet hatten.

Hier mag es erlaubt sein, über die ganze Sache der sogenannten Nationalverteidigung mit ein Paar Worten unsere Meinung einzuschalten.

Sicher ist es, daß jeder gute Bürger sein Vaterland zu schützen und dem Feinde im Lande jeden Abbruch zu thun, jedes

Hindernis zu bereiten verpflichtet ist, soweit es nur immer in seinen Kräften steht. Wir tadeln also den Grundgedanken eines allgemeinen Volksaufstandes so wenig, daß wir unter Umständen ihn für eine heroische That, der Unsterblichkeit wert, erachten. Aber — unter Umständen!

Wer die Brandfackel eines allgemeinen Volkskrieges in eine Landschaft hineinwirft, der muß auch nach Menschenkräften für den Erfolg gesorgt und ihm vorgearbeitet haben. Wer aber zur unrechten Zeit, nach blinden Eingebungen wilder Leidenschaft ziellos das Leben friedlicher Bürger einsetzt, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg zu haben, wer ohne Sinn und Verstand nicht nur die Männer, sondern auch unreife Knaben und zitternde Greise einem gewissen Tode entgegenführt, wer planlos die wildesten Leidenschaften im Volke entfesselt und dadurch natürlich bei dem Gegner die schärfsten Gegenmaßregeln hervorruft: der ist kein Held, sondern ein Hochverräter an seinem Volke, und über sein Haupt kommen die Ströme Blutes, die nutzlos vergossen wurden.

So war es hier. Wenn die organisierten Streitkräfte des Landes nicht ausreichten, trotz ihrer numerischen Überzahl, den Fortschritt unseres XIV. Korps aufzuhalten, so konnten es die vereinzelt unternommenen Leistungen der Bevölkerung, die zusammenhanglosen Überfälle kleinerer Abteilungen, Patrouillen und Requisitionskommandos gewiß nicht. Und wenn sie — was unbestritten ist — trotzdem einen Teil der Kräfte unsrer Truppen in Anspruch nahmen und manchem braven deutschen Soldaten das Leben kosteten, so riefen sie — was natürlich ist — dafür die ernstesten Gegenmaßregeln der deutschen Heeresleitung ins Leben und weckten bei dem einzelnen Soldaten eine Erbitterung, die das Land oft genug schwer büßen mußte.

Der deutschen Heeresleitung gebührt das Verdienst, daß sie, unbeirrt durch persönliche Leidenschaft, nur so weit in ihren Gegenmaßregeln gegangen ist, als unumgänglich notwendig war, und daß sie durch strengste Disziplin die erregten Gemüter ihrer Soldaten von Ausschreitungen zurückhielt. Nur so ist es ge-

kommen, daß der Krieg in diesen Gegenden nicht viel grausamer und empfindlicher für Land und Leute geführt worden ist. Mögen die Franzosen sich dafür namentlich bei dem General Werder, dessen Namen sie freilich in „Mörder“ umgestalteten, bedanken — er hat dem unglücklichen, irre geleiteten Lande viel selbstverschuldetes Unglück erspart.

Freilich, daß die Gemeinden da, wo in ihren Bezirken oder in ihrer Nähe feindliche Handlungen gegen unsere Truppen begangen worden waren, dafür verantwortlich gemacht und durch Kontributionen gestraft wurden — das war unumgänglich notwendig. Wer nur immer durch irgend ein Abzeichen oder sonst genügend sich als Soldat oder einem militärischen Verbande angehörig ausweisen konnte, der durfte sicher sein, wenn er in die Hände der Deutschen fiel, auch als Soldat behandelt zu werden und völkerrechtlichen Schutz zu genießen. Wer aber ohne Legitimation in offenem oder verstecktem Angriffe mit der Waffe in der Hand betroffen wurde, dem gebührte ohne besonderen Urteilsspruch nach Kriegsrecht der Tod.

Und sollten weichherzige Philanthropen, die dieses lesen, das für barbarisch und grausam halten, so rufen wir ihnen zu: „Stellt euch nur einmal in offener Feldschlacht und in redlichem Kampfe dem Feinde entgegen und dankt Gott für eure Errettung, um im nächsten Augenblicke euren besten Freund von einer heimtückischen Kugel neben euch gefällt zu sehen; wo kam sie her? Ein Pisang hinter der Hecke hat sie auf euch Nichtsahnende hinterrücks abgeschossen, um gleich darauf die Flinte wegzuwerfen und pfeifend, die Hände in der Hosentasche, an sein Frühstück zu gehen und abzuwarten, bis sich ihm Gelegenheit zum zweiten und dritten Meuchelmorde aus dem Verstecke darbietet. Ist das ein Feind, dem Soldatenrecht zukommt? Nimmermehr! An die Mauer oder an den nächsten Baum mit der Kanaille zur Warnung für die übrigen!“

So dachten wir damals alle, und ich muß gestehen, auch heute nach 18 Jahren kann ich der Sache keine mildere Auffassung abgewinnen. Der Krieg ist kein Kinderspiel — wer mit-

spielt, thut's um den Einsatz seines Lebens. Das müssen auch die Halunken wissen, nicht nur die ehrlichen Leute.

Und doch — das ist gewiß das ehrenvollste Zeugnis für die Mäßigung der deutschen Machthaber — ist im Bereiche des XIV. Armeekorps in diesem Feldzuge nur Eine derartige Exekution vorgekommen. In Gray wurden vier Individuen, die auf der That ertappt waren, — nicht ohne vorhergehende kriegsrechtliche Verurteilung — erschossen.

Der Fall mag vielen andern als heilsame Warnung gedient haben.

II.

Von Vesoul bis Dijon.

Am 19. Oktober wollte General von Werder auf Langres weiter marschieren, aber gleichzeitig traf ein Telegramm Moltkes ein, welches die Verfolgung des Feindes bis Besançon gestattete und dann den Weitermarsch westlich über Dijon auf Bourges anordnete.

Das gab ganz neue Direktiven und stellte neue schwierige Aufgaben. Ohne im Rücken genügend gesichert zu sein, sollte das Korps in eine dicht bevölkerte Gegend hineinmarschieren, in welcher den Gerüchten und unbestimmten Nachrichten nach außer der Armee Cambriels bedeutende Massenaufgebote Gambettas sich zum Widerstande rüsteten. Man wußte ferner, daß Garibaldi in französischen Dienst getreten war und bei Dôle die Formation eines Korps begann. Außerdem drohten rechts und links und teilweise im Rücken die Festungen Langres, Besançon und Belfort, von denen die letzteren den noch völlig unberührten Süden als Hinterland mit überreichen Hilfsmitteln hinter sich hatten. Man wird es den Herren im Werderschen Generalstabe nicht verdenken können, wenn sie trotz alles Wagemutes ein wenig

das Gefühl hatten, als marschierten sie in einen offenen Löwenrachen.

Indessen der Befehl lautete bestimmt, er ließ ein Abweichen nicht zu, und das war gut. So nahm er den Beteiligten auch die Qual und Verantwortlichkeit der eigenen Wahl. Sofort ging es an die nötigen Vorarbeiten, um die bezüglichen Bewegungen einzuleiten. Es sollte auf Dijon über Gray derart marschiert werden, daß die Hauptstadt Burgunds am 24. erreicht würde; nachdem man bei Gray über die Saone gegangen, wollte man alle Brücken hinter sich abbrechen, um den Truppen Cambriels das Nachrücken zu erschweren. Von Dijon dann und nach Ausnutzung der reichen Hilfsquellen dieser Stadt sollte es auf Bourges gehen. Der Weg dahin betrug 48 geographische Meilen.

Eben haben die Herren vom Generalstabe die neuen Direktiven ausgearbeitet und die Ordonnanzen schicken sich an, dieselben den Detachementsführern zu überbringen, da jagt auf schaumbedecktem Pferde ein Adjutant heran. Er bringt überraschende Nachrichten. Man hat bei Lure eine Post aufgefangen, wonach das Korps Cambriels sich neuerdings bis an den Ognonfluß vorgeschoben hat, Rekognoszierungs-Patrouillen sagen dasselbe aus — da bietet sich eine prächtige Gelegenheit, dem ohnehin schon durch wiederholte Schläge erschütterten Gegner einen neuen zu versetzen, ihn nach Besançon hinein zu werfen und ihm für die nächste Zeit das Verfolgen zu verleiden.

Diese Gelegenheit muß benutzt werden, der mühselig eben erst ausgearbeitete Plan muß völlig umgestoßen werden — die Arbeit beginnt von neuem. Ja, so war es beim Werderschen Korps immer; auch nur für den folgenden Tag sichere Dispositionen zu treffen, war fast unmöglich.

Nun wurde bestimmt, daß das ganze Korps unter Festhalten von Vesoul links schwenkte und mit drei Brigaden auf Besançon vorstoßen, den vor der Festung stehenden Feind schlagen und hierauf in das Saonethal zurückkehren solle. Gleichzeitig erhielt die badische Kavallerie-Brigade den Auftrag der Rekognos-

zierung gegen Dôle und Auxonne und der Zerstörung der Eisenbahnen.

Am 20. Oktober war Ruhetag, am 21. Oktober begann die Bewegung, auf welche General Werder große Hoffnungen setzte, am 22. früh erreichte man, ohne bisher auf den Feind gestoßen zu sein, den Ognonfluß. Hier sah sich die Avantgarde der Kolonne Degenfeld, bald auch die des Generals Keller in ein lebhaftes Gefecht verwickelt, während Prinz Wilhelm den Ognon unbesetzt gefunden hatte. General Werder ordnete nun an, daß die Generale von Degenfeld in der Mitte und von Keller links sich zurückhalten, während Prinz Wilhelm bei Pin über den Fluß gehen und den Feind im Rücken fassen sollte. So glaubte er den dem Schutze der Festung entzogenen Feind vernichtend schlagen zu können. Allein der gut angelegte Plan scheiterte zum Teil an Zufälligkeiten. Zunächst sah sich General Degenfeld um 1 Uhr durch die Offensive des Gegners gezwungen, seine ganze Brigade zu entwickeln, ja sogar eine Verstärkung durch Teile der Kolonne Krug war nötig, um den Feind in Schach zu halten; das führte dann aber bei dem wachsenden Eifer und Kampfesmut der Truppen zu einem verfrühten Vorstoß auf Etuz, der das ganze diesseitige Ufer des Ognon in unsere Hände brachte. Ja, General Degenfeld stürmte gegen 3 Uhr, als der wiederholt verstärkte Feind wieder heftiger zu feuern begann, unter dem wirksamen Feuer seiner Batterien über die Brücke in das jenseits gelegene Dorf Cussey, das bei den Klängen des Avanciermarsches, unter dem Wirbeln der Trommeln und donnerndem Hurra gestürmt wurde. Der Feind wich in den Wald südlich des Dorfes.

Sehr schön, aber wo bleibt die Umgehungskolonne des Prinzen Wilhelm? Vergeblich schaut der Feldherr nach ihr aus, indessen, da auch links von General Degenfeld die zur Unterstützung herangezogenen 30er mit großer Bravour aus den Weinbergen den Feind über die Höhen auf Chatillon zurückwerfen und der Feind im Rückzuge begriffen ist, so beordert er die Kavallerie zum Einhauen und zur Verfolgung. Gewiß ist der

Feind geschlagen, er flutet sogar in wilder Flucht auf Besançon zurück, aber der ganze Erfolg fehlt — der Rückzug ist jenen nicht abgeschnitten, die Kolonne des Prinzen Wilhelm hat nicht eingegriffen. Und das kam ganz natürlich daher, daß der letztere, dessen Avantgarde vom Gefecht bei Etuz wegen des abstehenden Windes nichts gehört hatte, den Befehl zum Vorrücken erst um 2 Uhr nachmittags empfing und so erst fast beim Dunkelwerden auf dem Gefechtsfelde eintraf.

Und doch hatte der Tag den unbestrittenen Erfolg, daß das Korps Cambriels neben starken Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen auch den Rest seines inneren Haltes eingebüßt und für die nächste Zeit alle Fähigkeit und Lust, die schützenden Mauern von Besançon zu verlassen, verloren hatte. Der Hauptzweck des Unternehmens war also erreicht, und General von Werder konnte beruhigt seine Truppen, wie von vornherein beabsichtigt war, ins Saonethal bei Gray zurückführen. Freilich wurde ihm dieser scheinbare Rückzug von den sanguinischen Franzosen als Flucht ausgelegt und an dieser irrigen Voraussetzung belebten sich von neuem die oftmals enttäuschten Hoffnungen der Feinde. Das Franktireurkorps des Oberst Perrin, welches sich das Ognonthal herauf wieder nordwärts vorschob, sowie die Bestrebungen der Leiter des Volksaufstandes stachelten die unglückliche Bevölkerung auf, über die Deutschen herzufallen, was freilich an der schlagfertigen Wachsamkeit unserer Soldaten scheitern mußte.

Und immer noch regnete es in Strömen, als die Werdersche Armee nunmehr ihren Vormarsch auf Dijon antrat. Die Kranken nebst einigen Ärzten mußte man in Vesoul zurücklassen, dafür hieß man aber zur Sicherheit derselben den Maire dieser Stadt als Geisel mitmarschieren, was für den alten Herrn zwar unbequem und kitzlich war, ihm aber doch nicht erspart werden konnte.

Überall stießen die Spitzen der vorwärts marschierenden Kolonnen auf Barrikaden und Gräben, und hinter denselben knallten die Büchsen der Franktireurs. Dazu heulte der Sturm mit orkanartiger Wut und peitschte den Regen den Männern

ins Gesicht. Und dennoch ging es vorwärts, aber langsam, denn die Straßen waren durch die angedeuteten Hindernisse oftmals unwegsam und das Terrain neben den Straßen durch den anhaltenden Regen grundlos geworden. Es war eine ungemütliche Situation für den Soldaten in Reih und Glied, aber mehr noch für die verantwortlichen Führer an der Spitze. Sie tappten geradezu im Dunkeln. Daß vor ihnen sich neue größere, bisher nicht gekannte Formationen des Feindes befinden mußten, bewiesen der bereits gefundene Widerstand, sowie aufgefangene Briefschaften eines gewissen Lavalle, der sich commandant en chef de l'armée unterzeichnete und alle an der Straße liegenden Ortschaften zum Fällen der Bäume aufforderte. Auch vom Garibaldischen Korps kamen bestimmtere Nachrichten, wonach dasselbe schon auf ca. 10000 Mann angewachsen sein sollte, und von Dijon wurde gemeldet, daß die Stadt stark besetzt und zur hartnäckigen Verteidigung vorbereitet sei. Aber das war das Schlimmste nicht — dem Feinde, auch einem zehnmal überlegenen, wollte man schon die Zähne weisen. Nun aber fehlten seit mehreren Tagen alle Nachrichten aus dem großen Hauptquartier. Wie sah es vor Metz und wie vor Paris aus? Was ging an der Loire vor? War das Hauptquartier noch immer der Ansicht, daß General Werder auf Nevers marschieren solle, oder galt jetzt die Niederhaltung des Feindes im Saonethal als das Wichtigere? Wahrlich, eine schwere Verantwortlichkeit drückte auf den Führer dieses so ganz isolierten Korps, das nur noch mühselig seine Verbindung mit dem Elsaß über Epinal aufrecht hielt und sie beim Vorwärtsmarschieren ganz aufzugeben im Begriff war.

So war es denn dringend geboten, daß General Werder, ehe er den entscheidenden Schritt vorwärts that, am 27. Oktober durch starke Rekognoszierungen die Verhältnisse vor sich klar zu legen suchte. Er hegte dabei die geheime Hoffnung, daß inzwischen Direktiven von Moltke einlaufen und ihn der furchtbaren Verantwortlichkeit entheben möchten. Die Rekognoszierungen ergaben das Vorhandensein ganz bedeutender Truppenmassen vor

der Front, von denen Abteilungen bis zu 6000 Mann sich zeigten und teilweise angegriffen und zersprengt wurden, die Direktiven Moltkes dagegen blieben aus. Nun denn, in Gottes Namen vorwärts! Wir marschieren auf Dijon, daß diese Stadt am 30. Oktober bei guter Tageszeit besetzt werden kann. Der Feind wird angegriffen und geschlagen, wo er sich zeigt. Vorwärts!

Die feindlichen Truppen, die vor der Front des XIV. Korps ebenso zahlreich, als zaghaft auftraten, waren die nach dem Dekret der französischen Regierung aus Mobilgarden der Côte d'Or gebildete sogenannte Armee de la Côte d'Or, welche der vorhin genannte Lavalle als Oberst der Mobilisierten mit vielem Eifer auf die Beine gebracht hatte, freilich um zu erleben, daß sie bei der ersten ernstlichen Berührung mit dem Feinde in völliger Auflösung auf Dijon zurückging. Außerdem standen in der Festung Auxonne im Süden 2000 Mann Besatzung und eine Lyoner Brigade von ca. 3000 Mann; in der Gegend von Pesmes standen verschiedene kleinere Abteilungen unter Oberst Bourras und in Dôle, wie mehrfach angegeben, also ca. 6 Meilen entfernt, Garibaldi mit ca. 10,000 Mann. Rechnen wir dazu in Besançon, auch ca. 6 Meilen von Gray, das Korps Cambriels mit ca. 30,000 Mann, in Langres, 7 Meilen von Gray, ca. 6000 Mann und im Rücken Belfort mit ca. 10,000 Mann, dazu die Anfänge und Versuche einer levée en masse überall, so konnten die Werderschen mit Recht singen:

„Feinde ringsum!"

Aber was thut dies? Überdies zählten ja in den Augen unserer Soldaten diese Mobilgarden und Franktireurs kaum mit!

So ging denn in einem durch Ordonnanzen von Station zu Station beförderten Telegramm an General Moltke die Anzeige vom Weitermarsch des Korps ab und die Befehle zum Abbruch der Verbindung mit Epinal, wie zum Aufmarsch der Truppen waren expediert — da endlich, spät in der Nacht, traf ein Feldjäger ans dem großen Hauptquartier mit den längst

erwarteten Befehlen ein, die freilich dem Korps wiederum eine ganz neue Aufgabe zuwiesen und neue Maßregeln nötig machten.

General Moltke zeigte den bevorstehenden Fall von Metz an (die Depesche datierte vom 23. Oktober) und wies neben anderen Aufgaben, auf welche wir später zurückkommen, den General Werder an, „das Elsaß und die linke Flanke der über Troyes gegen die Loire marschierenden zweiten Armee Prinz Friedrich Karls zu decken, auch vor seiner eigenen Front die der eigenen Stärke angemessenen feindlichen Kräfte zu fesseln". Demgemäß sollte Werder hauptsächlich bei Vesoul stehen bleiben, aber auch Dijon besetzen und sich gegen Langres, Besançon und Belfort sichern. „Der Ausdehnung der Operationen nach Süden hin, auch über Besançon hinaus, steht nichts im Wege, sobald die Verhältnisse dies ohne Beeinträchtigung der in erster Linie gestellten Aufgaben gestatten."

Diesen neuen Dispositionen gegenüber beschloß General von Werder, zunächst sein Korps um Vesoul zu konzentrieren, Belfort zu beobachten, Gray zu behaupten und sich gegen Besançon zu sichern. Die Besetzung von Dijon sollte einem späteren Zeitpunkte vorbehalten bleiben. Aber kaum war dieser Plan gefaßt und die Bfehle zu seiner Ausführung gegeben, als Prinz Wilhelm von Baden meldete, daß die Straße nach Dijon frei und diese Stadt selbst unbesetzt sei. Das war eine überraschende Nachricht; wenn sie wahr war, konnte das politisch und materiell wichtige Dijon ohne Opfer genommen werden. Wer hatte jene Nachricht gebracht? Eine Dragoner-Patrouille unter Rittmeister Stehberger war unbehindert bis an die ersten Häuser der Stadt gekommen, und hier zwar beschossen worden, aber hatte sich doch durch den Augenschein überzeugen können, daß Dijon nicht die Absicht habe, sich zu verteidigen. Mitgenommene Geiseln bestätigten dies unter dem Hinzufügen, daß die Mobilgarden auf Lyon abmarschiert seien.

Dem gegenüber glaubte Werder den günstigen Moment benutzen zu müssen, und abermals — zum drittenmale innerhalb 24 Stunden — ergingen neue Befehle an die Truppen:

Kolonne Degenfeld und Krug sollten auf dem bezeichneten Marsche nach Vesoul verbleiben, General von Beyer mit den Kolonnen Prinz Wilhelm und Keller Dijon besetzen.

Wir begleiten die an der Spitze marschierende Brigade Prinz Wilhelm bei ihrem Vormarsch auf Dijon.

Die Meldung jener Patrouille, daß kein Widerstand vor der Stadt zu erwarten sei, bewahrheitete sich nicht — schon 1 Meile vor der Stadt gab es heftiges Feuer. Und doch hatten die Dragoner recht gesehen und recht gemeldet, nur die Verhältnisse in Dijon hatten sich über Nacht geändert. Infolge einer Arbeiteremeute waren die Behörden von Dijon zur Verteidigung der Stadt gezwungen worden. In der Nacht zum 30. waren mit der Eisenbahn 8—10,000 Mann Truppen, darunter 3 Linienbataillone, von Auxonne und Langres herbeigerufen, die Nationalgarde der Stadt und die Bürgerschaft, von einem plötzlichen heroischen Taumel befallen, wie er bei den Franzosen nicht selten ist, schlossen sich an und an ihrer Spitze zog Oberst Fauconnet, der den Oberbefehl übernommen und mit den Behörden der Stadt den Vertrag abgeschlossen hatte, den Kampf in der Stadt selbst nicht zu führen, dem anrückenden Feinde entgegen.

Oberst von Wechmar führt die Avantgarde des Prinzen Wilhelm, er stößt am Norgesbach auf die feindlichen Vorposten und zieht seine 2te leichte Batterie vor, dem Gegner die ersten feurigen Grüße zu spenden. 2 Kompanien gehen gleichzeitig, in Schützenschwärmen aufgelöst, vor, ein Bataillon des 2ten Grenadier-Regiments folgt. Aber der Feind wartet den Angriff nicht ab, er zieht sich auf die Höhen von St. Apollinaire zurück. Das Dorf liegt etwas unterhalb des Kammes eines langen Höhenrückens und dadurch, daß mehrere massive Mauern eine fast zusammenhängende Front gegen Osten bilden, bekommt die Stellung fast die Stärke eines Forts. Außerdem bildet noch ein vorliegendes, ummauertes Gehöft eine Art Bastion und angefangene Verschanzungen geben überall gute Deckung für die Schützen — eine furchtbare Position für eine halbwegs schlagfertige Truppe. Und doch geht Oberst von Wechmar ohne Be-

sinnen mit seiner Infanterie um Mittag zum Sturme über und nach $^{3}/_{4}$ stündigem Gefechte ist er im Besitze der Höhe. Die Franzosen haben schweren Verlust, der schwerste ist jedenfalls, daß Oberst Fauconnet tapfer kämpfend gefallen ist. Hochaufatmend stehen unsere Braven auf dem eroberten Hügel und schauen auf die zu ihren Füßen liegende, altehrwürdige und stolze Hauptstadt Burgunds herab.

Da, als wollte sie den mutigen Streitern den Siegespreis in herrlichster Beleuchtung zeigen, zerreißt die Sonne den dichten Wolkenschleier, der sie bis dahin hartnäckig verhüllt hat, und in lachendstem Sonnenscheine liegt Stadt und Umgebung da — ein herrliches Bild! Turmreich, hochragend liegt die Stadt und brausender Lärm tönt von ihr herüber, düster drohend steigen dahinter die hohen Bergkegel Talant und Fontaines auf, auf den weithingestreckten, weinreichen Abhängen der Côte d'Or heben sich die weißen Dörfer plastisch vom dunklen Hintergrunde ab. Ein Bahnzug dampft von Süden gegen die Stadt heran — bringt er den Franzosen willkommene Verstärkung? Sie brauchen sie kaum, es wimmelt von ihnen in den Weinbergen und Gärten, in den Villen und Gehöften, die alle kleinen Festungen ähneln, und auf der Straße Gray-Dijon haben sie als Mittelpunkt der ganzen Stellung eine riesige Barrikade errichtet. Auf sie! hier gilt's kein langes Besinnen. Dijon lockt als Siegespreis zu mächtig.

In breiter Linie steigt das 1. bad. Leib-Grenadier-Regiment den Bergabhang hinunter und ist bald im heftigen Gefechte, das trotz der mühsamen Bewegung im aufgeweichten Ackerboden langsam gegen die Stadt vorrückt. Von der Höhe unterstützen die drei Batterien, über welche die Kolonne verfügt, wirksam die Unsrigen und die Bataillone des 2ten Grenadier-Regiments weisen links und rechts die Überflügelungsversuche des Feindes zurück. Im Trabe kommt auch die Artillerie der Brigade Keller heran, die Infanterie derselben kann der sehr schlechten Wege wegen erst am Abende auf dem Gefechtsfelde eintreffen. Hurra! jetzt wird auf dem rechten Flügel die große Barrikade an der Straße

genommen, feindliche Infanterie wagt einen Vorstoß, wird aber abgewiesen, von Gehöft zu Gehöft avancieren die flinken Badener, überall zahlreiche Gefangene machend. Heftiger noch ist das Gefecht südlich der Straße. Hier erwehrt sich Oberst von Wechmar nur mühsam der feindlichen Vorstöße und in den Weinbergen kommt es zu wütendem Handgemenge. Aber schließlich dringen die Deutschen auch hier vor, und nun gelangen sie bis an die ersten Häuserreihen der Stadt.

Da beginnt der Kampf mit erneuter Wut zu toben. Jetzt tritt die Nationalgarde von Dijon zur Verteidigung ihrer Wohnsitze auf; in den verrammelten Häusern und hinter den zahlreichen Barrikaden stehen sie wohlgeborgen und schießen; zahlreiche nichtuniformierte Bürger, ja selbst Weiber beteiligen sich am Kampfe. Hilft alles nichts, von Haus zu Haus, von Barrikade zu Barrikade stürmen die Badener und bald sind die Vorstädte St. Nicolai und St. Michel in ihrem Besitz.

Aber nun bricht die Dunkelheit mit Macht herein — da wird die Lage der Stürmenden in der erst halberoberten Stadt bedenklich. General Beyer beschließt den Straßenkampf abzubrechen und die eingedrungene Infanterie aus der Stadt herauszuziehen. Ja, wenn das so leicht ginge! Die Hörner rufen in langgezogenen Tönen zwar zum Halten und Zurückgehen — aber die Tapfern drinnen, die sich festgebissen haben, hören lange nichts davon, und als sie sich endlich zum Rückzug entschließen, ist es dunkle Nacht geworden. Wie nun den Ausgang aus dem Häusergewirre finden?

Und doch gelang es, wenn auch unter schweren Verlusten. Schließlich hatte General Beyer die Genugthuung, keinen unverwundeten Mann in der Stadt zurückgelassen zu haben. Aber immer noch war die Lage der Deutschen schwierig, rechts und links aus der Flanke drohen Vorstöße des Feindes.

Hauptmann St. Ange führt sein Halbbataillon vom 2ten Grenadier-Regiment vom rechten Flügel aus gegen die Straße von Langres und die Nordeingänge von Dijon vor. Da plötz-

lich, im Thale stößt er auf eine andere, ihm entgegen kommende Truppe.

„Halt! Wer da?"

„Qui vive?"

Im selben Augenblicke knattern die Gewehre schon und mit wüstem Geschrei gehen die Franzosen zum Angriff über — aber ruhig und unentwegt brechen die Grenadiere mit einem Bajonettangriff sich Bahn.

Jetzt belebt sich noch einmal das Gewehrfeuer auf der ganzen Linie; die Franzosen haben nicht übel Lust, hinter unsern aus der Stadt abziehenden Leuten wieder ins freie Feld hervorzubrechen, aber unsere Artillerie, die nun in die Stadt ihre Geschosse von St. Apollinaire her sendet, benimmt ihnen gar bald diese Lust, auch haben sie vollauf zu thun, die Brände in der Stadt zu dämpfen.

Allmählich wird Ruhe, das Feuer verstummt. General Beyer hat seine beiden Brigaden auf St. Apollinaire zurückgenommen, von wo aus er am andern Tage die Stadt bombardieren und, wenn nötig, stürmen will. Die Soldaten sind todmüde. Sie sind 24 Stunden fast auf den Beinen, auf dem Marsche und im Gefechte gewesen, ohne abzukochen, und doch muß die Brigade Keller, teilweise wenigstens, noch in der Nacht vorgehen, um die Bahnlinien nach Lyon und Auxonne zu zerstören.

Nun deckt Nacht und Schlummer Stadt und Gegend, Feind und Freund. Nur die Wachtfeuer lodern und die Vorposten wachen. Da naht von Dijon gegen Varois, wo General Beyer sein Hauptquartier für die Nacht aufgeschlagen hat, ein schweigender Zug — die Abgeordneten von Dijon sind es, welche die Schlüssel der Stadt überbringen und um Schonung derselben flehen. Sie haben die französischen Truppen, wohl nicht ganz gegen deren Neigung, durch Bitten zum Abzuge bewogen und kommen nun, die Milde des Gegners anzurufen. Und das thaten sie nicht umsonst. Eine Konvention, in welcher sich die Stadt verpflichtete, für 20,000 Mann Lebensmittel und Vor-

räte zu liefern, wohingegen ihr völlige Indemnität für das Geschehene zugestanden wurde, kam bald zu stande, und am nächsten Tage, am 31. Oktober, gegen Mittag hielt General Beyer seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt. In der Präfektur nahm er seinen Wohnsitz.

Der gestrige Tag hatte unsern Truppen 10 Offiziere und 218 Mann, tot und verwundet, gekostet. Der feindliche Verlust entzog sich der Kenntnis und Schätzung unsererseits, unbeträchtlich kann er nicht gewesen sein.

Eine der ersten Anordnungen, die General Beyer traf, galt dem überaus ehrenvollen und feierlichen Begräbnisse des tapferen feindlichen Kommandierenden, des Obersten Fauconnet. Das machte einen gewaltigen Eindruck auf die Bürgerschaft, die auch sonst des Staunens über die gute Manneszucht und die Haltung unserer Truppen voll war. Sie konnte es umsomehr sein, als sie noch Tags zuvor die Zügellosigkeit ihrer eigenen Truppen aus nächster Anschauung kennen gelernt hatte, und nun Vergleiche anstellen konnte. In ganz Frankreich machte die Einnahme von Dijon einen großen moralischen Eindruck. Jetzt zum ersten Male fing auch der Süden des Landes an, für seine Sicherheit besorgt zu werden. Natürlich wurde die Besetzung der Stadt durch General von Beyer eine bleibende, während die übrigen Teile des XIV. Korps auf Vesoul in der vorgeschriebenen Weise zurückgingen und nur 2 Eskadrons in Fresnes St. Mamés die Verbindung aufrecht erhielten.

Hier lassen wir nun einstweilen die braven Kämpfer des Werderschen Korps der wohlverdienten Ruhe pflegen und wenden unsere Blicke und unsere Aufmerksamkeit einem anderen Teile des südöstlichen Kriegsschauplatzes zu, der oft genannten Festung Belfort und ihrer Umgebung.

III.

Belfort.

In den Direktiven für den General von Werder, welche in der Nacht zum 29. Oktober bei ihm eintrafen, war demselben unter Überweisung der 1ten und 4ten Reserve-Division auch die Aufgabe der Einschließung und demnächstigen Belagerung von Schlettstadt, Neu-Breisach und Belfort gestellt.

Wie diese Aufgaben hinsichtlich der beiden ersten Plätze gelöst wurden, ist anderweitig erzählt*) — wir wenden uns dem viel genannten, hart umstrittenen und seitdem allgemein bekannten Belfort zu.

Wie eine große, von Riesenhänden gethürmte Grenzmauer streckt im Westen der oberrheinischen Tiefebene die Kette der Vogesen sich von Norden nach Süden. Da, wo dieser Wall im Süden endigt, hebt sich die steil abfallende Kuppe des Elsässer Belchen. Zwischen ihr und den nördlichen Ausläufern des Jura-Gebirges öffnet sich eine breite Mulde, durch welche man, ohne auf große Schwierigkeiten zu stoßen, in den Süden Frankreichs gelangen kann. Das ist der berühmte Paß von Belfort, la trouée de Belfort.

Ob diese Öffnung in Urzeiten das Wasserthor bildete, durch welches die Wogen des Mittelmeeres in den See fluteten, der damals das oberrheinische Becken ausfüllte, und umgekehrt, — wer weiß es? Aber daß in geschichtlicher Zeit die Öffnung sich als ein Völkerthor erwiesen hat, durch welches nacheinander griechische Kaufleute aus Massilia nach Germanien und germanische Völker nach Gallien zogen, daß Cäsar und Ariovist um den Besitz desselben gestritten, die Ströme der Völkerwanderung sich meist durch diesen Paß gewälzt haben — das wissen

---

*) Man vergleiche Band IV des vorliegenden Werkes (v. Pressentin, „Straßburg unser! — Bis ans Meer") S. 66 ff.

wir. Und so ist es den Lauf der Jahrhunderte hindurch geblieben und auch noch heute ist Belfort der schwache Punkt unserer Westgrenze.

Von der Rheinebene an steigt das Terrain langsam, aber stetig, bis es bei Belfort das ausgeprägte Bild eines Gebirgskessels gewinnt, dessen südlichen Teil die Stadt einnimmt. Die Savoureuse, ein Nebenfluß des Doubs, durchfließt die zumeist durch Eisenindustrie belebte, nicht unansehnliche Stadt und teilt sie in zwei Hälften. Im Norden und Nordosten breiten sich Wiesen, im Süden desgleichen aus; im Westen bilden die Abfälle der Berge eine etwa 1500 Schritt breite Hügellandschaft und im Osten treten mehrere für die Festung äußerst wichtige, langgestreckte Hügelrücken, sowie vereinzelte Bergkegel und Hügelketten bis unmittelbar in den Bereich der Festung.

Die Stadtbefestigung, aus der Zeit Vaubans herrührend, zeigt die Gestalt eines Fünfeckes. Der Nordfront liegt das Kronwerk l'Esperance vor, auf der Südostseite hebt sich 80 Fuß über dem Straßenniveau auf einem steilen Felsenabhange die Citadelle der Stadt, genannt das Schloß. Weitere Forts sind la Justice und la Miotte, die beide durch fortlaufende Befestigungen mit einander in Verbindung stehen. Zwischen den beiden genannten Forts liegt außerdem ein verschanztes Lager für etwa 10,000 Mann. Auf dem rechten Savoureuseufer zur Deckung der nach Vesoul führenden Eisenbahnen liegt das Fort des Barres. Solange man keine weittragenden gezogenen Geschütze kannte, durfte man das also befestigte Belfort einen nach allen Richtungen wohl gedeckten Platz nennen; nun aber wies die Runde der detachierten Festungswerke doch eine bedenkliche Lücke auf und diese befand sich 2000 Schritt südöstlich vom Platze. Es war eine die Citadelle überragende und beherrschende Höhe, genannt les Perches. Der umsichtige Kommandant des Platzes erkannte mit scharfem Blicke die Notwenigkeit, sich den Besitz dieser Höhen durch Befestigungen zu sichern, und da der Verlauf der Dinge, die Verzögerung der Einschließung und Belagerung des Platzes, ihm hinreichend Zeit dazu ließ, krönte er beide

Höhen mit Werken von 350—400 Schritt Front und außerordentlich praktischer Anlage. Man darf sagen, daß Oberst Denfert, der wackere Kommandant von Belfort, durch die rechtzeitige Erkenntnis dieser Sachlage und durch die Aufführung dieser Werke allein die lange Dauer des Widerstandes der Festung ermöglicht hat. Denn Haute Perche liegt 30 Fuß höher, als die Citadelle, und ist in Wahrheit der Schlüssel der Festung. Noch ein Fort in der Nähe des Eisenbahnhofs, zur Deckung der gegen Süden gelegenen Vorstadt Montbéliard bestimmt, müssen wir der Vollständigkeit wegen erwähnen, es ist das Fort Bellevue.

Außer Metz und Paris war Belfort 1870 die einzige französische Festung mit detachierten Forts, und zwar lagen diese auf von der Natur so begünstigten Orten, daß sie den Geschützangriff des Gegners sehr erschwerten, ja fast unmöglich machten. Auch die Jahreszeit und die Beschaffenheit des Vorterrains waren für die Unternehmung des Angreifers so ungünstig wie nur denkbar. Endlich aber soll das Verdienst des tüchtigen Kommandanten nicht geschmälert werden, der nicht nur seine sehr ungleichen Truppen unter gleichmäßige, straffe, militärische Zucht zu bringen, sondern auch mit Zähigkeit und Geschick das Vorterrain der Festung zu verteidigen wußte. Aus dem Zusammenwirken aller dieser Umstände erklärt sich genügend die lange Dauer der Belagerung von Belfort. Daß man aber seitens der deutschen Heeresleitung so viel Zeit, Mühe und Menschenopfer an den Besitz dieses Platzes setzte, das erklärt sich aus der strategischen Wichtigkeit der Festung. Denn einmal ist Belfort Knotenpunkt der Eisenbahnen Mülhausen-Paris und Belfort-Dijon, und die Staatsstraßen von Basel und Straßburg münden in die Festung ein, um sich hinter derselben auf Paris und Lyon zu gabeln. Wer also Belfort nicht besitzt, kann weder durchgehender Eisenbahnverbindung, noch direkten Straßenverkehrs ins Innere des Landes sich erfreuen. Sodann war der Besitz der Festung für die Deutschen nach Niederwerfung des Elsaß und der dortigen festen Plätze von höchster Wichtigkeit, weil man die Erfahrung gemacht hatte, daß die gegen alles Deutsche einge-

nommene Bevölkerung dieses Landstriches erwiesenermaßen in der Festung einen Stützpunkt und einen Sammelpunkt des Massenaufgebotes fand.

Als der Krieg ausbrach, befand sich in Belfort außer einer Depot-Eskadron eines Kürassier-Regiments gar keine Garnison. Dieselbe war zur Unterdrückung ausgebrochener Arbeiterunruhen nach Mülhausen kommandiert. Dafür passierten zahlreiche Truppenkörper die Stadt, um aus dem Süden sich nach Straßburg zu begeben. Die Bevölkerung hatte ihnen lebhaft zugejauchzt und sie festlich bewirtet, war man doch auch hier, wie überall, fest überzeugt, daß die Armee auf dem direkten Vormarsche nach Berlin begriffen sei. Desto mächtiger wirkte der Rückschlag. Jetzt ergriff Schrecken alle Welt, die Straßen bedeckten sich mit Flüchtlingen. Man glaubte die Belagerung vor der Thüre und rettete sich und seine beste Habe nach der Schweiz.

Inzwischen sammelte sich unter dem Befehle des Generals Felix Douay das VII. Korps der französischen Armee in und um Belfort. Es sollte aus 3 Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Division bestehen, von denen aber in den ersten Tagen des August nur 2 der ersteren formiert waren und bei Colmar und Belfort standen, während der Rest bei Lyon noch in der Formation begriffen war. Nach der Niederlage bei Wörth erhielt General Douay am 7. früh vom Kaiser direkt die Weisung, eine Division nach Straßburg zu werfen, und mit den „beiden andern" Belfort zu decken. Das konnte der General freilich nicht, da er überhaupt nur noch eine Division hatte, denn die andere war schon am 4. von Mac Mahon nach Norden abberufen. Aber auch die ihm verbleibende flutete auf eine falsche Alarmnachricht in solcher Unordnung auf Belfort zurück, daß sie dort erst neu rangiert werden mußte, um dann mit den aus Lyon herangekommenen andern beiden Divisionen zu der Armee Mac Mahons abzurücken und deren Schicksal bei Sedan zu teilen.

Was blieb in Belfort? Anfänglich war die Festung ganz ohne Armierung und ohne Lebensmittel gewesen, als Garnison hatten nur einige Mobilgarden des Oberrheins gedient, denen

man eben erst Gewehre alter und ältester Konstruktion in die Hände gegeben hatte. Wenn nun die Preußen kamen?

Sie kamen nicht, sie konnten nicht kommen, sie lagen vor Straßburg fest und ließen notgedrungen den Belfortern Zeit, sich auf den kommenden Besuch vorzubereiten. Ein Bataillon regulärer Infanterie und 1 Batterie rückten endlich 3 Wochen nach der Kriegserklärung ein und dann sammelten sich allmählich die Mobilgarden der obern Saône. Als General Douay am 18. August abrückte, standen in Belfort nur etwa 5000 Mann Mobilgarden und 1 Batterie. Mit diesen Kräften arbeitete Major Denfert, schon seit mehreren Jahren Ingenieur-Offizier des Platzes, in fieberhafter Thätigkeit an dem Instandsetzen der Werke; am 20. August erhielt er endlich 4 neue Batterien regulärer Artillerie zur notdürftigen Armierung dieser Werke.

So traf die Festung und die Civilbevölkerung der Schlag von Sedan und die Proklamierung der Republik. Es liegt doch wohl in dem germanischen Charakter von Land und Leuten, daß der Umschwung der Dinge hier nicht mit den überschwänglichen Hoffnungen und demgemäß mit dem überlauten Jubel begrüßt wurde, wie anderswo in Frankreich. Man schaute in Belfort vielmehr mit ernsten und besorgten Blicken auf das nächstliegende Schauspiel, auf Straßburg; immerhin folgte man dem Impulse von oben und tröstete sich mit Hoffnungen, daß Vermittelung des Auslandes das herbeiführen würde, was die innere Kraft des Landes zu leisten nicht im stande war.

Um die Mitte September erhielt der General Cambriels das Kommando von Belfort und der Ostregion. Unter ihm formierte sich die Vogesen-Armee, welche wir bereits im Kampfe mit der Brigade Degenfeld und später am Ognonfluß nicht gerade heldenmäßig haben auftreten sehen.

Belfort sah in dieser Zeit ungeordnete Haufen schlecht gekleideter und dürftig bewaffneter Leute ohne jegliche militärische Ausbildung in seinen Mauern; hiervon wurden die am besten ausgerüsteten dem Korps, die übrigen der Festung als Besatzung zugewiesen. Aber einen bleibenden Vorteil gewährte diese Periode

der Unruhe und Aufregung der Festung: Waffen, Munition und Lebensmittel erhielt sie aus dem Süden reichlich, während sie Artillerieausrüstung an das Korps abgeben konnte.

Ständig aber blieb die Angst vor dem Anrücken der Deutschen und die widersprechenden, immer alarmierenden Nachrichten der im Ober-Elsaß zerstreuten Franktireurstrupps hielten die Bevölkerung in steter Verwirrung. Bald war der Feind hier, bald dort gesehen; jede preußische Patrouille wurde in den Nachrichten dieser militärisch ungeschulten Leute zu einem Armeekorps, jedes auftretende Requisitionskommando bewirkte eine Panik und so verbreitete sich, lange ehe die Deutschen kamen, ein solcher Schrecken vor ihrem Namen, daß alle Versuche, das Land im großen und ganzen unter die Waffen zu bringen, daran scheiterten. Die Franktireurs haben uns also in diesem Falle direkt genützt. Ganze Wagenladungen von Waffen, die von der Festung an die Ortschaften freigebig verteilt waren, gelangten wieder nach Belfort zurück oder wurden schwachen preußischen Abteilungen bereitwillig ausgeliefert.

Das wirkte auf die Ansichten und Entschlüsse der maßgebenden Behörden in Belfort selbst zurück. In den letzten Tagen des September wurde dort Kriegsrat gehalten und man beschloß zu einer Zeit, wo eine direkte und ernstliche Gefahr für die Festung noch gar nicht vorlag, entgegen der Meinung Denferts, für den Fall einer Belagerung das Vorterrain aufzugeben und sich auf die Festungswerke selbst zu beschränken. In der Stadt sammelten und häuften sich übrigens die aus ihren gewöhnlichen Sitzen nach und nach vertriebenen Zentralbehörden des Departements; Eisenbahn- und Telegraphen-Direktion, wie Gendarmerie-Kommando und zuletzt die Präfektur verlegten ihren Wohnsitz hierher und so war Belfort auch in der Verwaltung der Mittelpunkt des Departements Haut-Rhin geworden. Man ging sodann auch in der Stadt mit der Bildung eines Freikorps vor und der Stadtrat gab einen Soldzuschuß für die „Franktireurs von Belfort".

Da kam die vernichtende Nachricht: Straßburg ist gefallen!

Und gleich darauf die zweite: „Der Feind geht über die Vogesen!" General Cambriels warf ihm seine neu formierte Vogesen-Armee entgegen. Mit welchem Erfolge, haben wir gesehen. General Degenfeld schlug sie bei Raon l'Etape und Etival, und die ganze Vogesen-Armee flutete fluchtähnlich auf Besançon zurück — die Festung Belfort war auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Zum Glück für sie wurde nun der bisherige Major Denfert als Oberst zum Kommandanten des Platzes ernannt — so kam Thatkraft und Einsicht in die Maßregeln der nationalen Verteidigung.

Immerhin hatte der neue Kommandant eine Garnison von 16000 Mann zu seiner Verfügung und damit glaubte er sich stark genug, entgegengesetzt dem früheren Plane, auch das Vorterrain der Festung einem anrückenden Feinde gegenüber halten zu können. Wie sehr er damit das Richtige traf und unsere späteren Erfolge erschwerte und verzögerte, hat der Verlauf der Belagerung bewiesen.

Endlich kam auch ein Sonnenstrahl für die armen Belforter, ein Verbündeter der französischen Republik stellte sich bei ihnen ein: Garibaldi beglückte am 14. Oktober die Festung mit seinem Besuche und haranguierte vom Eisenbahnwagen aus die herbeigeströmte, natürlich ihm freudig zujauchzende Volksmenge. Aber auch dieser Verbündete brachte nichts, sondern forderte: er erhielt aus den Beständen eine Gebirgsbatterie für sein Korps und bezahlte mit Versprechungen für die Zukunft.

Und immer dichter zog sich das Gewölk zusammen, eine Hiobspost löste die andere ab. Schlettstadt fiel, Metz kapitulierte. Das letztere erfuhr man aus der Proklamation Gambettas und nun! — „sie kommen, sie sind im Anmarsch, sie sind da, die Preußen! Rette sich, wer kann!"

Eine Menge Familien benützten noch die letzten Tage des Oktober, in die Schweiz zu flüchten, ein wohlthätiger Aderlaß für die überfüllte Stadt. Kommandant Denfert selbst schickte die Seinigen dorthin. — —

Am 28. Oktober abends erhielt der Kommandeur der 1ten Reserve-Division den telegraphischen Befehl Moltkes: „Die Fe-

stung Belforts baldigst einzuschließen, die disponiblen Truppen der 4ten Reserve-Division hierzu heranzuziehen und mit dem General von Werder sogleich in Verbindung zu treten."

Zur Ausführung dieses Befehles setzte sich Generalmajor von Treskow I am 30. Oktober von Colmar aus mit 11 Bataillonen (1 Linien-, 10 Landwehr-), 7 1/4 Eskadrons, 4 Batterien und 1 Pionier-Kompanie in 3 Kolonnen in Bewegung. Er war noch nicht weit gekommen, da knatterte es schon vor seiner Front, die Quartiermacher erhielten aus den Ortschaften Feuer. Im Dorfe Gebersweier hatten die Franktireurs sich festgesetzt und mußten durch Granaten ausgeräuchert werden. Oberst von Ostrowski statuierte an zweien von ihnen ein warnendes Beispiel und legte jedem Dorfe, aus dem ein Schuß gefallen war, 5000 Francs Kontribution auf, auch wurden die Häuser einzeln abgesucht und die vorgefundenen Waffen vernichtet. In Sulz und anderen Ortschaften wiederholten sich dieselben Scenen.

Die nächsten Tage verliefen so unter stetem, aber fortwährend durch die Franktireurs aufgehaltenem Vormarsche der Deutschen, der sie am 2. November bereits bis in den unmittelbaren Machtbereich der Festung führte. Hier trat nun die Besatzung selbst in Thätigkeit, um die Zernierung womöglich zu verhindern.

Kommandant Denfert konnte nach den Terrainverhältnissen mit völliger Sicherheit den Weg bezeichnen, den der von Colmar her anrückende Feind nehmen würde, seine Zernierung nach Norden und Westen resp. Süden auszudehnen. Es waren die Dörfer Großmagny und Roppe les Errues, von wo die Kolonnen der Preußen sich rechts und links abzweigen mußten. Diese Ortschaften besetzten die Franzosen und bei beiden kam es noch an genanntem Tage zum Gefecht. Die Landwehrbataillone Deutsch-Crone und Bromberg warfen die Mobilgarden aus Groß-Magny bis nach Belfort hinein und nahmen ihnen ihr ganzes Gepäck und Lagergerät, die Hornmusik und viele Gewehre ab. Nach französischen Berichten kamen von den 770 Mann, welche die vorher befestigte Stellung eine Zeit lang verteidigten, nur

1 Kapitän, 2 Leutnants und 130 Mann am andern Morgen in Belfort an, die meisten anderen hatten vom Soldatenspielen ein für allemal genug bekommen und sich seitwärts in die Büsche geschlagen. Unsere Kolonne gelangte nach jenem Gefechte unbehindert gegen 3 Uhr nachmittags in Chaux, ihrem vorgeschriebenen Marschziele, an.

Die andere südliche hatte lebhaftes Gefecht gegen Linientruppen. Bataillon Stendal warf indessen auch hier den Feind und ging gegen Roppe vor; Oberst von Buddenbrock zog jedoch nachmittags seine Truppen auf les Errues zurück, um sich keine Blöße zu geben. Erst am 3. November wurde die Zernierung ohne ferneren Widerstand ausgeführt und ihre Linie zu einem gewissen Abschluß gebracht. Damit beginnt die Belagerung von Belfort. Der Feind hatte den Viadukt von Dannemarie im Westen der Festung gesprengt. Eine andere Sprengung, die der Chaussee zwischen Groß- und Klein-Magny, war ihm am 2. November glücklicherweise nicht gelungen. Bauern verrieten hinterher die Legung der Mine und am 6. November fanden unsere Landwehrmänner unter der Straßenbrücke eine mit 60 Zentner Pulver geladene Mine. Wäre die Brücke in die Luft geflogen, so wäre das, abgesehen von dem möglichen Verluste an Menschen, ein Verkehrshindernis für unsere Truppen gewesen, dem nur ein kostspieliger, zeitraubender Brückenbau hätte abhelfen können.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Ausnutzung aller lokalen Hilfsmittel richteten sich unsere Landwehrleute in den ihnen angewiesenen Ortschaften sowohl zur Abwehr feindlicher Angriffe, als auch zur Etablierung möglichsten Komforts in den Quartieren ein. Man muß das gesehen haben, wie schnell hier eine Barrikade, dort eine Bretterbude mit Tischen und Sitzbänken davor entsteht, um der Geschicklichkeit unserer Leute die gebührende Bewunderung zu zollen. Und die Landwehrleute sind denen von der Linie darin noch weit überlegen, sie haben die größere Übung und Praxis schon als Familienväter. Es verlohnte in diesen Tagen wirklich, eine Rundreise durch die Zernierungslinie um Belfort zu machen. Man stieß

überall auf fröhliches Leben und regen Wetteifer, mit der Ausstattung des als Quartier angewiesenen Dorfes dem Nachbar den Rang abzulaufen. Denn die Patrouillen, die unausgesetzt die Verbindung nach rechts und links unterhielten, erzählten Wunderdinge, wie die Bromberger links und die Stendaler rechts sich eingerichtet und was die Schneidemühler für eine forsche Restauration gebaut hätten. Konnte Inowraclaw da zurückbleiben? Durfte Conitz sich den Rang ablaufen lassen? Nimmermehr, der Lokalpatriotismus flammte hoch empor und der Ehrgeiz ersann die kühnsten und phantasiereichsten Bauten. Die Burg'er in Sévenans hatten drei Sophas und verschiedene Polsterstühle in ihrem Offizier-Kasino, da ruhten doch die Neustädter in Vézelois nicht, bis sie in das ihrige sogar ein Pianino geschafft.

In den ersten Häusern der Dörfer, dem Feinde zu, lagen die Wachen. Da gabs freilich keinen Komfort, wenn man nicht etwa die Schießscharten in den Mauern als Verzierungen und das Lagerstroh in den Stuben als Möblement gelten lassen wollte. Hier herrschte der bittere Ernst des Krieges — jedes Bataillon wußte, daß es bei einem Ausfalle und Angriffe von der Festung her auf sich selbst angewiesen sei und Unterstützung weder von rechts, noch links zu gewärtigen habe. Denn 11 schwache Bataillone umspannten in dieser Periode der Zernierung die Festung in einem Umkreis von 5—6 Meilen; eine völlige Absperrung, zumal da, wo bewaldete und schwer passierbare Berge sich in den Kreis einschoben, war gar nicht möglich. Der Wald bei Dorans und Botans z. B. blieb dem Feinde offen und der Arsotwald (im Norden) ist während der ganzen Belagerung in den Händen der Franzosen geblieben. Reserven gab es auch nicht, da hieß es denn auf Gott und die eigene Kraft vertrauen und die Augen offen halten.

Aber dahinter gewann der Soldat mit unverwüstlichem Humor dem Kriegsleben die freundliche Seite ab. Die Hauptsache für ihn ist und bleibt Essen und Trinken und die Sorge für die sonstigen leiblichen Bedürfnisse. Alle Zeit, die ihm der

strenge Dienst läßt, verwendet er dazu, für seinen Magen zärtliche Fürsorge zu treffen, ferner Waffen und Kleidung in möglichst propren Zustand zu setzen und dann — zu schlafen. Wer also in diesen Tagen durch ein solches von unseren Truppen besetztes Dorf vor Belfort wanderte, der sah die bärtigen Landwehrmänner mit Kochgeschirr und Löffel auf der Dorfstraße, an wettergeschützten Stellen der Höfe und wo sonst ein Plätzchen dem ewig strömenden Regen und dem Winde sich abringen ließ, mit heiligem Ernste hantieren. Erst in zweiter Reihe fielen ihm die andern Gesellen, die mit Bürsten und Putzlappen, mit Nadel und Zwirn an die Verbesserung der Garderobe sich wagten, in die Augen, und zum dritten staunte er, wenn er auf den Platz in der Mitte des Dorfes gelangte, welch ein Gedränge um die leinwandbezogenen Planwagen der Marketender hin und her tobte. Denn hier gab's, was der Soldat, zumal der aus Nord- und Nordost-Deutschland, nicht entbehren kann, woran er auch in seinem Civilverhältnis als Arbeiter zu sehr gewöhnt ist — den leidigen Schnaps. Ja, das sage und schreibe ich nun so, den „leidigen“ Schnaps! Ehrlich gestanden, hast du nicht selbst mit Vergnügen nach der vollen Flasche gegriffen, wenn dir die Seele im Leibe fror und die Zähne aufeinander klapperten? Hast du da auch vom „leidigen“ Schnaps gesprochen? Nein, nein, den mäßigen Schnapsgenuß soll man dem Soldaten im Felde nicht verkümmern, und der strenge Herr Bataillonskommandeur, unter dessen Fenstern die Marketender ihre Wagen haben aufstellen müssen, sorgt schon, daß keine Ausschreitungen vorkommen. Wenigstens sucht er dafür zu sorgen, ganz kann er sie aber doch nicht verhüten. Da hagelt es dann scharfe Strafen. „Wehrmann Kittkowski drei Tage strengen Arrest, weil er betrunken in den Dienst gekommen ist und der Wehrmann von Spohr desgleichen wegen Trunkenheit außer Dienstes.“ Der Wehrmann von Spohr ist ein Original, von dem der Kompanie-Chef nicht weiß, ob er ihn wegen Bravour zum eisernen Kreuz eingeben oder wegen Insubordination an den nächsten Baum binden lassen soll. Er ist einmal Einjährig-

Freiwilliger gewesen und hatte den Reserve-Offizier schon in der Tasche. Da hat ihm der Teufel, der in ihm spukt, einen dicken Querstrich durch die Rechnung gemacht. Er hat sich betrunken und sich an seinem Unteroffizier vergriffen, nun ist er nicht weiter gekommen als zum gemeinen Soldaten und als solcher ist er auch als Wehrmann wieder eingezogen. Armer Kerl! Das wurmt ihn und zehrt an ihm und treibt ihn immer wieder dem Dämon in die Arme, als welcher sich bei ihm wirklich der Schnaps erweist. Kommt's aber zum Angriff, wirbeln die Trommeln und blasen die Hörner: „avancieren!" da ist Wehrmann von Spohr gewiß allen andern voran, selbst den Offizieren läßt er den Vorrang nicht. Er ist der erste am Feinde, nichts widersteht seiner wütenden Tapferkeit — Himmel und Hölle! er will das eiserne Kreuz haben, um sich zu rehabilitieren und der Welt zu zeigen, was er für ein Kerl ist. Sonst ist ihm der Tod lieber, als dies Hundedasein, wie er seinem einzigen Freunde, dem Wehrmann Kittkowski, vorhin beim Branntwein geschworen hat. Vorläufig aber gibts keine Gelegenheit zu Heldenthaten und da haben sich die beiden wieder einmal sträflich betrunken und nun ereilt sie die rächende Nemesis.

Aber es gibt auch andere, freundlichere Bilder im Dorfe zu beachten. Dort in dem kleinen Vorgarten blühen noch einzelne Rosen und Astern, ein Wehrmann pflückt verstohlen eine solche. Er hat nach Hause geschrieben und packt nun die Blume als stummen und doch so beredten Zeugen seiner Liebe und Sehnsucht in das Kouvert mit den großen, ungelenken Schriftzügen, das die Aufschrift trägt:

An die Taglöhnerfrau Marie Gutschow
Absender: zu Plötke
Wehrmann Gutschow bei
im Landwehrbataillon Schneidemühl Schneidemühl.
Feldpostbrief.

Und nebenan malen eben seine Kameraden mit weißer Farbe, die sie irgendwo aufgetrieben, unter jubelndem Gelächter ein Wirtshausschild an den schwarzen Gartenzaun, eine Flasche

und zwei Gläser daneben und darum zieht sich die zierliche Inschrift: „zum Belforter Paradiese“ oder auch: „zum lustigen Wehrmann.“ Überhaupt fehlt es an meist mit Kreide gemalten Inschriften an Häusern und Zäunen nicht; vielfach verraten sie einen gesunden Soldatenhumor, und wenn an der baufälligen Baracke dort zu lesen ist: „Schneidemühler Glaspalast“ oder „Conitzer Ball=Etablissement“, so verzieht selbst der schnurrbärtige Herr Hauptmann, wenn er vorübergeht, sein grimmiges Gesicht zu einem verstohlenen Schmunzeln. Eines nur fehlt gänzlich in diesen Dörfern der Zernierungslinie, das ist die Civil=Bevölkerung, die ist mit Mann und Maus und Sack und Pack bei der Annäherung unserer Truppen davongelaufen und hat unsern Soldaten nicht viel mehr, als die vier nackten Wände ihrer Häuser zurückgelassen.

Überhaupt ist in den Dörfern um Belfort nicht viel zu holen. Einmal ist die Gegend an und für sich arm, sodann ist sie von der Festung aus vorher gründlich ausfouragiert und zuletzt haben die Ausziehenden und Fliehenden Zeit genug gehabt, alle bewegliche Habe in Sicherheit zu bringen. Auch dürfen die Requisitionskommandos sich nicht weit entfernen, denn ihre Abwesenheit würde die Ortsbesatzungen zu sehr schwächen. So bleibt nichts übrig, als sich auf Magazinverpflegung einzurichten, und sehnsüchtig erwarten unsere Wehrmänner die Ankunft der Proviantkolonnen von Straßburg. Am 10. November endlich trafen die ersten nach Überwindung großer Mühseligkeiten und Fährlichkeiten ein. Aber immerhin dauerte es noch Tage lang, ehe alle Truppenteile hinreichend versorgt waren.

Inzwischen nahm die Belagerung mit einer Art diplomatischer Verhandlung ihren Anfang. Am 4. November überbrachte Leutnant von Puttkamer als Parlamentär dem Kommandanten Belforts ein Schreiben, in welchem Generalmajor von Treskow den Oberst Denfert zwar nicht zur Übergabe aufforderte, demselben aber anheimstellte, den Platz anzubieten, wenn er die Einwohner der Festung und Umgebung von den Schrecken des Krieges bewahren wolle.

Der Kommandant erwiderte, daß er im Rückzuge der preußischen Armee das einzige Mittel erkenne, das Unheil einer Belagerung abzuwenden und daß er seinen Pflichten gegen Frankreich und die Republik nachkommen würde. Gleichzeitig erließ er eine hochtönende Proklamation an die Bewohner Belforts mit dem Refrain: „vaincre ou mourir — sterben oder siegen.“ Interessanter als dieses Schriftstück ist es, daß wir gelegentlich dabei erfahren, Oberst Denfert sei der eigentliche Urheber jenes Planes gewesen, den später Gambetta mit der Armee Bourbakis ausführte und der auf einen Vorstoß der Loire-Armee gegen Belfort und darüber hinaus event. in Süddeutschland hinauslief.

Einige Tage gehen die ritterlichen Verhandlungen mit Parlamentären und Briefen noch fort. Die Leichen gefallener Offiziere werden mit militärischen Ehren ausgeliefert, Briefe französischer Gefangener an Soldaten der Garnison von Belfort übergeben und was dergleichen Handlungen ritterlicher Kourtoisie mehr sind; da macht dem allen ein rauhes Eingreifen des Obersten Denfert ein jähes Ende.

Mochte ihm das öftere Erscheinen preußischer Parlamentäre verdächtig erscheinen, oder mochte er die öffentliche Meinung fürchten, genug: er verbat sich für die Zukunft die Absendung von Parlamentären „ohne genügenden Grund“. Natürlich veranlaßte das den General von Treskow, fortab jeden Verkehr mit der Festung abzubrechen. Von jetzt ab hatten nur die Waffen zu sprechen.

IV.

Fortgang der Belagerung und Beschießung der Festung.

Es galt nunmehr, Fühlung und Verbindung mit dem bei Vesoul stehenden XIV. Korps des Generals von Werder zu finden, dessen Oberkommando von jetzt ab die Belagerungstruppen unterstellt waren. Diese

Verbindung wurde Anfang November hergestellt und gleichzeitig die gemeinschaftliche Etappenbasis beider Heerkörper auf Epinal geleitet.

Kaum war dies geschehen, als der Ruf erscholl: „Garibaldi kommt!" Am 6. November sollte er zum Entsatz der Festung in Giromagny erscheinen. Nun war von Anfang an allerdings bei Freund und Feind die Wertschätzung der Hilfe, welche der Alte von Caprera der französischen Republik versprochen, keine allzugroße. Die Deutschen konnten sich die aus aller Herren Länder zusammengelaufenen Abenteurer und Freibeuter nicht sehr furchtbar vorstellen und die Franzosen, wenigstens das vom katholischen Klerus beherrschte Landvolk, nahmen an den ausgesprochen kirchenfeindlichen Gesinnungen Garibaldis und seiner Anhänger Anstoß, ja viele Landgeistliche verhinderten geradezu die Beteiligung ihrer Pfarrkinder an den Bestrebungen und Veranstaltungen des Gottesleugners und Papstfeindes. Immerhin war es Grundsatz der deutschen Heeresleitung, keinen Gegner zu unterschätzen oder zu übersehen, also traf sie auch hier durch Zusammenziehen ihrer Truppen von rechts und links Anstalten zum Empfange der Garibaldianer. Wer aber nicht kam, waren die Rothemden — ihre Bekanntschaft sollten wir erst geraume Zeit später machen.

Dagegen trafen für das Belagerungskorps in diesen Tagen mancherlei Verstärkungen von anderweitig freigewordenen Detachements und Truppenteilen ein, so daß nun die nötigen Reserven gebildet und Aufklärungen im Rücken der Belagerungslinie, namentlich nach dem Süden zu, gemacht werden konnten. Und das war sehr nötig, denn dort wurde es wieder recht lebendig und Meldungen über Meldungen von keck auftretenden Streifkorps des Feindes, Franktireurbanden u. s. w. trafen im Hauptquartier ein. Die Hauptpunkte, die in diesen Tagen besetzt wurden, waren Montbéliard und Mülhausen. Die letztere Stadt hatte sich eine ganze Zeitlang als selbständige Republik aufgespielt, dabei aber auch sehr bald die Schattenseiten des Pöbelregimentes kennen gelernt. Wenn Generalmajor von Tres=

kow nun, um die Industrie der blühenden Gewerbestadt zu schonen und der zahlreichen Arbeiterbevölkerung, die man auf 50,000 Köpfe schätzte, Erwerb zu geben, den Bezug von Kohlen aus Ronchamps bei Giromagny und den Verkehr mit Basel gestattete, so ging er dabei bis an die Grenzen des Entgegenkommens. Das erkannten die Mülhauser denn auch an und empfingen unsere Truppen wenigstens nicht unfreundlich. Freilich, bis dahin hatte ein arges Treiben in der Stadt geherrscht. Massenhaft — man sagte mehrere Hundert täglich — waren die wehrfähigen Männer dort über die Grenze nach Basel gegangen, wo sie vom französischen Konsul Scheine und Geld zur Weiterbeförderung über Genf nach Lyon erhielten. Diese Zuzüge dauerten zwar, aus Elsaß wie aus Lothringen, auch ferner, bis in den Dezember hinein, fort; allein der Hauptherd der Organisation war durch die Besetzung von Mülhausen fortab dem Feinde entzogen. Immerhin blieb es zu bewundern, wie trotz der sorgfältigen Überwachung von unserer Seite die Ordres zur Gestellung in so massenhafter Weise verbreitet werden konnten. Leute in Civil, die sich dem Betreffenden unter vier Augen als Gendarmen legitimierten, überbrachten sie und drohten den Betreffenden, daß sie, falls sie sich nicht stellten, nach Beendigung des Krieges als Vaterlandsverräter erschossen werden würden. Unsere Truppen waren nicht im stande, dieses Treiben gänzlich zu verhindern.

Man darf nun aber nicht annehmen, daß während dieser Zeit sich Kommandant Denfert in Belfort ganz unthätig verhalten habe. Er hatte nicht umsonst die Hälfte seiner Besatzung im Vorterrain außerhalb der Festung und wußte zu gut, was seinen Leuten fehlte, um sie nicht durch tägliche Unternehmungen, Ausfälle, kleine Exkursionen in Bewegung zu halten, sie zu üben und an Zucht und Disziplin zu gewöhnen. Es liegt hier der Vergleich mit dem Benehmen Bazaines in dem eingeschlossenen Metz nahe. Wenn es überhaupt gestattet ist, Großes mit Kleinem zu vergleichen, so müssen wir gestehen, daß dieser Vergleich sehr zu Gunsten des Kleinen, hier des Obersten Denfert, aus-

fällt. Bazaine hatte ein vorzügliches Material, zehnmal so stark als das von Belfort, in der Hand und ließ es allmählich zerfallen und durch Unthätigkeit zermürben; Denfert zwang 16,000 meistens ungeübte, undisziplinierte Menschen durch eine harte Schule bis fast zuletzt in den Bann einer eisernen Disziplin und machte dem Angreifer fast jeden Fuß Bodens streitig. Hat er doch erst in den letzten Tagen der mehrmonatlichen Belagerung seine Truppen in die Festung selbst hineingezogen, und was das zum Teil für Truppen waren, haben wir im Anfang der Belagerung bei Giromagny gesehen, wo von 770 fast $^2/_3$ nach einem unglücklichen Gefechte desertierten. Und durch welche Schule Denfert seine Leute zwang, dafür mag das eine Beispiel genügen, daß er einmal, vom 14. November ab, seine Mobilgarde, deren Schlaffheit in den Gefechten er erkannt und mißachten gelernt hatte, 9 Tage lang ohne Ablösung, ohne Ersatz an Lagerstroh und Wachtfeuer, mit ungenügender Kleidung den Unbilden der Witterung im Freien preisgab. Eine an's Barbarische streifende Behandlung, zumal sie nicht durch die eiserne Notwendigkeit bedingt war, sondern als Disziplinar-Maßregel aufzufassen ist.

Übrigens war die Festung durch die ununterbrochenen Beziehungen zu der Außenwelt über alle Vorgänge beim Belagerungskorps wohl unterrichtet und verfehlte wenigstens im Anfang nicht, diese Kenntnis gehörig auszunutzen. So kam es bald hier, bald dort zu täglichen Scharmützeln, und die Festungsartillerie schoß nach den ihr durch Signale bezeichneten Zielen mit so verteufelter Präzision, daß mehrere Male vom Oberkommando ernstlich erwogen wurde, ob man nicht lieber die Ortschaften ganz räumen und die Mannschaften in Baracken an gedeckten Orten unterbringen solle.

Einen größeren Ausfall unternahm Oberst Denfert am 15. November nach Westen gegen Bessoncourt, um dort den Zernierungsring zu durchbrechen und denselben glückendenfalls nach Süden aufzurollen. In drei Kolonnen brach der Feind vor Tagesanbruch hervor, links und rechts um zu demon-

strieren, während der Hauptstoß des Zentrums dem Dorfe Bessoncourt galt.

Dort lagen die Landwehrleute des Bataillons Neustadt vom 61ten Landwehr-Regiment unter Hauptmann von Tschammer, etwa 600 Mann stark, 2 Geschütze und 1 Zug Ulanen. Vor dem Dorfe lagen die Vorposten in Schützengräben, in den ersten Häusern des Dorfes selbst die Feldwachen, dahinter eine zweite Kompanie in Alarmhäusern, weiter zurück die beiden andern in größerer Ruhe.

Es ist fünf Uhr in der Frühe. Hauptmann v. Tschammer revidiert eben seine Postenlinie, da tönt ein Schuß durch die Stille der Nacht. Noch einer. Dann ist alles still. „Ach, vielleicht ein Übermut oder ein Versehen der Posten", denkt der Kommandeur, nachdem er einige Minuten vergeblich angestrengt gelauscht, und will seinen Weg fortsetzen. Da stürzt plötzlich aus der Dunkelheit zu ihm ein Mann und meldet, daß die auf der Straße nach Pérouse vorgeschobene Patrouille auf und neben der Chaussee feindliche Kolonnen im Anmarsch gefunden und auf sie geschossen hat. Bum, Bum! Da fallen wieder 2 Schüsse. Die Sache wird ernst. Die 3te Kompanie rückt in die Schützengräben. Lassen Sie „Ruf" blasen, kommandiert der Bataillonskommandeur. Im Dorfe wird es sofort lebendig, im Laufschritt eilt die Alarmkompanie herbei, hinten bläst es: „Das Ganze sammeln!"

Inzwischen belebt sich das Schießen in der Dunkelheit vorne, aber zu sehen ist nichts -- noch befindet sich alle Welt in Unklarheit, ob es sich hier um einen ernstlichen Angriff oder um einen der vielen falschen Alarme handelt. Auch Oberst v. Buddenbrock, der Brigade-Kommandeur, der im Dorfe sein Quartier hat, ist herbeigeeilt, nachdem er der Artillerie und Kavallerie Befehl zum Ausrücken gegeben hat.

Bald zeigt es sich, daß es diesmal Ernst ist. Noch deckt zwar Dunkelheit das Feld, aber schon kann man undeutliche Massen des Feindes erkennen und seine Salven, aufs Geratewohl gesendet, lassen über seine Stärke keinen Zweifel. Das

Bataillon liegt gedeckt in den Schützengräben und erwidert das Feuer des Feindes in ruhiger und gemäßigter Weise.

Nun ist es Tag geworden. „Donnerwetter! Das wimmelt ja von Rothosen vor uns. Wenn die, als die Patrouille auf sie schoß, mit festem Anlauf auf uns zugekommen wären — sie können ja höchstens 1000 m entfernt gewesen sein — hätten sie uns alle in Grund und Boden gerannt. Nun, Kerls, festgehalten. Achtung! Legt an! 500 Schritt — gebt Feuer!“

Nun gibts auch Artilleriefeuer auf unsere Stellung — das heult und zischt nicht schlecht. Und — schaut dort hinüber! Aus dem Walde fur Morveaux brechen sie in dichten Kolonnen; in der Front haben sie bisher nichts ausgerichtet, jetzt geht's auf die rechte Flanke.

„4te Kompanie ausschwärmen! Auf sie, Kerls! Hurra!“ Bum, bum! Gott sei Dank, jetzt feuern auch unsere Geschütze, das gibt Luft.

So wogt das Gefecht hin und her. Aber der rechte Flügel des Feindes, in einem tiefen Grunde gedeckt vorgehend, überflügelt den linken unserer Stellung, und jetzt geben sie auf 500 m so wirksames Feuer auf unsere Geschütze, daß diese schließlich zurück müssen.

Dreiviertel Stunden nur hat unsere brave Artillerie im Feuer gestanden und schließlich sind nur 2 Mann Bedienung für jedes der beiden Geschütze übrig. 2 Offiziere, 2 Unteroffiziere, 8 Mann haben wir verloren, übrig bleiben 8 Mann und von 17 Pferden 3. „Ulanen, trabt zu den Nachbarstellungen hinüber, Hilfe thut not.“ Du lieber Gott, die waren durch die Flügelkolonnen des Feindes in dieselbe Lage gebracht!

Nur 2 Geschütze können zur Hilfe nach Bessoncourt abgegeben werden. Festhalten, oder untergehen! Unterstützung gibts nicht.

Die Landwehr hielt fest. Mit unerschütterlicher Ruhe lassen sie den Feind auf 100—50 Schritt herankommen und eröffnen dann ein Schnellfeuer, das freilich ihnen fast die letzte Patrone kostet. Aber es wirkt auch. Der tapfere Führer der Mobil=

garden, Major Lanoir, sinkt, von einer Kugel durch den Kopf getroffen, lautlos vor der Front seines Bataillons zusammen. Hauptmann von Tschammer sieht sich unwillkürlich nach dem Schützen um, der dicht neben ihm den Meisterschuß gethan — er erkennt sein Schmerzenskind, den Wehrmann von Spohr, auf dessen Gesicht sich wilde Freude malt.

„Hurra, Herr Hauptmann, den hol ich mir!"

„Mensch, Spohr, sind Sie verrückt? Zurück, sage ich! Das ist ja Wahnsinn!"

Aber Spohr hört nicht. Er ist aufgesprungen, über die Brüstung des Schützengrabens geklettert und läuft nun, mit der ungeladenen Flinte in der Hand, hinter den fliehenden Feinden her. Dabei vergißt er ganz, was er ursprünglich wollte, er setzt den Flüchtigen nach. Jetzt hat er die letzten erreicht und wettert mit dem Kolben auf sie ein. Hei! wie sie auseinanderstäuben! Und weiter geht die wilde Jagd, der eine Mann hinter den fliehenden Hunderten, bis beide den Augen der Nachschauenden entschwunden sind.

Aber der Angriff ist abgeschlagen, überall ist der Feind im Rückzuge, den die Offiziere, mit geschwungenem Säbel zahlreiche Hiebe austeilend, vergeblich aufzuhalten suchen. Die Artillerie sendet ihnen die Abschiedsgrüße nach. Die kommen so leicht nicht wieder!

6 französische Offiziere, 21 Tote und 22 Schwerverwundete, 60 Gefangene lassen sie zurück. Unser Verlust ist dagegen, abgesehen von der Artillerie, gering — selbst Wehrmann v. Spohr kehrt, nachdem er sich weidlich mit den Franzosen herumgehauen hat, schließlich atemlos, mit zerrissenen Kleidern, einen Moblot, den er am Kragen gepackt, vor sich herstoßend, zurück, um mit zerknirschter Miene die Strafrede seines Hauptmannes anzuhören.

„Herr Hauptmann, ich konnte mich nicht halten", ist seine einzige Verteidigung, und der Hauptmann läßt sie schließlich angesichts des errungenen Erfolges und glücklichen Ausganges gelten.

Der Rückschlag dieses Gefechtes auf die Garnison war be=

deutend, zu einem größeren Ausfallgefechte raffte sie sich hinfort nicht mehr auf; dagegen hob der Erfolg die Zuversicht unserer Truppen bedeutend. Hinfort beschränkte sich Denfert in der Hauptsache auf die Defensive und suchte nur durch kleinere Unternehmungen das moralische Element der Garnison wieder herzustellen. Er schritt nun auch zur Bildung eines corps d'éclaireurs zu 8 Kompanien, die unter guten Offizieren und in einzelnen Schützengruppen unsere Vorposten ununterbrochen beschäftigten und ihnen vielfach Abbruch thaten.

Aber wer sich nicht zur Ruhe geben kann, das sind die Bullerjahns von den Forts; die brüllen von da ab Tag und Nacht und speien gegen Bessoncourt namentlich so viel Gift und Galle, daß wir, um unnötige Verluste zu vermeiden, am Abend des 17. Novembers unsere Landwehr aus dem Orte zurücknehmen.

Inzwischen spielt sich ein Vorgang ab, der in ergreifender Weise ein Friedensbild mitten in das Kriegstoben hineinwebt. Am 16. November wurden die mit Blumen geschmückten Särge der gefallenen französischen Offiziere den französischen Vorposten übergeben. Die Preußen beobachten dabei das ganze feierliche Zeremoniell, das in ihrer Armee beim Begräbnis eigener Offiziere üblich ist und erreichen dadurch — sehr zum Leidwesen des französischen Kommandanten — bei der Bevölkerung einen großen moralischen Erfolg.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber in solcher Weise, durch bloße Einschließung kommen wir dem Neste im Leben nicht bei. Hier müssen unsere 12= und 24=Pfünder ein Wort mitsprechen, und wenn der Angriff auch durch die Terrainverhältnisse sehr, sehr schwierig sein wird, so ist er doch von der Westseite noch am ersten möglich und erfolgversprechend.

Das ungefähr war der Inhalt eines Briefes, mit dem der Oberstleutnant von der Artillerie Hartmann im Auftrage des Generals von Treskow nach Straßburg gehen und ihn von dort an Moltke weiter befördern sollte. Aber schon war Moltke

diesem Ansuchen mit dem am 12. November eintreffenden Telegramm zuvorgekommen, welches also lautete:

„Nach Fall von Neu-Breisach ist nun Belagerung von Belfort einzuleiten. General von Mertens übernimmt Leitung der Arbeiten, Oberstleutnant von Scheliha Kommando der Belagerungsartillerie u. s. w.

gez. Graf Moltke."

Am 14. ging der letztgenannte Offizier von Neu-Breisach nach Belfort ab, der Transport der schweren Geschütze von Neu-Breisach ging allerdings nicht so schnell, denn er stieß auf ganz außerordentliche Hindernisse. Erstens mangelte es an Gespannen, dann regnete es vom 19. November an in wahrhaft abscheulicher Weise und die Wege waren derartig, daß die Straßburger Laufgräben in der schlimmsten Periode dagegen trocken erschienen. An ein Auffahren zum Park neben den Straßen war gar nicht zu denken, die 24-Pfünder sanken sofort bis zur Achse in den Morast, und so mußten schließlich alle Geschütze wie Wagen auf der Straße aufgestellt werden. Das war schon wegen der Unsicherheit der Gegend höchst mißlich und die Infanteriebedeckung war dazu eine sehr geringe. In La Chapelle, wo Kriegskasse, Verpflegungsmagazin und Feldpost etabliert waren, gab es richtig in einer schönen Nacht einen Überfall durch Franktireurs, der glücklicherweise ohne Ergebnis verlief.

Ein Teil der so mühsam herbeigeschleppten Geschütze kam bei Roppe und Bessoncourt sofort zur Verwendung, um die Zernierungslinie zu verstärken. Mit dem zweiten Transporte langten bayerische Pioniere an, dann kam bayerische, preußische und württembergische Artillerie, endlich auch der Ingenieurchef, General von Mertens, und nach sorgfältiger Rekognoszierung von allen Seiten beschloß man endlich, den Artillerie-Angriff von der Westseite her ernstlich zu beginnen.

Anfang Dezember waren im ganzen 8 preußische, 2 bayerische und 2 württembergische Belagerungs-Artillerie-Kompanien versammelt. Zu dieser Zeit schlug das Wetter um; auf die unausgesetzten Regengüsse folgten Schnee und Kälte, die Annehm-

lichkeiten des angestrengten Wachdienstes und der Vorbereitungsarbeiten für das Bombardement erhöhten sich dadurch nicht.

In der Nacht vom 2.—3. Dezember war der Bau von 7 Batterien bei Essert im Westen der Festung befohlen, von denen 1 gegen Fort Bellevue, 2 gegen les Perches, 3, 4 und 5 gegen les Barres und die Stadt, 6 gegen Bellevue und 7 gegen das Schloß wirken sollten. Nicht weniger als 11 Infanterie-Bataillone mußten zur Deckung dieser Arbeiten um Frahier-Essert konzentriert werden. Man kann sich denken, wie durch diese Zusammenziehung der Einschließungsgürtel von Truppen entblößt wurde.

Am 2. Dezember nachmittags 4 Uhr standen diese 11 Bataillone, teils zur Bedeckung, teils zur Vollführung der Erdarbeiten, bereit; um 5 Uhr setzten sich 5 Bataillone lautlos in Bewegung. Das Bataillon an der Spitze trug auf den Bajonetten Strohbündel, welche zur Lagerung auf dem hartgefrorenen Boden ausgebreitet werden sollten. Dahinter kamen 1500 Arbeiter in 9 Kolonnen mit Hacken, Beilen und Spaten und zuletzt wieder ein Bataillon Bedeckungsmannschaften.

So rückte man ca. 800 m über Essert hinaus; hier macht die vordere Linie Halt, zieht ihre Posten noch 75 m vor, und legt sich selbst dahinter in Linie auf die Erde, das Gewehr im Anschlag, um jede Störung der Arbeiten hinter ihr abzuweisen. In ihrem Rücken beginnt ein ameisenartiges Getriebe und Gewese; 1500 Mann arbeiten möglichst geräuschlos an dem Ausheben der Laufgräben und Kommunikationen. Bald nach 10 Uhr hat man das Schwierigste hinter sich, einige Deckung ist schon erlangt. Aber nun geht der Mond auf — wird der Feind nichts merken?

In regelmäßigen Zeitabständen gibt die Festung einzelne Schüsse nach Westen ab, aber auf die Arbeitsstätte fällt kein Schuß; dahingegen ist das Feuer nach Osten zu ziemlich lebhaft, wo die Verteidigung in der Richtung auf Andelnans den Feind bei der Arbeit vermutet. Aber gegen 2 Uhr in der Nacht wird das anders, jetzt muß der Franzose Lunte gerochen haben,

denn er schießt von da ab lebhaft nach Essert hinein und steckt das Dorf an mehreren Stellen in Brand. Der Feuerschein beleuchtet zeitweise die Umrisse der im Bau befindlichen Batterien tagehell. Aber munter geht die Arbeit fort, der Schweiß tropft den Wackern trotz der Winternacht von der Stirne, dafür nähern sich die Positionen mit Macht ihrer Vollendung.

Und von hinten rücken die schmucken 12= und 24=Pfünder heran, die hier ihr Wort mit dem Feinde sprechen wollen. Da ist auch ein langer französischer 24=Pfünder von Schlettstadt dabei, der hat sich — gewiß aus patriotischer Abneigung gegen die ihm zugemutete Rolle, gegen seine eigenen Landsleute aufzutreten — unterwegs auf die Seite gelegt und ist nicht von der Stelle zu bringen. Das gibt ärgerlichen Aufenthalt, und in Essert selbst, das der Feind jetzt heftig beschießt, haben sich 2 Geschütze der Batterie 4 festgefahren und versperren den engen Weg nun auch für die andern Batterien. Und doch — mit Ruhe und vereinten Kräften läßt sich viel ausrichten, um ½4 Uhr morgens stehen alle Geschütze mit Ausnahme des vorerwähnten halsstarrigen Franzosen in Position. Ein bedeutendes Werk ist geschaffen; nur dadurch, daß die Mannschaften mit fast übermenschlicher Anstrengung 12 Stunden hintereinander gearbeitet haben, ist eine Leistung möglich geworden, die den Feind völlig überrascht hat und die er sich jetzt, wo es hell wird, mit erstaunten Blicken anschaut. Benutzen wir diesen Moment, wo die Franzosen erst ihre Geschütze in die neue Richtung bringen müssen, ehe sie uns den Ausdruck ihres Grimmes über die bereitete Überraschung zukommen lassen, um von Batterie 1 aus einen Blick auf die Werke der Festung, die in der klaren Winterluft deutlich vor uns liegen, zu werfen. Da ist zur Linken Fort Miotte und darunter liegen die starken Wälle des Forts des Barres. Rechts von Miotte, nur wenig niedriger, erscheint Justice — dann die Felsmasse des Schloßberges. Zwischen Justice und Schloß liegt unten in der Niederung an des Barres anschließend die Stadt, rechts der Stadt Bellevue, weiter rechts reicht der Blick über den Grund von Rétenans hinüber auf die

Percheshöhen, wo Hautes und Basses Perches nach dieser Seite hin das Bild begrenzen.

Punkt 8 Uhr, sobald die durchbrechende Sonne ein genaues Zielen gestattete, gab Oberstleutnant Sasse das Signal zur Eröffnung des Feuers — ein überraschender Morgengruß für die Belforter, den sie zum erstenmale hörten, an den sie sich aber fortan gewöhnen mußten.

Noch bleibt die Festung stumm; es ist, als ob die Überraschung ihr die Sprache geraubt hätte. Aber es dauert nicht lange, da donnert's von Bellevue, des Barres, dann von den Perches, von der Stadt, dem Schloß; ja selbst la Justice und la Miotte, über 4500 m entfernt, schicken wider Erwarten ihre feurigen Visitenkarten. Das zischt und heult, das prasselt und brüllt, als ob die Hölle losgelassen sei. Mindestens 60—80 Geschütze des Feindes sind auf unsere Position gerichtet und überschütten sie mit einem Hagel von Geschossen. Wir haben auf einen feurigen Empfang gerechnet, aber dies geht doch über das Erwarten; unsere Verluste sind ca. 50 Mann stark, jedoch von den Geschützen wird keins demontiert. Endlich gegen Abend läßt das feindliche Feuer nach. Natürlich antworten wir kräftiglich, allein das nachmittags eintretende Schneegestöber hindert am Zielen und einschießen müssen sich unsere Artilleristen auch erst.

Eins ergaben schon die beiden ersten Tage des Geschützkampfes: der gefährlichste Gegner der Angriffs-Batterien war das Schloß. Nur wenn es gelang, das gefährdende Feuer des Schlosses zu dämpfen, konnte man hoffen, die andern Ziele erfolgreich zu beschießen. Es galt also, neue Batterien anzulegen und hierzu wurde eine Position nördlich Bavilliers für geeignet befunden. Das bedingte die vorherige Besitznahme des Terrains um Bavilliers. Man beschloß deutscherseits, zunächst Andelnans zu nehmen, darauf den Feind aus Danjoutin zu vertreiben und endlich die Waldhöhen des Grand Bois und des Bosmont zu besetzen. Für die Ausführung dieses Programms waren die Tage vom 8. Dezember ab bestimmt, und wurden mit altpreußischer Präzision dazu verwendet. Zwar die Unternehmungen am

8. und 9. gegen Andelnans und die Tuilerie vor Bavilliers scheiterten insoferne, als die schon genommenen Positionen vor der Übermacht des Feindes wieder geräumt werden mußten. Erst in der Nacht auf den 10. gelangte die wichtige Position der Tuilerie in unsern Besitz und bildete während der ganzen Belagerung auf dieser Front den vorgeschobensten Punkt des Angriffs. Wohl versuchte der Feind in Sorge um das Fort Bellevue in diesen Tagen Vorstöße gegen Bavilliers, aber diese wurden leicht zurückgewiesen und in der Nacht vom 13.—14. Dezember besetzte unsere Infanterie nach leichtem Gefechte das Dorf Andelnans, sowie die der Festung zu gelegenen Waldabhänge des Bosmont-Waldes und des Grand-Bois. Es ist unmöglich, unsern braven Landwehrmännern Schritt auf Schritt bei ihren meist nächtlichen Unternehmungen zu folgen, dafür sind der letztern zu viele, aber in den dadurch gewonnenen Positionen und in den hinter der Vorpostenlinie in Arbeit befindlichen Batterieanlagen dürfen wir um diese Zeit — d. i. Mitte Dezember — uns ein wenig umsehen, um die Strapazen des Dienstes und die Mühseligkeiten der Arbeiten einigermaßen zu würdigen.

Die Vorpostenstellung des Bosmont besetzen 3 Kompanien täglich, ihre Ablösung liegt wohl eine halbe Meile rückwärts. Mit aller Energie ist daran gearbeitet, den Waldrand gegen einen Vorstoß des Feindes zu schützen. Schützengräben für 8 bis 12 Mann, dahinter eine Strauchhütte zum Unterschlupf für die nicht auf Posten befindlichen, ziehen sich am ganzen Waldsaum entlang. Besondere Soutiens, wie sonst in der Vorpostenstellung, gibt es hier nicht, alles besetzt auf den ersten Alarm die Schützengräben und ist eigentlich 24 Stunden lang fortwährend auf Posten. Und das wiederholt sich alle 3, ja manchmal alle 2 Tage — bei der herrschenden strengen Kälte eine gewaltige Leistung für unsere Leute, die nur der voll und ganz zu würdigen weiß, der selbst einmal 24 Stunden auf Vorposten gelegen hat. Mit der Zeit sah sich die Leitung gezwungen, aus den Bataillonen die stärksten Leute herauszuziehen und aus ihnen

die Vorposten-Kompanien zu bilden, die anderen unterlagen nur zu bald den Strapazen. Und doch kann man nicht in Abrede stellen, daß von oben herab alles geschah, um die Mannschaft bei Kräften und guten Muts zu erhalten. Die Verpflegung war trotz aller Schwierigkeiten noch immer leidlich, auch für Bekleidung ward nach Kräften gesorgt und im Laufe des Dezembers entstanden an gedeckten Stellen nach und nach 24 heizbare Holzbaracken.

An dem Waldsaume des Grand-Bois hat das Bataillon Conitz seine ständige Vorpostenkette mit je einer Kompanie, seine Doppelposten stehen 50 m von den vordersten Häusern von Danjoutin. In Bavilliers liegen die 67er Füsiliere, die Vorposten an der Tuilerie stehen nur 150 m vom Feinde und das Artilleriefeuer der Forts gerade gegen diesen Ort macht den Aufenthalt höchst ungemütlich. Von dort bis Essert stehen weitere fünf Kompanien auf Vorposten, zum Teil in den Laufgräben der dortigen Batterien 1—7, deren jede Tag und Nacht je ein Geschütz mit Shrapnels geladen fertig hält, um einen etwa anstürmenden Feind zurückzuwerfen.

Dazu denke man sich einen dunklen, wolkenbedeckten Dezemberhimmel, dessen fahles Licht alles in einen gelblich-grauen Schleier hüllt, ab und zu tanzen auch die Schneeflocken dicht herunter, und von Zeit zu Zeit brüllen die Kanonen der Forts — das ist das Bild der Belagerung von Belfort so gegen Weihnachten von 1870/71.

Mein Gott, das schien alles wie mit dem Bleimantel der tödlichsten Langeweile umhüllt, da sah das Auge des in der vordersten Reihe liegenden Infanteristen gar keinen Fortgang und keinen Erfolg unserer Anstrengungen. Da drüben das Felsennest lag starr und unbeweglich und schien noch Jahre lang unseren Angriffen trotzen zu wollen. Von mancher bärtigen Lippe rang sich da ein bitteres Wort und ein böser Fluch, zumal die nahende Weihnachtszeit die Sehnsucht nach der Heimat, nach Weib und Kindern mehr als je in den Herzen entzündete. Wie lange soll das noch währen?

Ein wahrer Segen, daß die eiserne Disziplin des deutschen Heeres jene Regungen der Unzufriedenheit im Keime erstickt und nie zum klaren Gedanken, geschweige denn zur That werden läßt!

Und doch verhüllte sich unter der scheinbaren Unthätigkeit eine rastlose Thätigkeit unserer Angriffsleitung und hinter jenen vordersten deckenden Reihen der Infanterie entfalteten Artillerie und Pioniere fieberhaften Eifer, neue Geschützstellungen herzurichten, Material und Munition herbeizuschaffen und dem halsstarrigen Feinde mit wirksamen Mitteln immer näher auf den Leib zu rücken. Aber auf welche Schwierigkeiten stießen sie dabei! Es ist für den, der nicht mit dabei gewesen ist, unmöglich, sich ein Bild zu machen und selbst die lebendigste Schilderung wird hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Zunächst ging der Bahnverkehr von Straßburg über Mülhausen nur bis zu dem vom Feinde gesprengten Viadukt von Dannemarie. Von da ab begann der Gespannverkehr mit den im Elsaß aufgetriebenen Bauernwagen, Pferden und Fuhrleuten. Aber dieselben waren bei den weiten Entfernungen und schlechten Wegen sehr bald aufgerieben und Ersatz gab es in den ausgesogenen, menschenleeren Gegenden nicht. Als nun gar am 8. und 9. Dezember starkes Schneetreiben eintrat, die Wege im Gebirge verwehten und trotz Schneepflug und Massenaufgebot von Pisangs nicht mehr gangbar gehalten werden konnten, als selbst leichte Wagen stecken blieben und Munitionstransporte kaum zu ermöglichen waren, da war die Not groß.

Die Pferde versagten den Dienst und blieben zu Dutzenden an der Straße liegen, die Bauern, welchen mit dem Tode gedroht war, wenn sie den Preußen Dienste leisteten, benutzten jede Gelegenheit im Quartier oder auf dem Marsche, um mit oder ohne Wagen und Pferde davon zu laufen, und so sah man sich erhöhten Anforderungen der Belagerungstruppen gegenüber in der Leistungsfähigkeit auf ein Minimum beschränkt. Das war ein böser Zustand, und Kolonnenführer vor Belfort zu sein, war kein Ruheposten. Endlich überwies die Feldartillerie 54 Pferde aus ihrem Bestand — lange nicht genug, die entstan=

denen Lücken auszufüllen. Anstatt der schweren Wagen suchte man die in dieser Gegend gar nicht gebräuchlichen Schlitten einzuführen, aber vergeblich — nur im Januar konnten die hergestellten an ein paar Tagen gebraucht werden, denn im Gebirge dort fällt der Schnee lückenhaft und auf Strecken bester Schneebahn folgen Stellen, die ganz kahl sind.

Da war es denn kein Wunder, daß in der Geschützfront die Munition zu mangeln begann und daß einzelne Batterien zeitweise ihr Feuer ganz einzustellen hatten; auch an Hafer, Stroh und an Lebensmitteln für die Armee begann es zu mangeln und Requisitionen ergaben kein Resultat mehr, da man ja auch sich nicht allzuweit von der Festung entfernen durfte. Endlich sollten auch noch immer diplomatische Rücksichten genommen werden, da man im Elsaß möglichst schonend aufzutreten wünschte. So wurden denn zuletzt alle Bedürfnisse des Belagerungskorps direkt durch Lieferung aus der Heimat bezogen. Aber das Heranschaffen!

Und dann kam plötzlich Tauwetter und anhaltender Regen. Nun wurde es erst schön! Bald waren Laufgräben und Batterien bei Essert große Sümpfe und die Wege für jede Art Fuhrwerk absolut unbenutzbar. Die Feldwachen mußten zurück, denn in ihren Eingrabungen wären sie wie Mäuse in ihren Löchern ersäuft worden und im freien Terrain ohne Deckung konnten sie sich vor dem feindlichen Feuer nicht behaupten. Die Pioniere arbeiteten ununterbrochen Tag und Nacht an der Entwässerung unserer Stellungen, aber vergeblich, und so litt denn der Gesundheitszustand unserer Truppen empfindlich. Ein Hundeleben!

Zuletzt mußte die Munition von Mannschaften, die in den versumpften Laufgräben wie Frösche herumhüpften, zu den Geschützen getragen werden, denn selbst Schubkarren trug der Boden nicht, und die Geschütze mußten nach jedem dritten Schuß wieder gehoben und neu gebettet werden. Da war's denn doch ein Glück, daß am 21. Dezember wieder Frostwetter eintrat.

Und was machte derweilen der Feind in Belfort? Nun

ganz wohl war auch ihm nicht, wenn gleich er lange nicht so unter den Unbilden der Witterung litt, wie der Angreifer. Aber daß die preußischen Granaten, noch ehe eins der vorgeschobenen Werke gefallen war, von Essert her das Schloß erreichten, das ging ihm denn doch über den Spaß und erzeugte bei Garnison und Civilbevölkerung einen panischen Schrecken. Drangen doch schon am 4. Dezember bis in die Kasematten der Mannschaften die feindlichen Geschosse und töteten hier, wo man sich ganz sicher geglaubt hatte, gleich beim ersten Schusse 3 Mann. Da hatten die Herren Mobilen Reißaus nehmen wollen und nur die schärfsten Maßregeln Denferts und seiner Offiziere, die selbst hier ihre Wohnung hatten, verhinderten eine allgemeine Flucht. Überhaupt stand es unter der Einwirkung des feindlichen Feuers mit der Disziplin nicht allzu gut, mehrfach versagten ganze Bataillone den Gehorsam — um so höher ist die Energie des Kommandanten anzuschlagen, der schließlich alle diese unzuverlässigen und ungefügen Elemente unter seinem eisernen Willen hielt. Und unentwegt, selbst durch die anscheinende Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen — denn von den im Gegenteil großen Erfolgen sahen und hörten sie vorläufig nichts — nicht entmutigt, schossen die Preußen weiter, ihre Artillerietruppen vermehrten sich in der letzten Hälfte des Dezembers, ihre Anstalten wurden immer zweckmäßiger und mehr den gemachten Erfahrungen angepaßt; langsam, fast hätte ich gesagt lautlos, wenn das Brüllen der 24=Pfünder nicht in zu grellem Widerspruch mit diesem Worte stände, kamen sie dem umzingelten Feinde näher. Ihr nächstes Angriffsobjekt waren die Perches; dazu wurde in erster Reihe der Angriff auf die wichtige Position Danjoutin durch starke Beschießung eingeleitet. Schon waren 90 Geschütze vor Belfort schußbereit und 14 Batterien hatten ihr sicheres Emplacement gefunden, als die letzten Tage des Jahres 1870 hereinbrachen.

Einen endgültigen Erfolg hatte das große Jahr vor Belfort nicht herbeiführen können, aber eingeleitet war derselbe und kommen mußte er über kurz oder lang. Das war auch

ein Trost und eine Hoffnung, mit der unsere Braven vor Belfort in den grauenden Neujahrsmorgen des Jahres 1871 hineinsahen.

V.

In und um Dijon.

In den ersten Tagen des Novembers stand Werders Korps mit seiner Hauptmacht, der badischen Division, in Dijon, während andere Teile sich in Gray und in und um Vesoul scharten. Wo die deutschen Truppen sich zeigten, verschwanden die zahlreichen Franktireursbanden; wo jene abzogen, erstanden diese sofort wieder und wenn sie auch nirgends viel ausrichten konnten, so genügten sie doch, um hier oder dort eine Post zu überfallen, oder zurückgelassene Kranke schmählich zu mißhandeln und zu plündern.

Mit der ersten Reserve-Division, welche in diesen Tagen die Zernierung Belforts ins Werk setzte, gewannen die Werderschen von Vesoul alsbald Fühlung; die Isolierung der Festung gab dem Führer des XIV. Korps eine wesentliche Verstärkung auf seinem eigenen Operationsfelde und alsbald begann er nun, seine eigenen Truppen wieder vorwärts an den Feind zu bringen, um überall Aufklärung und Kenntnis zu gewinnen. Das zeigte ihm sofort, daß der Feind durchaus nicht daran dachte, das Feld zu räumen, vielmehr kamen aus der Gegend von Besançon, wie aus der von Dôle Nachrichten von bedeutenden Verstärkungen desselben. Und im Süden von Dijon, bei Nuits drängten Garibaldis Vortruppen nicht ohne Zuversicht heran und setzten den diesseitigen Patrouillen und Rekognoszierungs-Kolonnen ernsten Widerstand entgegen.

Das waren die ersten Vorboten der in Lyon sich neu formierenden großen Armee; aber schon diese Vorboten machten Werders Stellung mit 21,500 Mann und 72 Geschützen auf

einer ca. 12 Meilen langen Linie mit 3 feindlichen Festungen vor, hinter und neben sich zu einer sehr mißlichen. Dijon mit seinen 46,000 Einwohnern, unter denen sehr viele unruhige Arbeiterelemente, war in seiner Lage unmittelbar vor den Thalmündungen der Côte d'Or auch ein sehr ungünstiger Stützpunkt, und vor den Deutschen standen schon jetzt nach glaubwürdigen Nachrichten 60—70,000 Mann unter General Michel, Oberst Bourras und Garibaldi.

Unter solchen Umständen blieb den Deutschen nur das eine zu thun, um sich Luft zu machen — denn an Rückzug dachte weder Werder noch einer der Seinigen, und hätten sie daran gedacht, die strikten Befehle Moltkes aus dem Hauptquartier hatten es ihnen verwehrt: — unter zeitweiser Aufgabe von Dijon kräftig mit dem ganzen Korps von Gray und Vesoul zwischen Dôle und Besançon durchzubrechen und die Feinde einzeln und getrennt zu schlagen. Schon war in diesem Sinne alles eingeleitet — da kam die überraschende Nachricht, daß der Feind von Dôle und Besançon abziehe.

Der Fall von Metz hatte auch hier und bis hierher seine Wirkung gethan, die Franzosen fürchteten, daß Werder bedeutende Verstärkungen durch die von Metz kommenden Truppen erhalten und das Saonethal herabmarschieren würde. Deshalb wurde das Korps Michel, jetzt nach französischen Angaben 50,000 Mann stark, zur Deckung der Straßen nach Lyon zurückgenommen und Garibaldi von Dôle aus nach Autun beordert. In ersterer Stadt blieb nur Ricciotti Garibaldi mit einer Arrieregarde.

Ihnen nach rückten sofort am 11. und 12. November Werders Kolonnen, aber sie trafen den Feind nicht mehr. Dijon hatte dabei freilich aufgegeben werden müssen und die Kranken und Verwundeten waren einstweilen dem Feinde überlassen geblieben. Nun kam die Nachricht, Garibaldi rücke auf Dijon; auf der Straße hatte man einen Brief des Dr. Lavalle an den Präfekten in Beaune gefunden, in welchem diese Neuigkeit stand. Sie erwies sich als falsch, der Brief war absichtlich verloren.

Immerhin erachtete es Werder für das Beste, sich auf Dijon zurückzuziehen und abzuwarten, aus welcher Ecke der Feind nun hervorbrechen würde.

Zuvor aber galt's noch einen Auftrag Moltkes auszuführen und die Eisenbahn zwischen Lons le Saunier und Besançon zu zerstören. Major Bauer setzt ½ Bataillon seiner braven Badenser auf Wagen, ½ Eskadron Dragoner traben nebenher und 2 Geschütze rasseln hinternach — so geht's ins Land hinein. Salven krachen aus den Ortschaften ihnen entgegen, doch die schlechtgezielten Kugeln gehen über ihre Köpfe weg. Sie stürmen mit Hurra durch 3, 4 Ortschaften, endlich ist der Bahndamm erreicht. „Pulver herbei." Die Pioniere legen die Minen — nun los! Totenstille, kein Krach, keine Explosion! Was ist das. Ja, das ist ganz einfach, das mitgenommene, erbeutete französische Pulver taugt nichts. Fatal, aber da hilft nichts, die Braven müssen unverrichteter Sache zurück und sich noch einmal durch die aufrührerischen Bauern durchschlagen. Dafür stecken sie dem Feinde ein Fanal an, das ihm 20 Meilen weit die Kunde von dem Dasein der Deutschen bringt: die Staats-Pulverfabrik bei Pontailler mit ihren ungeheuren Vorräten an Faulbaumholz und Kohle geht in Flammen auf. Und nun zurück auf Dijon, wo die kranken Kameraden mit Schmerzen auf das Wiedereintreffen ihrer Brüder harren, denn schon macht der Pöbel dort Anstalten, die Lazarete zu stürmen und zu plündern. Vom 14. November an steht Werders Korps wieder um Dijon versammelt.

Und noch einer anderen kleineren Expedition sei hier erwähnt, weil sie kennzeichnend für die Gefahren ist, die auf Tritt und Schritt unsere Braven in diesem insurgierten, gebirgigen Terrain und in ihrer isolierten Lage umgeben. Hauptmann Flachsland vom badischen Leib-Grenadier-Regiment wird am 10. November nach Chatillon sur Seine entsendet, um nach dem Wunsche der Oberleitung die Verbindung mit der von Metz kommenden Armee zu suchen. Glücklich gelangt die kleine Truppe an ihr Marschziel, aber anstatt auf die Deutschen stößt sie

überall auf die höhnischen Gesichter und triumphierenden Mienen der Franzosen; von der Armee Prinz Friedrich Karls keine Spur weit und breit. Man denke sich die Lage der kleinen Abteilung inmitten dieser vielen Tausenden von fanatisierten Bauern und Bürgern, meilenweit von jeder Verbindung mit den Ihrigen abgeschnitten. Aber der Führer verliert den Kopf nicht, es gilt schleunigen Rückzug. Doch da kommen schon die Nachrichten, daß die Gebirgswege verlegt sind. Auf weiten Umwegen erst, unter ungeheuren Strapazen, mit Aufbietung aller Energie gelingt es dem schneidigen Offizier, die Seinigen ohne große Verluste ins Saône-Thal zurückzuführen. Solche und ähnliche Expeditionen gab es fast täglich, sie forderten von Führern und Geführten den ganzen Mann.

In Dijon, im Hauptquartier Werders, erwog man derweilen die nächsten Unternehmungen. Sollte man auf Châlon und Chagny, wo augenblicklich die Hauptmacht des Feindes, vorstoßen? Dann mußte man Dijon wieder aufgeben, was wegen des Lazaratwesens, der Kolonnen und der ganzen rückwärtigen Verbindungen nicht gut anging, oder man mußte es stark besetzen, was einen wesentlichen Teil des Korps beansprucht hätte. Und dann — die Offensive in einem Gebirge, wie die Cote d'Or ist, zu ergreifen, grenzt an Tollkühnheit. Das ist nicht eine zusammenhängende Hochfläche, auf der sich, wenn sie einmal erklommen ist, gut operieren läßt, sondern das sind unmittelbar aus der Ebene auftauchende Felseninseln mit steil zu den Wasserläufen im Thal abfallenden Wänden. Oben auf den Felseninseln erhebt sich dann gewöhnlich wieder ein Felskegel wie eine Citadelle und die Dörfer, die jene krönen, sind für den stürmenden Feind uneinnehmbare Festungen und natürliche Forts. Der Teufel mag in solchem Terrain gegen einen an Zahl weit überlegeneren Feind operieren. Werder beschloß wenigstens, ehe er etwas unternahm, die heranrückende 4te Reserve-Division abzuwarten, die nach der Kapitulation von Neu-Breisach teils zu seiner, teils zur Verstärkung des Belagerungs-Korps von Belfort dienen sollte.

Die dadurch eingetretene Ruhepause war den braven Soldaten Werders wohl zu gönnen. Namentlich Kleidung und Schuhzeug bedurften dringend der Aufbesserung und die Verpflegung mußte auch für jetzt und die Zukunft geregelt werden, sollten nicht ernstliche Gefahren für das Korps entstehen.

Aber mochten auch die großen Aktionen auf dem Kriegstheater einige Tage ruhen, der kleine Krieg ging rings um Dijon fort, das in diesem Augenblicke einer belagerten Burg nicht unähnlich erschien. Denn im Süden und Südosten, wie im Westen und Nordwesten drängten die Vorläufer der größeren feindlichen Scharen gegen die Stadt heran, hier Garibaldischer Scharen und Franktireurs, dort Avantgarden der frischen Truppen, welche unter den Befehlen der Generale Cremer und Crevisier, sowie der Obersten Celler und Bourras heranrückten. Einen Hauptschlag gegen diese ihn umschwärmenden Plänkler vermochte Werder nicht zu führen; viel thaten sie ihm ja auch nicht zuleide, denn ihre Unternehmungen waren meist planlos und ohne Zusammenhang, aber immerhin auch störend und hinderlich, und sie konnten mit der Zeit gefährlich werden. Am meisten erbitterten sie den gemeinen Mann bei uns, der fortwährend auf den Beinen sein und seine Patrouillen zuletzt gar zu Wagen abmachen mußte, weil er's zu Fuß nicht mehr schaffen konnte. Auf einem jener zweirädrigen Landkarren, wie sie dort im Gebrauche sind, zwei dicke Percherons hintereinander davor gespannt, fuhren unsere Patrouillen oft weit in's Land hinein auf Kundschaft. Weh dem Pisang, den sie dabei auf verdächtigen Wegen erwischten! Man konnte ihnen ihre Erregung wirklich nicht übel nehmen, wenn man die überaus pfiffige Manier erkannte, mit der die bäuerische Bevölkerung Vorposten- und Spionendienst für den Feind versah.

Da schleicht ein halberwachsener Junge auf Schußweite vor unseren Posten durch die Weinberge. Was will er? Treibt ihn Neugier oder die Lust, Holz zu stehlen? Gott bewahre, er ist die eine Hälfte eines feindlichen Doppelpostens; was er von den Unsrigen erspäht, teilt er der Frau mit, die 50 Schritt zu-

rück hinter Rebpfählen kauert und diese gibts weiter an ihren Mann, der am Eingange des Dorfes auf Posten steht. Von da ab aber wiederholt sich der alte Läuferdienst, den schon Cäsar bei den alten Galliern als vortrefflich eingerichtet geschildert hat; von Dorf zu Dorf zieht sich die Postenkette und in unglaublich schneller Zeit sind die Nachrichten von unserer Front meilenweit zu Behörden, Maires und Geistlichen getragen. Unter solchen Umständen verlernt der Soldat freilich, Pardon zu geben und den friedlichen Bürger von dem kriegführenden Soldaten zu unterscheiden. Der Vorpostenkampf an Côte d'Or wurde in dieser Zeit von Tag zu Tag zäher und verbissener.

Aber inzwischen ist auch die 4te Reserve-Division soweit herangekommen, daß sie die Sicherung der Etappen übernehmen und die Reserve des Korps bilden kann. Nun kann Werder seine frei gewordenen Abteilungen an sich ziehen und zu neuen Schlägen ausholen.

Ein namhafter Vorteil war es für die Oberleitung des Korps, daß endlich der Feldtelegraph bis nach Dijon geleitet werden konnte; wie wichtig das war, hat sich nachher in kritischen Momenten deutlich gezeigt. Aber welche Mühe, welche ununterbrochene Wachsamkeit und welche unerbittlichen Strafen kostete es, die mühselig hergestellte Leitung intakt zu halten! Schließlich aber waren die Landgemeinden doch so in Furcht gesetzt, daß sie selbst Wachen ausstellten, den Telegraphen vor Übelthätern zu behüten, weil ihr Geldbeutel sonst schrecklich büßen mußte.

„Rast ich, so rost ich!" — Werder dachte wohl an diesen Spruch, nur ungewiß war er noch, auf welchen Gegner er zuerst sich stürzen sollte. Aber die Wahl ersparten ihm die Feinde, sie selbst gingen zum Angriffe auf Dijon vor, und zwar war es der Alte von Caprera mit seinen Rothemden, der den ersten Streich thun wollte. Er hatte von Autun bis zur Seine seine Abteilungen vorgeschoben und Ricciotti hatte am 19. November im nächtlichen Überfall in Châtillon sur Seine einen Erfolg über die dortigen Etappentruppen davongetragen. Das hatte

das Selbstvertrauen der Rothemden nicht wenig gehoben; nun sollte Dijon und Werder selbst in ganz ähnlicher Weise darankommen. Die Einwohner waren gut benachrichtigt und zur Mitwirkung wohl bereit, auch General Cremer mit 8000 Mann sollte von Süden her seine Rolle in dem aufzuführenden Drama spielen. Wie schade, daß die Deutschen so wachsam waren!

Aber warum mußten die albernen Kerle, die die Unsrigen beschleichen wollten, auch am frühen Morgen des 23. November schon mit Trarablasen und Reveille-Signalen auf der Cote d'Or alles verraten? Ja, ohne Lärm und Fanfaren geht's bei ihnen einmal nicht ab und für die Unsrigen war das genug, sie zu warnen. Dorf Talant, das, hoch auf einem Felsenkegel gelegen, die Straßen nach Westen und Nordwesten beherrscht, wurde sofort besetzt und gegen einen etwaigen Annäherungsversuch des Feindes von Châtillon her eine Abteilung vorgeschoben.

Interessant war es, zu beobachten, wie die Annäherung der erhofften Befreier, man möchte sagen, instinktmäßig von den Einwohnern Dijons gefühlt wurde. Wie blitzten die Augen der Schönen auf den Straßen den Deutschen triumphierend entgegen! Wie herausfordernd benahmen sich die Gruppen von Blusenmännern auf den alten Wällen, wie sehnsüchtig schauten sie durch die Fernröhre, ob Garibaldi, der Held, der Befreier, noch nicht heranrücke! Und dazwischen standen, ernst und unbeweglich, die deutschen Soldaten Gewehr bei Fuß, als sähen und hörten sie nichts. Aber in Wahrheit war alles vorbereitet, daß beim ersten Trommelwirbel von der Mairie her die Bataillone geschlossen in die ihnen angewiesenen Stellungen rückten und dem Maire war bedeutet, daß der erste Widerstand der Civilbevölkerung den Untergang der Stadt bedeute. Wie mag der arme Mann an diesen Tagen vor Angst geschwitzt haben!

Inzwischen ließ sich Garibaldi Zeit. Er hatte am 24. sein Korps um Pont de Pany konzentriert und ging erst am 25. früh 7 Uhr zum Angriff über. Major Held vom 4. badischen Regiment wies diesen Angriff mit leichter Mühe ab und ebenso mißglückte der zweite Versuch gegen Corcelles les Monts

um 1 Uhr; es schien, als sei es noch nicht recht Ernst und übten die Garibaldianer sich erst ein wenig ein, denn wenn sie auch meist alte Soldaten waren und nicht ohne Kriegserfahrung, so kannten sie einander doch noch nicht recht und auch den Feind vor sich nicht genügend. Also, meinte der alte Garibaldi wohl, könne ein wenig Präparation für den Hauptkoup nicht schaden.

Am 26. November ging General von Degenfeld mit drei Bataillonen, 2 Eskadrons und 2 Batterien zur Aufklärung in nordöstlicher Richtung vor und stieß um 11 Uhr bei Prenois mit dem Hauptkorps Garibaldis zusammen, das in methodischer Ordnung unter persönlichem Kommando des alten Haudegens anrückte. Natürlich ging Degenfeld vor dieser Übermacht langsam zurück, ebenso langsam und bedächtig folgte Garibaldi. Zum Gefechte schien es an diesem Tage nicht kommen zu sollen. Werder traf seine Dispositionen, um am andern Morgen den Feind mit vereinigten Kräften konzentrisch anzugreifen und ihn ins Thal des Ouchebaches zu werfen. Aber nun kam die den Deutschen zugedachte Überraschung.

Es war 6 Uhr abends und tiefe Dunkelheit. Die Füsiliere vom 3ten Regiment stellten eben ihre Vorposten auf den Höhen westlich von Hauteville aus, da kommt es herangebraust wie die wilde Jagd mit Evviva und Trompetengeschmetter. Die Garibaldianer greifen in 3 Kolonnen die deutsche Stellung an. Wirklich überrennen sie die beiden ersten aufgelösten Kompanien, der verwundete Major fällt in ihre Hände. Aber schon rücken tambour battant die beiden andern Kompanien geschlossen vor, aus Hauteville kommt im Laufschritt das 1te Bataillon zur Hilfe und stellt sich 4 Glieder hoch quer über die Straße.

Einen Augenblick tiefster Stille. Dann aber geht der Spektakel von neuem und erst recht los. Heulen und Brüllen, Glockengeläute und Töne der verschiedensten Instrumente, ja sogar der Gesang der Garibaldihymne erfüllen plötzlich die Luft und wütend prallen die Rothemden gegen die deutsche Front.

„Legt an — gebt Feuer! Geladen! Legt an — Feuer! Schnellfeuer!“

Hei, wie die Salven aus 4 Gliedern, auf 50 Schritt abgegeben, in die dichten Haufen prasseln! Noch ein Anlauf — dasselbe Schicksal. Und noch einer — bis auf 8 Schritt vor der Front liegen die Toten und ächzenden Verwundeten — dann ist es vorbei. Der Feind taucht in das Dunkel der Nacht zurück und — hat genug für dieses Mal. Denn am andern Tage war Garibaldi abgezogen, die nachfolgenden Deutschen hatten nur noch leichte Gefechte mit seinem Nachtrabe.

Wie dieses in unmittelbarer Nähe der Stadt geführte Nachtgefecht auf die Bewohner Dijons gewirkt hat! Sie sind kaum noch zu zähmen. Die Garibaldianer aber gingen in der Nacht vom 26. auf den 27. in voller Flucht auf Autun zurück, und mit den Hoffnungen der guten Blusenmänner von Dijon war es wieder nichts.

Das General-Kommando hatte die Absicht, den geschlagenen Feind am folgenden Tage mit aller Kraft zu verfolgen, obgleich unsere Truppen 48 Stunden und darüber bei strömendem Regen ununterbrochen in Bewegung waren. Aber schon kam vom Norden her eine alarmierende Nachricht, daß in Châtillon und Chaumont 6000 bewaffnete Bauern und Franktireurs sowie Teile der Besatzung von Langres ein vorgeschobenes Detachement eingeschlossen hätten und die Etappenlinie der zweiten Armee ernstlich bedrohten. Da mußte unter allen Umständen eine Brigade zur Hilfe geschickt werden. Ohne dieselbe war die Verfolgung Garibaldis nicht gut möglich; und doch klangen die Nachrichten von der kläglichen Verfassung dieser Truppe und der Parteinahme der Bevölkerung gegen dieselbe so verführerisch, daß wenigstens für den 29. General Werder die Brigade Keller auf Sombernon und weiter auf Autun zu vorschickte. Mit bestem Erfolge gingen diese Truppen gegen den völlig aufgelösten Feind vor und waren im Begriff Autun zu nehmen, als der Befehl Werders, am 3. Dezember wieder in Dijon zu sein, bei General Keller eintraf. Dem mußte mit schwerem Herzen gehorcht werden.

Diese Maßregel aber war nötig geworden durch den ungewöhnlich starken Widerstand, den die deutschen Vorstöße nach

Süden auf Nuits zu fanden. Schon am 30. November hatte hier die Brigade Prinz Wilhelm schweren Stand gegen die massenhaft auftretenden Truppen der Division Cremer gehabt. Bis in die Nacht hatte das hartnäckige Gefecht gedauert und eine Anzahl Verwundeter nebst 2 Ärzten waren in den Händen des Feindes geblieben. Schmach über die Franzosen, die so wenig die allgemeinen Gesetze des Völkerrechtes respektierten, daß sie den einen dieser Ärzte, den Stabsarzt Dr. Klein, schmählich erschlugen! Und das ist kein vereinzelter Fall gewesen; unsere Ärzte, wie Geistliche, wenn sie in Gefangenschaft gerieten, waren den größten Gefahren ausgesetzt, ja mußten für ihr Leben besorgt sein. Dennoch setzten auch diese Mitglieder unseres Heeres freudig und mit Todesverachtung ihr Leben an treue Pflichterfüllung, während das XIV. Armeekorps einen französischen Arzt auf dem Schlachtfelde nicht in seine Hand bekommen hat.

Am 1. Dezember stellte sich heraus, daß wohl an 12,000 Mann unter Oberst Bourras in und um Nuits standen. Unter solchen Umständen hielt General Werder den Rückzug auf Dijon für angemessen, um in konzentrierter Aufstellung dem von Süden her drohenden Angriffe zu begegnen.

So standen sich die Gegner auf wenige Meilen einige Tage beobachtend gegenüber, auf der einen Seite Cremer mit mindestens 20,000 Mann bei Nuits, und Garibaldi mit ebensoviel bei Autun, der letztere allerdings für den Augenblick moralisch vernichtet, auf der andern Werder mit rund 16,000 Mann und 54 Geschützen bei Dijon.

Seit den ersten Tagen des Dezembers war scharfe Kälte (18° Réaumur) mit starkem Schneefall eingetreten; die jungen Truppen des Feindes mochten stark darunter leiden, die Deutschen verspürten aber auch die Härte des Winters. Ihre Verpflegung war bedeutend erschwert, und der Mangel fing an, sich fühlbar zu machen. In Dijon fehlte es ebenfalls an Kohlen und an Lebensmitteln für die Bevölkerung, die Situation begann sich ungemütlich zu gestalten.

Benützen wir die verhältnismäßige Ruhe beim Werderschen Korps, um uns ein wenig die gleichzeitigen, höchst wichtigen, ja maßgebenden Ereignisse auf anderen Teilen des Kriegsschauplatzes zu vergegenwärtigen.

Der erste große Offensivstoß der französischen Republik gegen die Zernierungs-Armee von Paris war durch die Kämpfe um Orleans zwischen dem 30. November und 4. Dezember völlig gescheitert. In zwei großen Teilen zog sich die geschlagene Armee gegen Westen und auf Bourges zurück. Die französische Regierungs-Delegation war am 9. Dezember von Tours nach Bordeaux gegangen und arbeitete dort rastlos an der Schaffung frischer Streitkräfte. Schon traten diese dem General von Werder gegenüber hinter Cremer und Garibaldi in Erscheinung.

Da plötzlich trat eine überraschende Wandlung in den Verhältnissen vor Werders Front ein, wie sie in diesem an Überraschungen überreichen Feldzuge nicht selten vorkam: der Feind, dessen Angriff man täglich und stündlich in Dijon erwartete, zog ab aus dem Saonethal. Zugleich wurden durch aus dem Hauptquartiere angelangte Direktiven Moltkes dem XIV. Korps als nächste Aufgaben die Isolierung der Festung Langres und ein Vorstoß in das Terrain zwischen Dôle und Senans gestellt, sowie nicht minder die Unterstützung der Belagerung von Belfort ans Herz gelegt.

Während General Werder in Verfolg dieser Aufgaben die Brigade Goltz auf Langres dirigierte und mit seinen übrigen Truppen unter nochmaliger Aufgabe von Dijon auf Dôle zu marschieren sich anschickte, änderten die Verhältnisse vor seiner Front sich wiederum und zwar gründlich.

Es war gegen Mitte Dezember wieder Tauwetter eingetreten, und der Feind rückte im Saonethal, wie im Gebirge wieder in seine alten Positionen. Da war an ein Ausführen der geplanten Unternehmung gegen Dôle-Senans freilich nicht mehr zu denken; nun galt es, schnell den übermächtigen Feind partiell anzugreifen und zu schlagen, und zwar zuerst denjenigen, der am nächsten und stärksten war, nämlich General Cremer

bei Nuits. Demgemäß erging an General von Glümer, der nach seiner Genesung das Kommando der badischen Division wieder übernommen hatte, der Befehl zum Marsch auf Nuits und zum Angriffe des Feindes dort.

Der 18. Dezember ist einer der größten Ehrentage der wackeren Badener in diesem an Ehren und Siegen wahrlich nicht armen Feldzuge. Sie haben an demselben ihre Ebenbürtigkeit mit jeder andern Truppe des deutschen Heeres glänzend bewiesen, ihren Ruhm aber auch teuer genug bezahlt.

Wer die Straße von Dijon südlich nach Nuits, das 21 Kilometer davon liegt und ein freundliches Städtchen von 4000 Einwohnern ist, verfolgt, der hat zur Rechten die steilen Abhänge des Côte d'Or-Gebirges, die unten mit Weinbergen, oben mit Waldparzellen bedeckt sind. Auf der andern Seite breitet sich die Ebene des Saonethales mit größeren Waldungen und lachenden Gefilden aus, während auf den Terrassen des Kalkgebirges zahlreiche mauerumgebene Ortschaften sich zeigen. Auf dieser Straße mit einem Heere zu operieren ist nur möglich, wenn man die Berge in seinem Besitz hat; wer dieselben hat, befindet sich in einer wahrhaft formidablen Position. Hinter der Stadt steigt bastionartig und terrassenförmig das Terrain, während es vor den massiven Gartenmauern absolut eben sich ausbreitet, nur durchschnitten von dem Damme der mit der Heerstraße parallel laufenden Eisenbahn, um jenseits dieses Dammes wieder in Terrainwellen überzugehen. In dieser von Natur überaus festen Stellung erwartete General Cremer die heranrückenden Deutschen; sein rechter Flügel stützte sich auf die Dorfschaft Boncourt und die Ferme la Berchère, sein Zentrum auf Nuits selber, während der linke Flügel nach Norden und Nordwesten die Höhen von Chaux besetzt hielt. Nach französischen Quellen zählten seine Truppen 15—18,000 Mann mit 20 Geschützen und vorzüglicher Bewaffnung.

Die Badener vermieden natürlich die große Straße. Nur 1 Bataillon und 1 Zug Dragoner hielten auf derselben die Verbindung zwischen dem rechten Seitendetachement des General

von Degenfeld, der im Gebirge operierte, und der Hauptmacht, die links von der Straße Nuits von Süden und Südwesten her zu fassen trachtete. General von Degenfeld stieß zwar sehr bald auf den Feind, konnte aber bei den furchtbaren Terrainschwierigkeiten wenig oder gar keine Vorteile erringen und auf den Gang des Gefechtes nur in sehr beschränktem Maße einwirken; dem Bataillon auf der Chaussee gelang dieses schon besser, während die Hauptaufgabe dem Gros der Division unter Prinz Wilhelm von Baden in der Westfront vor Nuits zufiel.

Der erste Angriff dieser Truppe geschah um die Mittagszeit gegen den rechten Flügel des Feindes, gegen Boncourt, das nach kurzem Gefechte ohne sonderliche Verluste im ersten Anlaufe genommen wurde. Hartnäckiger war der Widerstand in dem alten, schloßartigen Gebäude und den massiven Wirtschaftsbaulichkeiten der Ferme Berchère. Aber die Leibgrenadiere unter Oberst von Wechmar nehmen nach 1 Uhr auch diesen Stützpunkt der feindlichen Stellung und zwingen die Franzosen, sich auf die starke Verteidigungslinie der Eisenbahn zurückzuziehen. Der Feind erkennt die Gefährdung seines rechten Flügels und wirft seine Reserven dorthin, wie auch das Feuer seiner Geschütze von den Terrassen hinter der Stadt sich nach hier wendet.

Wie auf dem Exerzierplatze avanciert die lange Schützenkette der Leibgrenadiere sprungweise durch den aufgeweichten Boden und die mit Draht durchflochtenen Weingärten. Aber 2000 Gewehre der Feinde, die völlig gedeckt den Eisenbahndamm entlang Kopf an Kopf liegen, brüllen ein gebieterisches Halt. Auch die Batterien werden beschossen und haben nicht unbedeutende Verluste. Die Unsrigen müssen erst das Gros herankommen und sich entwickeln lassen. Erst nach 2 Uhr kann General von Glümer den allgemeinen Angriff auf die Bahnlinie befehlen. Auf der Höhe von Berchère halten General von Werder, neben ihm General von Glümer und Prinz Wilhelm von Baden. Hier war es auch, wo in einem späteren Gefechtsmomente General von Glümer leicht, Prinz Wilhelm von Baden schwer verwundet wurde, während der Ordonnanz-Offizier des

ersteren, Leutnant von Degenfeld hier den Heldentod starb. Der tapfere Fürst, der an diesem Tage für Deutschlands Ruhm und Einigkeit blutete, feierte gerade an diesem Tage seinen Geburtstag — das deutsche Volk wird ihm diesen Geburtstag nicht vergessen!

„Nun vorwärts zum Sturm! Tambour schlag an! Hurra! Auf sie!" Sprungweise avancieren die Badener unter wahrhaft betäubendem Feuer der Franzosen. Auf dem linken Flügel das I. Bataillon der Leibgrenadiere und die Füsiliere vom 2ten Regiment, denen es erst gegen 4 Uhr gelang, den Eisenbahndamm zu erreichen und den Bahnhof zu stürmen, in der Front Oberst von Wechmar mit den andern Bataillonen der genannten Regimenter. Auch auf dem rechten Flügel ist bald alles, was an Kräften verfügbar ist, in der ersten Gefechtsreihe. Heiß und schwer wird gerungen, aber sprungweise dringen die Badener vorwärts und um 4 Uhr, gleichzeitig mit der Einnahme des Bahnhofes, ist der Sturm auch auf den andern Punkten gelungen, die Feinde sind auf der ganzen Linie geschlagen und fluten nach Nuits hinein.

Der Feind hat sich brav geschlagen, so brav, daß General von Glümer noch im letzten Augenblicke in Anbetracht der hereinbrechenden Dunkelheit glaubte, das Gefecht ohne Entscheidung abbrechen zu müssen. Da erst kam der Erfolg und Sieg in überraschender Weise. Und doch galt es noch, Nuits selbst zu nehmen und die feindlichen Geschütze, die verteufelt präzis schossen, aus ihren Positionen hinter der Stadt zu verjagen. So entbrennt das Gefecht von neuem; unsere Batterien, die im Siegesjubel zu weit vorgegangen sind, erleiden aus der Stadt auf 500 Schritt ein furchtbar wirksames Feuer und müssen nach wenigen Minuten zurück. Aber die Infanterie, auch die von Norden her von der großen Chaussee, dringt nun von vorn, rechts und links in die Stadt ein. Selbst in den Straßen wogt das Gefecht noch einige Zeit mit Erbitterung hin und her; 5½ Uhr ist es, da meldet Oberst von Wechmar: „Nuits ist in unsern Händen und der Feind überall im vollen Rückzuge."

Ein blutiger Sieg, erkämpft mit schweren Opfern. Außer

den schon genannten verwundeten Führern Glümer und Prinz Wilhelm ist der tapfere Oberst von Renz einige Minuten, nachdem er die Führung der Brigade übernommen, von 3 Kugeln durchbohrt, aus dem Sattel gesunken, neben ihm sein Adjutant. Bei den Leibgrenadieren beklagt man vor allen den ritterlichen Major von Gemmingen und den heldenmütigen Hauptmann Gockel, im Ganzen sind 52 Offiziere und 893 Mann tot oder verwundet, der Feind hat 1500 Mann verloren und 700 unverwundete Gefangene in unserer Hand gelassen. General Cremer hatte nach diesem Gefechte den moralischen Halt dermaßen verloren, daß er, trotzdem am andern Tage die ganze Brigade Ricciotti Garibaldi zu seiner Unterstützung und Verfügung stand, auf längere Zeit auf jede Offensive verzichtete.

Schade, daß die Erfolge des glorreichen Tages nicht ganz auf der Höhe des errungenen Sieges standen. An eine Verfolgung des geschlagenen Feindes konnte namentlich wegen des Umstandes, daß das rechte Seitendetachement von Degenfelds nicht zur Aktion hatte kommen können, nicht gedacht werden; auch waren die Kräfte der sehr geschwächten beiden Brigaden zu weiterem Vorstoße zu gering. So ging General von Werder mit seinen Truppen am 19. Dezember auf Dijon zurück. Dort erwarteten ihn Depeschen von dem erfolgreichen Vordringen der Brigade Goltz gegen Langres, der es gelungen war, die Festung westlich zu umgehen und zu zernieren. General von der Goltz wünschte das Herbeiführen von Belagerungsgeschützen, ein Wunsch, dessen Erfüllung die folgenden Ereignisse sehr bald vereitelten.

Die Erfolge von Nuits im Süden, bei Langres im Norden — wer vermag es den Herren in der Umgebung Werders zu verdenken, wenn sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, man könne nun in Dijon ein ruhiges Weihnachten feiern und den Fall von Paris, der doch endlich einmal eintreten müsse, mit Gemütsruhe abwarten. Jawohl! wenn es in diesem Feldzuge nur einmal so gekommen wäre, wie Menschenwitz und Menschenverstand es sich gedacht hatten! Das Unwahrscheinlichste war hier immer die Regel.

Schon am 21. Dezember kamen überraschende und alarmierende Nachrichten. Hinter der Saone sollte es bunt hergehen, selbst französische Ulanen hätten sich gezeigt, von Lyon seien ganz bedeutende Massen im Anmarsch. Das war nun freilich nur zum Teil richtig; nicht aus Lyon kamen die Hauptmassen jener wirklich heranrückenden Heereskräfte, sondern es waren die langsam anmarschierenden Truppen Bourbakis. Davon wußte freilich damals Werder noch nichts, Moltke aber im Hauptquartier noch weniger, da man nach den dortigen Nachrichten Bourbaki selbst viel später noch in Bourges vermutete. So ist es zu erklären, daß man von Versailles noch immer in Werder drang, hierhin und dorthin die Offensive zu ergreifen, während diesen die Beobachtungen vor seiner Front lehrten, daß es die höchste Zeit sei, an die Defensive zu denken, Dijon zu räumen und sich rückwärts auf Vesoul zu konzentrieren.

In Dijon war wieder einmal bei den Einwohnern schöne Zeit, die Rosen der Hoffnungen standen in vollster Blüte. „Wiedersehen zu Weihnachten!" klang es in den Briefen aus dem Süden, „nur noch kurze Zeit Geduld, dann hat die Stunde der sicheren Vernichtung geschlagen", trösteten die Freunde aus Lyon. Ein 14jähriges Schulmädchen schrieb an ihre Eltern, es könne zu Weihnachten nicht nach Hause kommen, denn die Bahn sei von den Soldaten in Anspruch genommen. In Besançon sei alles voll von ihnen, selbst ihre Schule sei zum Lazaret eingerichtet.

Das waren bedenkliche Anzeichen; sie zu ignorieren, wäre freventlicher Leichtsinn gewesen, auch gingen von General von Treskow vor Belfort Nachrichten ein, daß 25,000 Mann laut Berner Nachrichten zum Entsatz von Belfort in Anmarsch seien. In Versailles beharrte man dabei, das könnten nur Nationalgarden sein, und erst am 26. telegraphierte General Moltke, daß die Armee Bourbakis allerdings, wie es scheine, per Bahn von Nevers nach Châlons sur Saone abgegangen sei.

General von Werder entschloß sich zur schleunigen Räumung von Dijon, die am 27. früh, unbehelligt vom Feinde,

ausgeführt wurde. Man ließ dort unter dem Schutze der Behörde 10 Offiziere und 423 Mann untransportabler Verwundeter und Kranker. Oberstabsarzt Dr. Kaiser, der mit dem nötigen Sanitätspersonal zu ihrer Pflege zurückblieb, hatte fürwahr ein mühe- und gefahrvolles Amt übernommen. Plünderung und Mißhandlung sind unsern armen Kameraden nicht erspart geblieben; um dem Süden Gefangene zu zeigen, wurden noch schwer Kranke bei schlimmstem Wetter rücksichtslos dorthin abgeführt, und auch sonst war es den wenigen Gebildeten und Wohlwollenden schwer, den Pöbel im Zaum zu halten, daß er nicht Hand an die Wehrlosen legte.

Adieu Dijon — auf Wiedersehen!

Auf spiegelglatten Wegen, auf denen Mensch und Tier kaum fortzukommen vermochten, ging es rückwärts. 14 deutsche Meilen wurden trotzdem in 2 Tagen zurückgelegt. Am Schlusse des Jahres stand das Korps konzentriert und schlagfertig in und um Vesoul.

VI.

Danjoutin und Villersexel.

(Vom 1.—15. Januar 1871.)

Während General Werder mit aufmerksamem Auge und schlagfertigem Heere bei Vesoul abwartet, wo und wie der heranrückende Feind sich entfalten werde, um danach seine Maßregeln zu treffen, kehren wir auf einige Tage nach Belfort zurück, um zu sehen, wie dort die Dinge sich gestalten.

Die ersten Tage des Januars waren wie die letzten des verflossenen Jahres gewesen, Tage scharfen Frostes, in denen man sich begnügen mußte, auf dem Bosmont Wege durch das Dickicht zu hauen und rückwärts gehende Verbindungsgräben anzulegen. Die Landwehrleute richteten sich in ihren Holzbaracken

so gemütlich ein, als es gehen wollte, und freuten sich der eisernen Öfen, die nun überall angebracht waren. Freilich, lange durften sie selten an ihnen verweilen, meist rief sie der unerbittlich strenge Dienst auf Vorposten.

Inzwischen aber waren die Batterien 16, 17 und 18 am Waldrande des Bosmont, sowie Nr. 20 fertig geworden und begannen am 7. früh ihr Feuer, so daß nun 50 deutsche Geschütze gegen die Festung, namentlich gegen die Perches donnerten. Unter dem Eindruck dieses erfolgreichen Bombardements holte General von Treskow zu einem weiteren Schlage gegen den belagerten Feind aus. Noch immer behaupteten sich die Franzosen in dem verschanzten Danjoutin, das wie ein Keil in unsere Einschließungslinie hineinragte. Hauptmann von Mannstein erhielt daher Befehl, in der Nacht vom 7. auf 8. Januar das Dorf mit 6 Landwehr- und 1 Pionier-Kompanie anzugreifen und zu nehmen.

Schließen wir uns der zum Sturm um 12½ Uhr nachts aufbrechenden Kolonne des Bataillons Schneidemühl an.

Natürlich, erste Bedingung des Gelingens ist lautlose Stille, die Gewehre sind nicht geladen, um ein vorzeitiges Schießen zu verhindern. 400 m ungefähr ist man von dem Feinde entfernt, er soll vollständig überrumpelt werden. Die 5te Kompanie geht rechts auf ein Wärterhäuschen am Bahndamm, die 7te links, 6te und 8te bleiben in Reserve. Es gilt das Dorf zu umgehen und von der der Stadt zugewandten Front zu fassen. Nun Gott befohlen!

Einige Minuten bleibt alles still. Schlafen die Kerle oder haben sie keine Posten aufgestellt? Doch, da fällt ein Schuß, noch einer, nun mehrere, der Feind ist aufmerksam geworden, nun hilft unser Schweigen nichts mehr, also: „Marsch, Marsch, Hurra!“ und d'rauf! Hei! wie die Franzosen davonlaufen, Waffen, Tornister, alles wegwerfend! Bahnhäuschen und östlicher Dorfeingang sind ohne Verluste in unserer Hand. Nun hinein ins Dorf bis an die Kirche! Dabei fallen 4 Offiziere, 150 Mann, die noch in süßen Träumen liegen, in unsere Hand,

und noch immer bleibt es im übrigen Teile des Dorfes still. „6te Kompanie vor! Weiter ins Dorf." Aha, nun werden sie erst munter, die Herren Franzosen, es entbrennt um 2 Uhr ein lebhaftes Nachtgefecht, in dem die Unsrigen nicht recht vorwärts kommen. Um 3 Uhr kommt Hilfe aus der Festung, wird aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt und die in Danjoutin befindliche Besatzung bleibt eingeschlossen. Sie wehren sich drinnen nicht schlecht, namentlich eine im Dorfe gelegene Fabrik speit Feuer wie eine Citadelle. Die 8te Kompanie verliert dabei ihren tapfern Führer, Premierleutnant Zippmann, und wütend geworden gehen unsere Landwehrmänner mit Kolben und Bajonett darauf los. Aber gegen massive Mauern und feste Steinwände läßt sich auch damit nichts ausrichten. Hauptmann von Mannstein will das nutzlose Gefecht abbrechen, denn er sieht wohl ein, daß die eingeschlossenen Franzosen bei Tagesanbruch sich von selbst ergeben werden, aber das geht nicht so leicht. Denn wo so ein preußischer Landwehrmann sich einmal verbissen hat, da läßt er auch so leicht nicht wieder los, und 5 Uhr wird es, ehe das Feuer schweigt.

Ärzte, thut eure Pflicht. 51 Verwundete wollen verbunden und transportiert sein.

Noch einmal, gegen 8 Uhr morgens, versucht der Belagerte von den Perches aus, seinen eingeschlossenen Landsleuten in Danjoutin zu Hilfe zu kommen, aber da sprechen unsere Batterien ein so kräftiges Wort dazwischen, daß er das gar bald bleiben läßt, und so bleibt denen im Dorfe nichts übrig, als sich zu ergeben. 20 Offiziere und gegen 700 unverwundete Soldaten gingen in Gefangenschaft. Unsere Vorpostenstellung war nun um ein gut Teil enger zu ziehen und das Vorgehen gegen die Forts der Perches besser ermöglicht. Der Hauptvorteil aber war, daß den täglichen bestimmter auftretenden Gerüchten einer nahen Befreiung der Festung gegenüber durch den am 8. Januar erfolgten Schlag der Beweis geliefert war, daß die Deutschen nicht an Rückzug und Aufgabe der Belagerung dachten. In dieser Beziehung setzte die Unternehmung den kühn gewordenen Hoff-

nungen der Franzosen einen für uns sehr vorteilhaften Dämpfer auf, dessen Wirkungen sich in den nachfolgenden kritischen Tagen wohl bemerklich machten.

In der Festung sah es um die Jahreswende nicht gut aus. Typhus und Blattern herrschten, und wenn auch nicht an Lebensmitteln und Munition, so doch an barem Gelde, um Offizieren und Mannschaften den Sold zu zahlen, fehlte es. Doch da ließ sich helfen, man gab Zettel auf kleinere Beträge mit Zwangskurs aus. Schlimmer waren die Leiden, welche die Beschießung des Feindes auch der Civilbevölkerung auferlegte. Selten verging ein Tag, an dem es in der Stadt nicht an mehreren Stellen gebrannt hätte, das Rathaus, die Kirche, die Kasernen, das Schlachthaus und viele Privathäuser wurden von deutschen Kugeln getroffen. Und dazu nun die Schlappe von Danjoutin — es fehlte nicht an Stimmen, welche dem Kommandanten, der grundsätzlich seine Kasematte nicht verließ, schwere Vorwürfe machten.

Heute findet, wer seinen Weg nach Danjoutin nimmt, dort ein steinernes, mit einer preußischen Granate gekröntes Denkmal, auf dem die Inschrift steht, daß hier 7—800 Franzosen während 10 Stunden 6000 Preußen Widerstand geleistet hätten. Damals mußte man über diesen Widerstand in Belfort anders denken, denn der Kommandant ließ die nicht in Gefangenschaft geratenen Offiziere der beteiligten Kompanien vor ein Kriegsgericht stellen, und in Wahrheit hatten auf beiden Seiten gleich viel Leute gestanden, gegen 6—800 Mann.

Aber über alles halfen die trostreichen, ja glänzenden Nachrichten, die von außerhalb kamen, hinweg. Da sollten vor Paris großartige Erfolge der Franzosen erfochten sein — ah, das ist der Anfang vom Umschwung der Dinge! Dann kamen biedere Landleute in die Festung und brachten die Nachrichten, eine Entsatz-Armee sei im Anmarsche, Schweizer Blätter bestätigten dies, und endlich brach am selben Tage, wo das Unglück von Danjoutin geschah, am 8. Jannar der helle Sonnenschein in die Festung in Gestalt einer Depesche des französischen Kon-

suls in Basel hinein. Die meldete wirklich und endgültig das Heranrücken einer Armee unter General Bourbaki in Stärke von 120—150,000 Mann — aha, ihr Herren Preußen, was sagt ihr nun?

Am 9. Kanonendonner — man kämpft bei Villersexel; am 13. Januar erneuter Kanonendonner; ein Kourier bringt die Nachricht: „Sieg bei Villersexel am 9. Die Ostarmee dringt vor.“

Vive la France! Vive la République! A bas les Prussiens!

Präfekt und Maire tragen die Botschaft von Haus zu Haus. Nur noch wenige Stunden, dann ist Belfort befreit!

Und die Preußen? Wissen die von gar nichts?

O doch, da müßten sie wohl ihre ganze bisherige Umsicht und Wachsamkeit verlernt haben — ihre überall nach Süden vorgeschobenen Posten hatten schon seit einigen Tagen Fühlung mit dem wirklich heranrückenden Feinde. Oberst von Ostrowski, dessen Detachement am weitesten nach Südwesten stand, meldete wiederholt, daß seine Truppen auf den Feind gestoßen seien, Nachrichten aus der Schweiz sagten dasselbe, was den Franzosen gemeldet wurde. Mag manchem doch ein wenig schwül ums Herz geworden sein, denn ein Aufgeben der Belagerung war doch nicht gut denkbar.

„Das schickt sich nicht“, hatte ein höherer Offizier gesagt, als man ihm von solcher Möglichkeit sprach. Und so dachten unsere braven Soldaten alle: „Das schickt sich nicht“ — aber geschehen mußte dann doch etwas. Nun, wozu ist Werder da? Der wird uns schon nicht im Stich lassen. General von Treskow sandte Boten über Boten dorthin. Wohin, Kamerad?

„Zu General Werder nach Vesoul.“

Wir reiten mit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Werdersche Korps steht in und um Vesoul und zwar die 4te Reserve-Division (8 Bataillone — 5 Batterien) um

Esprels=Villersexel, von der badischen Division die 1te und 2te Brigade in Vesoul und südwestlich davon, die 3te Brigade in Gray, das Detachement Goltz östlich Vesoul, Detachement Nachtigal in Lure.

Daß Truppen aus Lyon in Besançon angekommen sind, weiß man diesseits seit Neujahr und meldet es an das große Hauptquartier, das sich noch immer zweifelnd dagegen verhält und offensive Bewegungen anrät. Aber schon am 2. Januar schwindet dem General von Werder jeder Zweifel über die Größe der gegen ihn heraufziehenden Gefahr. General von Zastrow meldet aus Montbard, daß General Cremer mit 12,000 Mann und 16 Geschützen in Dijon stände, in Besançon müssen mindestens 20—30,000 Mann sein und General von Röder, unser Gesandter in Bern teilt mit, daß 25,000 Mann Franzosen auf Belfort im Anzuge sind. Dazu die Meldungen der vorgeschobenen Posten und Detachements, daß sie auf allen Straßen auf Feinde gestoßen sind — es ist gar kein Zweifel, daß ein großes feindliches Heer anrückt. Nur wohin geht der Stoß? Das ist noch die Frage. Vorläufig macht von Werder eine Seitenschiebung nach links, um näher an Belfort für alle Fälle zu kommen.

Die folgenden Tage bestätigen diese Sachlage — das XVIII. und XX. französische Korps der Ostarmee Bourbakis wird völlig vor der deutschen Front gespürt, das XV. noch nicht mit Sicherheit.

Auf dieser und der von der Bodenbeschaffenheit abhängigen Sachlage fußt von Werder, als er am 5. Januar seinen Entschluß faßt. Um demselben folgen zu können, müssen wir uns das Terrain ein wenig vergegenwärtigen.

In Betracht kommt das Gebiet südöstlich von Vesoul bis zur Schweizer Grenze. Dasselbe wird vom Ognon und Doubs durchschnitten und in drei verschiedenartige Teile zerlegt.

Der nördliche ist waldig und bergig, aber weich in seinen Formen, der mittlere zwischen Ognon und Doubs trägt bereits die unverkennbare Jura=Formation mit scharfen, steil einge=

schnittenen Felsenthälern und der dritte südlichste ist der Weg durch das Juragebirge. Danach konnte der Feind:

1. auf Nancy marschieren, dann wollte ihm von Werder bei Vesoul entgegentreten und hoffte ihn dort in günstiger Stellung zu schlagen;

2. das XIV. Korps von Belfort abzudrängen suchen und nordwärts zwischen Vesoul und Belfort marschieren, während er einen Teil seiner Kräfte auf die letztere Festung abordnete. Dieser Fall war der gefährlichste. Werder wollte ihm gegebenenfalles bei Villersexel entgegentreten und hoffte dann immer noch links abmarschieren und Belfort rechtzeitig erreichen zu können;

3. auf beiden Seiten des Doubs auf Belfort marschieren. Dann kamen die Straßen von Besançon auf Héricourt und l'Isle sur le Doubs vornehmlich in Betracht; dann konnte aber bei seiner jetzigen Stellung der Feind ehestens in 4 Tagen vor Belfort angelangen; in dieser Zeit konnte auch Werder zur Stelle sein und sich an der Lisaine dem Feinde entgegenstemmen. Diese Stellung wurde für eine etwaige Schlacht schon jetzt in Aussicht genommen und General von Treskow angewiesen, von Belfort aus geeignete Vorkehrungen zu treffen.

Am 7. Januar war es Gewißheit, daß der erste der drei angenommeneu Fälle, über Vesoul auf Nancy, nicht in der Absicht des Feindes lag, so galt es nun durch einen Offensivstoß in die Flanke Bourbakis dessen Vormarsch auf Belfort aufzuhalten.

Das führte am 9. Januar zum Gefecht von Villersexel.

Seit 7 Uhr früh war die 4te Reserve-Division auf dem Marsche, um bei Aillevans den Ognon zu passieren. Die rechts gegen Villersexel entsendete Avantgarde bekam aus den Büschen nördlich des Ortes Feuer. Die Stadt, jenseits des Flusses zu beträchtlicher Höhe ansteigend, nicht minder das Schloß mit seinem mauernumgebenen Parke zeigten sich vom Feinde stark besetzt. Die 25ten Füsiliere versuchen vergeblich die über den Ognon führende Brücke zu stürmen, erst als auf einem Seitenübergange eine Kompanie unbemerkt übergegangen ist und sich

des Schlosses bemächtigt hat, gelingt es die Stadt in unsere Gewalt zu bringen, und die Batterien der Avantgarde fahren gegen 1 Uhr südöstlich des Ortes auf.

Nun rückt aber eine ganze Division gegen unsere rechte Flanke vor. Gegen sie hat General von Werder rechtzeitig die Brigade von der Goltz beordert und diese behauptet in hartnäckigem Gefechte Moimay, kann aber das von den Franzosen besetzte Marat nicht nehmen. General von Werder übersieht von seinem hochgelegenen Standpunkte bei Aillevans genau, welche mächtige Massen feindlicher Scharen ihm gegenüberstehen, es ist ihm klar, daß es für ihn von höchster Wichtigkeit ist, den Feind nicht über den Ognon-Fluß zu lassen, will er von Belfort nicht abgeschnitten sein. Darum beordert er seinerseits seine bereits über den Fluß gegangenen Abteilungen zurück und begibt sich selbst nach Villersexel.

Dort entspann sich, während am Nachmittage verhältnismäßige Ruhe eingetreten war, nach Einbruch der Nacht ein mörderisches Gefecht. Während unsere Truppen sich anschicken, die Stadt zu verlassen, um ihren Marsch auf Belfort fortzusetzen, bricht der Feind plötzlich vor, besetzt Stadt und Schloß und feuert aus nächster Nähe auf die unsrigen. General v. Schmeling gibt sofort Befehl, die Stadt wiederzunehmen und Oberst Loos gibt seinen abrückenden Bataillonen Auftrag, Kehrt zu machen und den Feind mit dem Bajonett aus der Stadt zu werfen. 25er und Landwehr stürmen mit Hurra drauf los und erobern, während der Feind sich immer mehr verstärkt, das aufgegebene Terrain Schritt für Schritt zurück.

Einen schauerlich schönen Anblick bot das in Flammen aufgehende, soeben erst neu eingerichtete Schloß, dem Marquis von Grammont gehörig, der mit Weib und Kind aus dem brennenden Gebäude flüchten mußte. Hin und her wogt im Park ein erbitterter Kampf, bald fallen aus dem brennenden Schlosse die Franzosen aus und stoßen in den tiefdunklen Park vor, bald dringen umgekehrt Abteilungen der Unsrigen gegen einzelne Ausgänge des Schlosses. Nun sind die Preußen drinnen,

aber während sie das Parterre behaupten, schießen aus der oberen Etage die Franzosen und auch die Keller sind noch voll von ihnen. Und dabei liegt das Schloß voll Blessierter! Die meisten von ihnen sind eines qualvollen Todes gestorben, denn um Mitternacht stürzen die innern Mauern ein und begraben Freund und Feind unter rauchenden Trümmern. Entsetzlicher Jammer! Zwei deutsche schwer verwundete Offiziere krochen unter unsäglichen Schmerzen und großem Blutverluste die Treppen noch rechtzeitig herab, schleppten sich durch den geräumigen Hof und verbargen sich dann im Gestrüppe des Schloßparkes. Sie sind gerettet worden — wie viele andere Unglückliche nicht, das wird sich nie feststellen lassen.

Erst nach Mitternacht verstummte das Knattern der Gewehre und das Geschrei der mit äußerster Wut Kämpfenden, das Wimmern und Röcheln der Verwundeten mag noch lange durch die kalte Winternacht getönt haben. Unserm Ohre entzieht es sich, denn um 3 Uhr morgens ist die Stadt von den Deutschen geräumt — das blutige Gefecht bei Villersexel, in dem 15,000 Mann sich gegen $2\frac{1}{2}$ französische Armeekorps behauptet hatten, war beendet. Leider mußten beim Abzug unsere Verwundeten in den Händen des Feindes zurückgelassen werden, die ohne den Beistand des Grafen Schlieffen, der als Delegierter der freiwilligen Krankenpflege bei der 4ten Reserve-Division in Villersexel zurückblieb und mit Einsetzung des eigenen Lebens seine armen Landsleute verteidigte und schützte, wohl allesamt der grausamen Wut der Franzosen zum Opfer gefallen sein würden.

Am Morgen des 10. Januar stand General von Werder mit dem ganzen Korps schlagfertig bei Aillevans und Longevelle, um, wenn er angegriffen würde, sich zu schlagen, sonst auf Belfort weiter zu marschieren. Thatsächlich hatten die drei französischen Korps jetzt ebensoweit nach Belfort als die drei deutschen Divisionen. Der Feind schritt nicht zum Angriff; also wurde noch in den Morgenstunden nordöstlich abmarschiert. Und unbehindert von der so viel stärkeren Armee der Franzosen konnte

wirklich das XIV. Korps am Abende des 11. Januar die Linie der Lisaine erreichen und die dort geplante Aufstellung einnehmen. Die 4te Reserve=Division stand um Héricourt, die Brigade Goltz bei Chagey und Couthenans, die Badenser bei Frahier. General von Werder war seinem Korps schon am 10. vorausgeeilt, war bei Argiésans mit General von Treskow zusammengetroffen und hatte mit ihm mündlich auf das Genaueste alles, was für das Zusammenwirken der Feldarmee und des Belagerungskorps bei der bevorstehenden Entscheidungsschlacht nötig war, verabredet. Nun mochten die Franzosen kommen, unverwehrt fanden sie den Zugang zu der Festung und demnächst, wie sie planten, zum Vorstoß über den Rhein nach Süddeutschland hinein jedenfalls nicht. Aber sie kamen noch nicht, sie ließen sich Zeit.

Bourbaki glaubte bei Villersexel glänzend gesiegt zu haben und berichtete also an die Regierung nach Bordeaux. Am 10. Januar erwartete er den Angriff Werders, da er glaubte, dieser müsse ihn angreifen, um sich den Weg nach Belfort zu bahnen. Auch am 11. beharrte er, trotzdem seine Erwartung nicht eintraf, unthätig in seiner Stellung und selbst am 12. Januar geschah nichts, um den Flankenmarsch der Deutschen vor der Front der Franzosen zu hindern.

Mögen immerhin die Ungunst der Jahreszeit, die Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes, die Schwierigkeit der Ernährung und Unterbringung so zahlreicher Truppen, vor allem aber wohl die inneren Zustände eines eilig zusammengerafften Heeres ebensoviel Entschuldigungsgründe für die Unthätigkeit Bourbakis sein; dennoch ist nicht zu leugnen, daß eine größere Thatkraft des französischen Führers in diesen 3 Tagen die Partie für die Franzosen wenn auch nicht gewonnen gemacht, doch bedeutend günstiger gestaltet haben würde.

Erst am 13. Januar setzte sich Bourbaki gegen die Lisaine in Bewegung. Die Deutschen hatten die Zwischenfrist wohl anzuwenden gewußt, um sich in ihrer Stellung nach Möglichkeit festzusetzen und zum äußersten Widerstand bereit zu machen.

Von Giromagny, wo die Vogesen steil abfallen, bis zur

Schweizer Grenze bei Delle, ist nur etwa 4 Meilen Entfernung. In der Mitte dieser Strecke liegt Belfort im Thal der Savoureuse, welche in die Alleine fließt, und diese wiederum gibt den Hauptteil ihres Wassers an den sie begleitenden Rhône-Kanal ab. Beide — Kanal und Allaine — bildeten den Stütz- und Anlehnepunkt für den linken deutschen Flügel.

Bei Montbéliard oder Mömpelgard fließt von Norden her in die Allaine die Lisaine, ein Bach von ca. 6—8 Schritt Breite, von oft sumpfigen Wiesen begleitet und etwa 3—4 Fuß tief.

Mömpelgard liegt tief, hat aber ein auf einem Felskegel liegendes, von Alters her befestigtes Schloß. Zwar liegt bedeutend höher vor der Westfront jenseits der Lisaine die sogenannte alte Citadelle, aber dieselbe ist schwer zu ersteigen und die Baulichkeiten sind verfallen.

Gehen wir von da ab die Lisaine aufwärts, so haben wir auf beiden Seiten einen steilen, von Schluchten durchsetzten Bergzug, der bis Héricourt reicht. Südlich Héricourt erweitert sich das Thal zu einer sumpfigen Wiese, welche der Mont Salamou beherrscht. Nördlich biegt sich die Lisaine mehr nordöstlich nach Couthenans, Luze und Chagey, begleitet von einer breiten Wiese; die Thalränder aber sind bedeutend abgeflacht und noch flacher werden sie in dem weiter nach Norden liegenden Oberlauf des Flusses bei Frahier, wo ohne bestimmten Abschnitt, ohne irgend welche Flügelanlehnung eine große Waldblöße die Ortschaften Chenebier, Echevanne, Frahier u. a. zeigt. Man kann sagen, die Stellung Werders hinter der Lisaine wurde, je mehr man von Süden nach Norden kommt, desto schwächer von Natur. Außerdem hatte sie den Nachteil allzu großer Ausdehnung, denn sie streckte sich 1½ Meilen weit und die Verbindungswege hinter ihr waren mangelhaft. Andererseits fand aber auch der Feind nur ungünstige Anmarschlinien.

Nun besaß aber hinter seiner Front Werder noch bedeutende Verstärkungspunkte seiner Schlachtlinie. Schloß Mömpelgard als linken Stützpunkt haben wir schon erwähnt, nördlich der Stadt dominierte die Höhe von la Grange Dame, welche

Oberstleutnant von Scheliha, der Kommandierende der Belagerungsartillerie von Belfert, mit einer schweren Batterie von 24-Pfündern gekrönt hatte. Ebenso gewährten die Höhen hinter Bussurel, südlich von Héricourt die Höhe des Mont Salamou und im Zentrum vor Héricourt ein Berg Mougnot herrliche Positionen für die Artillerie, während als Stützpunkt des rechten Flügels der Mont Vaudois gelten konnte. Auf alle diese Berge hatte vorsorglich die Artillerie-Leitung vor Belfort die Wege gangbar und durch Belegen von Mist trotz des Glatteises passabel gemacht. Héricourt selbst aber, als Zentrum der ganzen Stellung, war zur hartnäckigsten Verteidigung eingerichtet. Auch der Eisenbahndamm gewährte am östlichen Ufer der Lisaine ein nicht ganz leicht zu überwindendes Deckungsmittel.

In dieser Stellung richteten die seit dem 11. Januar einrückenden Scharen Werders sich mit einem wahren Feuereifer ein, denn allen, selbst dem letzten Musketier, war der Ernst der Situation klar. Wurde ihre Schlachtreihe durch die 3- und 4fache Übermacht des anrückenden Feindes hier durchbrochen, so war die Aufhebung der Belagerung von Belfort, der Verlust des ganzen Belagerungstrains dort noch der kleinere Nachteil. Die Möglichkeit eines Durchbruches des Feindes in das unbeschützte Süddeutschland und einer Plünderung, wenn auch nur für Tage, durch die erbitterten, zuchtlosen Scharen des Feindes war nicht zu leugnen, sie ließ schreckliche Bilder der Verwüstung und Zerstörung aus der Erinnerung früherer Zeiten emporsteigen, und nicht nur im Heere Werders, nein in ganz Deutschland, namentlich in Süddeutschland verfolgte man gespannt und klopfenden Herzens die Entwickelung der Dinge in den nächsten Tagen.

General Werder war als gewissenhafter Mann und Heerführer sich seiner ganzen Verantwortlichkeit bewußt und dies veranlaßte ihn, noch einmal im großen Hauptquartier in Versailles um Verhaltungsbefehle anzufragen. Man weiß u. a. aus den Tagebuchaufzeichnungen Kaiser Friedrichs, daß Moltke ohne Zaudern die Frage, ob Werder vor oder hinter Belfort

den Angriff der Feinde annehmen solle, mit bestimmtem: „Vor Belfort!" beantwortet hat; die Gerechtigkeit verlangt aber auch hinzuzufügen, daß als die Antwort Moltkes bei Werder anlangte, bereits der erste und gefährlichste der drei Schlachttage vorüber war und Werder also auf eigene Verantwortlichkeit denselben Entschluß, den Moltke riet, gefaßt hatte.

Natürlich hatte das Belagerungskorps Belforts an Artillerie und sonstigem Menschen- und Waffenmaterial abgegeben, was nur immer zu entbehren war, und, wie schon mehrfach hervorgehoben ist, war die Unterstützung Treskows für Werder eine außerordentliche Hilfe. Das Beste aber war die ernstentschlossene, kampfesfreudige Stimmung der Truppen. Vom äußersten rechten Flügel, vor welchem Oberst von Willisen mit seinem vorgeschobenen Detachement, dahinter die Badenser standen, bis nach Mömpelgard hinab, auf dessen Schlosse die Kanoniere schußbereit hinter ihren Geschützen warteten, herrschte nur eine Losung: „Wir lassen sie nicht durch!"

Noch war alles still vor der Front. Die Truppen, die ins Vorterrain abgesendet waren, nicht um sich dort zu schlagen, sondern um die Ankunft des Feindes rechtzeitig zu signalisieren und sich dann kämpfend zurückzuziehen, blieben sowohl in Arcey vor Mömpelgard, als auch in Chavanne vor Héricourt noch unbehelligt.

Oberst von Willisen meldete, daß der Feind mit seiner Hauptmacht noch immer bei Villersexel stehe; wahrscheinlich hatte er sich vor Staunen, wohin die Deutschen vor seiner Front gekommen, noch zu keinem Entschlusse aufraffen können.

Wohin würde sich der Hauptstoß des Feindes demnächst richten? Das war für General von Werder bei seiner Aufstellung in einer Linie von 1½ Meilen für die Ansammlung von Reserven eine Hauptfrage. Die Beschaffenheit der Wege, die Abhängigkeit des Gegners von der Eisenbahn ließen vermuten, daß der letztere sich gegen den linken Flügel und die Mitte der Deutschen, wohin, auf Mömpelgard und Héricourt, die einzigen größeren Straßen führten, wenden werde. Immerhin durfte auch die dritte größere Straße auf Belfort, die im

Norden der Aufstellung über Lure führte, nicht vergessen werden; dennoch glaubte von Werder das Gros der badischen Division als Reserve für den unteren Flußlauf vom rechten Flügel hinwegnehmen zu dürfen.

Am 13. Januar erst kam es bei Arcey und Chavonne zur Fühlung mit dem Feinde und zu leichten Vorpostengefechten. Überall zogen sich unsere Abteilungen, wie ihnen befohlen, nach leichtem Widerstande zurück; Arcey wurde um Mittag aufgegeben, etwas später Chavanne. Beide Avantgarden hatten ihre schwierigen Aufgaben vollständig gelöst, beide hatten freilich auch je 100 und 140 Mann Verluste.

Nicht vergessen dürfen wir, daß auch im Süden von Belfort vor der Allaine-Front sich Truppen aus Besançon seit längerer Zeit gezeigt und auch hier eine Aufstellung deutscher Heeresabteilungen nötig gemacht hatten, die unter General von Debschitz eine überaus schwierige Position hatten. Auch hier gab es bei Dasle und Croix am 13. Januar lebhafte Vorpostengefechte.

Wird der 14. nun den ernsten Angriff des Feindes bringen? Die Deutschen erwarteten es allgemein und Bourbaki hat es ernstlich in Absicht gehabt. Seine drei Korps — das XV., XX. und XXIV. — standen in Entfernung von weniger als einer Meile vor der Front der Deutschen, die er allerdings, entsprechend ihrer geringen Anzahl, nur bis über Héricourt nördlich hinaus vermutete. Dagegen war sein XVIII. Korps und die Division Cremer, also der ganze linke Flügel seiner Armee noch beträchtlich zurück. Die Unwegsamkeit des verschneiten Berglandes war Schuld an dieser Verzögerung und doch sollte gerade der linke Flügel den Angriff in der Front durch ein Umfassen der rechten Flanke des Gegners unterstützen und wirksam machen. Das XV. Korps sollte den Angriff auf dem rechten französischen Flügel beginnen, das XXIV. und XX. in der Mitte sich zurückhalten, bis das Vorgehen beider Flügel sich geltend mache. Das war der französische, nicht ungeschickte Plan. Seine Ausführung verursachte die Verzögerung des Angriffes bis zum 15. Januar.

VII.

Die dreitägige Schlacht an der Lisaine.

(15., 16. und 17. Januar.)

Die Nacht war ruhig verlaufen; gegen Morgen ertönten die französischen Alarmsignale auf der ganzen Linie. 16° Kälte sind keines Menschen Freund, mag er nun, wie es vor Mömpelgard bei den sich Gegenüberstehenden faktisch der Fall war, aus Gumbinnen oder aus Algier stammen; aber das eine hatten die Franzosen als Vorteil von dem strengen Frost, daß derselbe. wenn sie wirklich dem Feinde an den Leib wollten, ihnen eine haltbare Brücke für Mann, Roß und Geschütze über die Lisaine geschlagen hatte. Zwar versuchten die deutschen Pioniere, mit Hacke und Axt die Eisdecke zu zerstören, aber das gelang nur stellen- und zeitweise.

General von Werder hielt seit Tagesanbruch auf der Höhe nördlich Héricourt, also im Zentrum seiner Aufstellung, und leitete von hier die Bewegungen seiner Truppen; namentlich auch der aus dem Gros der badischen Division angesammelten Reserven, denen die Aufgabe zufallen sollte, da einzugreifen, wo sich eine Lücke zeigte, da zur Besetzung der vorderen Linie nur die notwendigsten Streitkräfte verwendet wurden, hauptsächlich ostpreußische Landwehren. Vom äußersten Nordosten und äußersten Südwesten setzte sich die todesmutige Waffenbrüderschaft zusammen, die hier einen der gewaltigsten Vorstöße abwehrte, den der Feind in diesem Krieg überhaupt unternahm. Seine Generalstabsoffiziere hatte der Kommandierende nach den wichtigsten Stellen der Linie entsendet, um ihm schleunigst von allem Vorgehenden Bericht zu erstatten.

Wir können ebensowenig, wie der Kommandierende mit seinen Blicken die weit ausgedehnte Schlachtstellung übersieht, von überall die gleichzeitigen Gefechtsmomente gleichzeitig beschreiben, wir müssen uns begnügen, nach einander die Bilder zu entrollen. Wir beginnen mit dem Gefechtsbilde bei Möm-

pelgard am äußersten linken Flügel, denn dort sollte ja auch der erste Angriff der Franzosen nach dem Plane Bourbakis erfolgen. Dieser Teil des Planes wenigstens wurde innegehalten — das XV. Korps griff zuerst an und zwar die Vorpostenstellungen der Deutschen bei St. Suzanne und Mont Chevis Ferme. Auf beiden Stellen standen die ostpreußischen Landwehren, die Bataillone Loetzen und Marienburg, zur Abwehr des ersten Stoßes bereit. Dieser erfolgte um 10 Uhr.

Die Feldwachen gehen vor den überlegenen feindlichen Infanteriekolonnen zurück, aber Major von Harder wirft dagegen mit dem Gros seiner Bataillone unter freudigem Hurra die Feinde in den Wald und besetzt seine Vorpostenlinie wieder. Das konnten sich die Franzosen allerdings nicht gefallen lassen und vor dem jetzt erfolgenden massenhaften Vordringen einer ganzen Division muß Bataillon Loetzen auf Ancienne Citadelle zurück, wo es nach namhaften Verlusten vom Bataillon Insterburg aufgenommen wird. Das war 2 Uhr nachmittags, Oberst von Zimmermann, der hier den Befehl führt, beschließt vor dem massenhaften Andrängen, seinen Instruktionen und den Absichten des Kommandierenden gemäß, das rechte Lisaineufer ganz zu räumen und befiehlt seinen Truppen, sich in die Hauptstellung hinter Mömpelgard zurückzuziehen. In völliger Ordnung geschieht dieser Rückzug, während in die Stadt erst algerische Tirailleure, dann mit der früh einbrechenden Dunkelheit eine ganze Brigade vom französischen XV. Korps einrücken. Ja, die Stadt müssen wir ihnen lassen, denn sie wird von der französischen Artillerie von den jenseitigen Höhen her völlig beherrscht — aber das feste Schloß nicht, da liegen 2 Kompanien vom Bataillon Gumbinnen gedeckt und sicher und schießen munter in die in den Straßen sich drängenden französischen Kolonnen, und die 6 groben Geschütze unter Leutnant Sauer feuern auch mit bestem Erfolge gegen die französischen Geschütze, so lange man noch etwas sehen kann.

Hinter Mömpelgard steht nun unsere Schlachtlinie, verstärkt durch die als Reserve herangezogene 1te badische Brigade,

und ist bereit, dem Feinde jeden Schritt weiteren Terrains auf das äußerste streitig zu machen. Aber der Feind macht gar keine weiteren Versuche hier, er ist zufrieden mit dem scheinbaren Erfolge, das rechte Lisaineufer und die Stadt mit Ausnahme des Schlosses in seine Gewalt gebracht zu haben.

Begeben wir uns weiter nordwärts. Hier ist der Angriff bedeutend später erfolgt, denn erst gegen 2 Uhr nachmittags war der Feind gegen Mont Chevis Ferme vorgegangen und nach 3 Uhr erst sieht sich Major von Normann mit dem Bataillon Goldap in Le Petit Bethoncourt angegriffen. Wohlgezieltes Schnellfeuer der Landwehrleute weist diesen Angriff zweier französischer Bataillone ab. Die Mobilgarden Savoyens und das 1te Marsch-Zuaven-Regiment, welche hier gegen die Söhne Ostpreußens fechten, haben schwere Verluste, aber sie halten tapfer aus. Namentlich eine Abteilung, die sich in den ummauerten Friedhof geworfen hat, wehrt sich verzweifelt. Aber mit der einbrechenden Dunkelheit verstummt das Gefecht, die Pioniere eisen die immer wieder zufrierende Lisaine auf und verstärken die Schützengräben durch Drahthindernisse.

Auch noch weiter nördlich, bei Bussurel, ist das XXIV. Korps erst gegen 2 Uhr aus den schwierigen Walddefileen heraus und zum Angriff gekommen. Bussurel selbst, am rechten Lisaineufer gelegen, geben wir preis, aber den Eisenbahndamm und die Mühle jenseits wollen die Danziger unter Hauptmann Kossak sich nicht nehmen lassen, und ob 4 französische Bataillone, unterstützt von zahlreicher Artillerie, stürmend, namentlich gegen die Mühle vorgehen, so richten sie doch nimmermehr etwas aus und ziehen sich schließlich mit bedeutenden Verlusten zurück.

Nun kommen wir nach Héricourt. Hier liegen die Verhältnisse insofern anders, als hier die 4te Reserve-Division dem Feind mit der ernsten Absicht des Widerstandes auf dem rechten Flußufer entgegentrat. Denn Héricourt liegt nur wenig mehr als eine Meile von Belfort entfernt; gab es hier nur einen momentanen Rückstoß, so konnte das Gefecht leicht in den unerwünschten Bereich der Festungsgeschütze kommen, und außer-

dem lagen die Terrainverhältnisse auch rechts vom Flusse hier bedeutend günstiger für den Verteidiger. Denn der Mougnotberg vorwärts Héricourt bildete eine Art Brückenkopf, den unsere Pioniere mit doppelten Schützengräben und Sperrvorrichtungen nach Kräften geschützt hatten. Hier erwartete Oberst von Knappe mit den Bataillonen Graudenz, Ortelsburg und Osterode den Angriff. Dahinter standen Thorn und 1 Bataillon der 25er und auf den Höhen des Salomou und am Fuße des Vaudois 4 Batterien.

An diese letzte Abteilung der 4ten Reserve=Division schloß sich nach Norden die Brigade von der Goltz, und zwar am Mont Vaudois das 34te Regiment, in Dorf Luze die 30er und in Chagey ein abkommandiertes badisches Bataillon. Hier erfolgte eigentlich der Angriff am frühesten, denn schon um 9 Uhr waren die 34er in lebhaftem Feuergefechte und um 11 Uhr mußte Oberst Loos seine Bataillone aus der Stellung vor dem Mougnot zurücknehmen; dieser selbst blieb besetzt. Hinter Héricourt aber zeigte vom Salamou bis Louze die deutsche Artillerie in einer Stärke von 61 Geschützen sich von so wesentlicher Wirkung, daß General Clinchant es vorzog, sich mit den gewonnenen Waldhöhen zu begnügen.

Wo aber blieb der starke französische linke Flügel, auf dessen Eingreifen Bourbaki namentlich gerechnet hatte? General Billot vom XVIII. Korps hatte die Befehle des Höchstkommandierenden erst um Mitternacht empfangen und der am meisten nördlich marschierende Cremer vielleicht gar nicht oder doch erst in Lure, wo er nachts nach anstrengendem Marsche mit seiner Division eintraf und dann immer noch drei Meilen auf spiegelglatt gefrorenen Wegen bis auf das ihm angewiesene Schlachtfeld bei Chagey zurückzulegen hatte. Aber Cremer that, was er konnte; er brach trotz der Erschöpfungen seiner Leute wieder auf. Nun trafen jedoch seine Kolonnen auf den verschneiten Waldwegen mit denen vom XVIII. Korps zusammen, die Wege beider kreuzten sich, überall stauten sich die Massen, dazu sollte die am Ende der Kolonne marschierende Artillerie plötzlich vorgezogen

werden — eine fürchterliche Konfusion trat ein und hemmte stundenlang jede Vorwärtsbewegung. Gegen 1 Uhr endlich tritt das XVIII. Korps gegen Luze und Chagey auf und empfängt den feurigen Gruß der deutschen Batterien vom Vaudois, die lange auf dasselbe gewartet haben. Natürlich schweigt auch seine Artillerie nicht — das läßt schon die französische Höflichkeit nicht zu — indessen thut sein Feuer uns wenig Schaden, eine Entscheidung herbeizuführen vermag es gewiß nicht. Das kann nur energischer Infanterieangriff, und zu dem schreiten die Franzosen um 2½ Uhr gegen Chagey. Major Lang mit seinen Badensern weist den ersten Stoß zurück, beim zweiten dringen die Zuaven in das Dorf ein und es kommt zum erbitterten Häuserkampf, bis noch ein zweites badisches Bataillon zu Hilfe eilt, und beide Bataillone vereint um 5 Uhr die Franzosen in die Waldungen zurückwerfen. Hier in Chagey sollte ja nach Auffassung des französischen Befehlshabers der äußerste rechte Flügel der Deutschen zu suchen sein und darum hier die Umfassung beginnen. Daraus erklärt sich die Hartnäckigkeit, mit der gerade hier die Feinde noch einmal in später Abendstunde einen Vorstoß versuchen; aber auch der scheitert. Als dann General Billot an Bourbaki meldete, daß Werders Stellung viel weiter nach Norden gehe, bildete jener sich steif und fest ein, Werder müsse bedeutende Verstärkungen erhalten haben und sei mindestens 80—100,000 Mann stark. Aber auch so hoffte er ihn am andern Tage zu werfen, wie er nach Bordeaux meldete, wenn nur erst sein linker Flügel recht in Aktion trete, was am 15. leider nicht geschehen sei.

Uns bleibt zur Vervollständigung des Gefechtsbildes nur noch übrig, zu sehen, was auf dem äußersten rechten Flügel der Deutschen vor sich ging. Dort erschien um 12 Uhr trotz aller ihm in den Weg getretenen Hindernisse General Cremer mit seiner Division — eine Leistung, die wir anerkennen müssen. Ihm gegenüber stand General von Degenfeld mit einer schwachen Abteilung in Chenebier. Aber zum Kampfe kam es hier nicht mehr, dazu waren die Cremerschen Truppen doch zu ermattet.

Sie biwakierten in der kalten Winternacht im Walde, und als es in der Dunkelheit zu einem Zusammenstoß der Vorposten kam, ließ der französische General sogar die Wachtfeuer seiner Division aus Angst vor einem Überfall auslöschen, was bei der Temperatur jedenfalls zur Auffrischung des Humors und der Lebenskraft der Franzosen nicht diente.

Vor der Front des Generals von Debschitz waren im Laufe des 15. nur unbedeutende Scharmützel vorgefallen.

Daß General Bourbaki mit dem Ergebnis des Tages nicht ganz unzufrieden war, haben wir schon gesehen, aber auch General von Werder glaubte zufrieden sein zu können. Nirgends war seine Schlachtlinie durchbrochen oder auch nur ernstlich gefährdet, seine Truppen hatten sich den Tag über brillant gehalten und konnten zum größten Teil unter Dach und Fach übernachten und teilweise auch abkochen, während die Franzosen fast ausnahmslos biwakieren mußten und von der bitteren Kälte litten. Werder durfte vertrauen, daß eine so schnell zusammengeraffte, meist aus Südländern bestehende Armee das nicht lange würde aushalten können, während seine norddeutschen Landwehrleute mit dem bekannten Scherzwort sich über die Kälte hinweghalfen: „Pah, 14° Kälte, was ist denn das? Da thaut's bei uns zu Hause noch." Nur der zu befürchtende Munitionsmangel machte dem kommandierenden General ernste Sorge, doch war ja auch hier baldiger Ersatz von den Belagerungstruppen zu erwarten. So konnte Werder am Abend des 15. getrost den Befehl ausgeben, daß am folgenden Tage alle seine Truppen ihre Stellungen unter allen Umständen zu behaupten hätten. Der kritische Moment des ersten Angriffs war vorüber und damit die Aussicht auf Gewinn für den Gegner wenn nicht verloren, doch sehr geschwunden.

Den Prolog zu der Aktion des 16. Januars sprach ein französischer Parlamentär vor dem Thore des Schlosses von Mömpelgard, der die Besatzung zur Übergabe aufforderte. Major von Olszewski war jedoch nicht in der Lage, diesem freundlichen Ersuchen Folge zu leisten, und Leutnant Sauer brummte mit

seinen Geschützen ein deutliches Nein! Das war so deutlich, daß die französische Artillerie auf der Ancienne Citadelle davor verstummte und 2 Geschütze im Stich ließ, mit den anderen schleunigst davonfuhr, um eine neue Stellung bei Mont Chevis einzunehmen, von wo sie den ganzen Tag herüberbrüllten, ohne viel Schaden zu thun. Lästiger war der Besatzung des Schlosses das Gewehrfeuer der in den Häusern der Stadt eingenisteten französischen Infanterie, doch einen Erfolg konnte auch das nicht erzielen. Sonst fiel an diesem Tage bei Mömpelgard nichts bedeutendes vor; lebhafter gestaltete sich das Gefecht bei Bethoncourt. Das Landwehrbataillon Goldap war in seiner Stellung von gestern durch 1 Bataillon vom badischen Leib-Grenadier-Regiment verstärkt; als das starke Artilleriefeuer und die Ansammlung von Infanteriemassen die Absicht des Feindes, hier durchzubrechen, erkennen ließ, schickte General von Glümer noch ein badisches Bataillon und 2 Batterien zu Hilfe.

Um 3 Uhr nachmittags erfolgte der längst erwartete Infanterieangriff. Drei französische Bataillone dringen mit Bravour bis dicht an Le Petit Bethoncourt heran, hier aber zerstieben sie vor dem deutschen Schnellfeuer. Der nahe Wald nimmt die Flüchtigen auf, aber auf dem Schneefelde bis dahin liegen zahlreiche Tote und ebensoviel wimmernde Verwundete.

Nach einer halben Stunde ein erneuter Versuch und dasselbe Resultat, nach einer Stunde der Sturm einer ganzen Brigade auf das Dorf. Aber mit entsetzlicher Sicherheit schlagen die deutschen Granaten in die dichtgedrängten Scharen, dazu das Leichenfeld vor ihnen — das ist zu viel für die Franzosen, sie machen Kehrt, noch ehe sie sich völlig zum Angriff entwickelt haben.

Bei Bussurel liegen die tapferen Danziger und sind entschlossen, auch heute den Angreifer mit blutigem Kopfe heimzuschicken. Sie sind aber doch erfreut, als ihnen die badischen Brüder zu Hilfe kommen. General Keller bringt 2 Füsilier-Bataillone in die Gefechtslinie längs des Eisenbahndammes und seine Batterien feuern mit gutem Erfolge, so daß der Feind vom

Sturm Abstand nimmt und nur ein hinhaltendes Feuergefecht vom Dorfe aus unterhält.

Lebhafter wieder ist das Gefecht bei Héricourt; von früh ab feuern die französischen Batterien, trotzdem ein dichter Nebel den Thalkessel füllt und kein Zielen gestattet. Um 9 Uhr gedenken die Franzosen den Deutschen in St. Valbert von Byans aus einen Besuch zu machen, aber mit gewinnender Höflichkeit sind diese ihnen schon halbwegs entgegen gekommen und werfen sie von den Höhen herab mit dem Bajonett wieder nach Byans hinein. Dabei sprechen die deutschen Geschütze vom Mougnot ein so lautes Wort mit, daß ein zweiter französischer Angriff von Tavey aus diese Stellung zum Ziel nimmt. Die Ortelsburger und Graudenzer Landwehrleute weisen ruhig und besonnen diesen und 1 Stunde später einen zweiten Versuch des Feindes, den Berg zu gewinnen, zurück. Nicht glücklicher ist der Gegner mit seiner Absicht, von Süden in Héricourt einzudringen; auch hier werden zwei Angriffe glänzend abgeschlagen. So ist es Mittag geworden — eine Gefechtspause tritt ein, aber von 2 Uhr nachmittags brummen wieder die Kanonen und um 4 Uhr sammelt sich nochmals die feindliche Infanterie zum Sturme dem Mougnot gegenüber. Allein es bleibt bei der guten Absicht, der Kampf endet auch hier mit der sinkenden Sonne.

Weiter nördlich, bei Luze und Chagey, ist der Tag ohne bemerkenswerte Vorgänge verlaufen, aber ganz auf dem rechten Flügel der Deutschen ist nach einem hartnäckigen Kampfe die Sache derselben jedenfalls bedenklich geworden.

Wir erinnern uns, daß hier General von Degenfeld das Dorf Chenebier mit ganz geringen Streitkräften — 2 Bataillonen, 1 Schwadron und 2 Batterien — hält. Gegen ihn eröffnen die Batterien zweier Divisionen ihr Feuer, dann führt General Cremer seine Infanterie von Süden, General Penhoat seine Division von Westen zum Sturme vor.

Zwar wehren sich die Badenser wie die Löwen, zwar kommt ihnen das Bataillon Eupen von Frahier zu Hilfe, aber auch der Gegner geht entschlossen vor, und namentlich die Girondins,

die hier fechten, zeigen sich als brave Soldaten. Der südliche Teil von Chenebier ist nicht zu halten, bald muß das ganze Dorf geräumt und der Rückzug auf Echevanne angetreten werden. Auch hier zeigen sich bereits Franzosen, das XVIII. Korps derselben hat die deutsche Stellung umgangen, von Süden her kommt die Nachricht, daß der Feind schon das Bois d'Essoyeux besetzt hat. Zurück auf Frahier! Aber da ist weit und breit keine Stellung, die sich zur Verteidigung eignet — also weiter zurück auf der Straße nach Chalonvillars! Dort bei dem hochliegenden Moulin Rougeot nehmen die Unserigen Stellung und dort treffen auch abends nach Dunkelwerden die erbetenen Unterstützungen, 2 Bataillone und 1 Batterie, ein.

Aber der Feind verfolgt nicht weiter. Er glaubt für heute genug gethan zu haben. Division Cremer, die über 1000 Mann Verlust hatte, geht sogar zurück und überläßt der Division Penhoat das Feld. General von Degenfeld besetzt Frahier wieder. So endigte auch hier die Dunkelheit der Winternacht einen Kampf, in welchem, durch das Beispiel des Führers fortgerissen, der in erster Linie kämpfte, 3 Bataillone und 3 Batterien mit ruhmreicher Tapferkeit 10 Stunden lang gegen 2 feindliche Divisionen ehrenvoll gerungen hatten.

Als General von Werder die Summe des zweiten Tages zog, durfte er sich sagen, daß von Mömpelgard bis Chagey der Feind mit seinen wiederholten und beharrlichen Durchbruchsversuchen nichts erreicht habe. Die deutschen Truppen waren überall unerschüttert und in bester Stimmung, die Franzosen aber litten entsetzlich von Hunger und Kälte.

Anders aber lagen die Verhältnisse nördlich von Chagey. Dort hatte die deutsche Stellung trotz der heroischen Gegenwehr Degenfelds durch die erzwungene Aufgabe von Chenebier und Echevanne eine bedenkliche Schwächung erlitten. Es war zu erwarten, daß der Gegner am nächsten Tage seine Absicht, um Chagey sich zu drehen, ausführen werde. Ging er von Chenebier auf die Ferme Génechier, so stand er auf der Höhe; dann hätte Chagey und im weiteren Verfolg Luze aufgegeben werden

müssen, somit wäre der rechte Flügel aufgerollt gewesen. Das ging nicht, dem mußte mit allen Kräften entgegengetreten werden. General Keller erhielt noch am Abend den Befehl, mit allen verfügbaren Truppen — das waren 8 Bataillone, 4 Eskadrons, 4 Batterien — sich auf Chenebier in Marsch zu setzen und diesen Ort wieder zu nehmen, jedenfalls aber zu verhindern, daß der Feind in der Nacht oder am anderen Tage auf Chagey vorstoße. Auch General von der Goltz sollte ein Bataillon auf Chenebier vorschicken und General von Treskow eilte noch in der Nacht, drei 24=Pfünder aus den Belagerungs=Batterien zu ziehen und mühsam mit Menschenhänden in die Stellung von Degenfelds bei Moulin Rougeot zu bringen.

Als General von Werder diese Dispositionen getroffen und sorgenschwer in sein Quartier nach Brévilliérs zurückkehrte, entbrannte nach 7 Uhr abends von den Höhen bei Tavey das Geschützfeuer noch einmal und gegen 8 Uhr hörte man auf der ganzen Linie schweres Infanterie=Gefecht. Versucht der Feind noch einmal den Durchbruch? Zu thun ist dagegen von seiten des Kommandierenden nichts, seine letzten Reserven sind aufgebraucht, er kann auf keinen Punkt mehr Unterstützung senden. Das ist ein kritischer Moment. Bricht der Feind bei seiner kolossalen Übermacht bei Héricourt nun doch noch durch, so ist das XIV. Korps verloren und Belfort entsetzt. Nach allen Seiten sprengen die Generalstabsoffiziere noch einmal in die Dunkelheit hinaus, der Feldherr bleibt, in gespanntester Erwartung, fast allein. Gott sei Dank! Da kommen die ersten Boten zurück, sie bringen die Nachricht, daß die Deutschen standgehalten haben. Auch dieser Versuch des Feindes, der mit starken Abteilungen bis hart an die Bajonette der Unsrigen kam, ist glänzend abgewiesen. Seine Toten und Verwundeten decken von neuem das schneeglänzende Schlachtfeld. Aber General von Werder, der größten Sorge ledig, verhehlt sich nicht, daß eine Wiederholung solchen Angriffes verhängnisvoll werden kann. Eine Reserve muß auf alle Fälle noch in der Nacht gebildet werden, und so müssen die Generale Glümer, von Treskow,

von Debschitz und von Schmeling noch abgeben, was irgend entbehrlich ist. Als die Sonne des 17. Januar aufgeht, hat General von Werder wenigstens 5 Bataillone und 2 Batterien zur Verfügung, um Verstärkung dorthin zu schicken, wo es not thut.

Begleiten wir General Keller auf seinem nächtlichen Marsche in tiefster Dunkelheit, die selbst das Auffinden der Wege erschwert. Das Wetter ist umgeschlagen, ein lauer Wind weht. Die Truppen, obwohl durchaus nicht frisch, denn sie haben den Tag über im Gefecht gestanden, sind guten Mutes und gehen entschlossen vor. Dorf Chenebier muß noch vor Tagesanbruch wieder uns sein. General von Degenfeld schließt sich der Bewegung an und geht mit einer linken Kolonne, während seine beiden Bataillone in Reserve folgen, von Frahier auf dem östlichen Lisaineufer gegen den Südrand von Chenebier, die rechte Kolonne über Echevanne gegen den nördlichen. Der Angriff erfolgt gegen 5 Uhr, die linke Kolonne dringt mit Hurra in das Dorf, aber drinnen kommt das Gefecht zum Stehen, der Feind wehrt sich energisch. Einen noch viel schwereren Stand hat General Keller. Im Walde von Evant stößt er auf starke feindliche Kräfte und es entspinnt sich in dem dichten und desto dunkleren Walde ein ungemein erbitterter Kampf, in dem die Truppen nicht einmal von ihren Waffen Gebrauch machen können, sondern Mann an Mann in schwerem Faustkampfe ringen.

Endlich wird es Tag, von allen Seiten sieht man den Feind mit starker Macht gegen Chenebier vorrücken, dessen starke Besatzung sich noch immer hält. Die Unsrigen müssen das halberworbene Dorf wieder herausgeben, und im Walde gelang es erst nach Heranführung der Reserven gegen 11 Uhr des Feindes Herr zu werden. Kann nun nicht von hier Dorf Chenebier genommen werden? Versucht werden muß es, aber es gelingt nicht trotz äußerster Bravour der Führer und Mannschaften. Das Dorf ist zu stark verbarrikadiert und mit Mitrailleusen besetzt, von denen ein Schuß 21 Mann des 3ten Regiments außer Gefecht setzt.

Es ist Mittag geworden. Da kommt Unterstützung von

Süden. General von der Goltz hat den Major Lang mit 6 Kompanien von Chagey auf Chenebier dirigiert. Aber der war ebenfalls auf weit überlegene Kräfte des Feindes nördlich von Chagey gestoßen und hatte sich mit Mühe gehalten, bis er gegen 4 Uhr, wo die Kraft des Gegners zu erlahmen anfing, sich mit General von Keller vereinigen konnte.

Das Wetter war völlig umgeschlagen; der strengen Kälte folgte erst dichter Schneefall, dann lauer Regen. Waren die Bewegungen bei den spiegelglatten Straßen vorher schwierig gewesen, so wurden sie nun bei den aufthauenden Feldern fast unmöglich. Das Gefecht geriet ins Stocken und beschränkte sich zuletzt auf das Feuern der Schützenlinien.

Gegen Chagey und Luze unternahm der Feind noch zwei Vorstöße, um 8 Uhr und 12 Uhr, aber ziemlich deutlich wurde die Erschöpfung des Feindes dabei sichtbar, der sofort nach abgeschlagenem Angriff auf Nimmerwiedersehen westlich und südwestlich abzog. Nur die Artillerie setzte den Kampf noch fort. Ganz ebenso war es im Zentrum, wo bei Héricourt nur noch Artillerie ins Gefecht kam, die Infanterie dagegen unruhig hin und her marschierte, bis sie allmählich in den Wäldern verschwand.

Bei Bussurel ebenfalls nur Artillerie-Gefecht.

Gegen Bethoncourt drangen nach lebhaftem Geschützfeuer gegen 1 Uhr ungefähr 10 Bataillone dicht geschlossen aus dem Bois Bourgois. Aber die gesamte deutsche Artillerie dort bereitete ihnen einen heißen Empfang. Heulend und zischend schlugen die Granaten in die Kolonnen, daß diese in wirren, unregelmäßigen Haufen in den Wald zurückflohen, nicht ohne ein mit Toten und Verwundeten übersätes Feld zurück zu lassen.

Am hartnäckigsten waren an diesem Tage die Vorstöße des Feindes gegen Mömpelgard. Versprach er sich wirklich hier noch Erfolg, oder waren es Ingrimm und Wut, die ihn vorwärts trieben? Aber die Geschütze und das Gewehrfeuer vom Schloß her, dazu die schweren Geschosse von La Grange Dame nötigten die Franzosen auch hier zum Rückzuge, und bald darauf erschien eine Deputation der geängstigten Bürger und bat um

Schonung mit der Versicherung, daß der Ort von den Franzosen völlig geräumt sei.

Noch ein Stoß, ein krankhaftes Zucken des feindlichen Heerkörpers gegen 2 Uhr — dann war es auch hier vorbei. General Bourbaki, Ingrimm und Verzweiflung im Herzen, hatte bei einem Ritt über das Schlachtfeld die Überzeugung gewonnen, daß mit seinen hungernden, frierenden und übermüdeten Soldaten ein Durchbruch durch die deutschen Linien nicht mehr zu erzwingen sei.

Und doch hatte seine Armee sich wacker und jedes Lobes würdig gehalten und geschlagen. Mehr als 3 Wochen war sie ununterbrochen marschiert, hatte im härtesten Winter bei mangelhafter Verpflegung viele Nächte unter freiem Himmel zugebracht, war trotzdem mit Mut und Zuversicht auf den Feind gegangen und hatte 3 Tage mit großer Zähigkeit versucht, dessen Linien zu durchbrechen.

Auf der andern Seite fällt freilich viel Schatten auf das eben entworfene Bild. Scenen von Disziplinlosigkeit und Verhöhnung alles Völkerrechtes, Beweise von Unmenschlichkeit, wie sie nur bei den Kannibalen der Südsee vorzukommen pflegen, sind thatsächlich und nicht nur vereinzelt vorgekommen. Als unsere braven Landwehrleute nach dreitägiger Einschließung von der Höhe des Schlosses Mömpelgard herabstiegen und ihnen die Insterburger Landsleute drunten in den Straßen freudetrunken die Hände reichen wollten, da fiel ihr schaudernder Blick auf die verstümmelten Leichen ihrer Kameraden. Mit abgeschnittenen Nasen und Ohren lagen sie da und die eingeschlagenen Schädel bewiesen, daß man die Verwundeten nicht in Pflege und Schutz genommen, sondern die Hilflosen schändlich gemordet hatte. Schande und Schmach über die Nation, die zu den civilisiertesten der Welt gehören will und in deren Armee so etwas vorkommen kann! Wie wäre es wohl unseren süddeutschen Brüdern ergangen, wenn Bourbakis Horden auch nur wenige Tage lang in Deutschland hätten hausen können!

Unbegreiflich ist es und bleibt es, daß die Festung Belfort im Rücken des Werderschen Heeres während der 3 Schlachttage,

obgleich der Lärm der Schlacht deutlich zu ihr hinüberdrang, sich völlig unthätig verhielt. Denn ein schwacher Ausfall am 16. gegen Essert, den unsere Truppen leicht zurückwiesen, kann nicht als ein ernsthafter Versuch der Festung, das Ihrige zu thun, angesehen werden. Wie eine launische Schöne, die zwar auf den werbenden Freier hofft, aber nichts thut, ihm entgegenzukommen, wartete Belfort zwar auf den Ersatz Bourbakis, aber es that nichts, ihm die Hand zu reichen. Nun war der Freier abgezogen, nun, arme Schöne, wirst du dich wohl in dein Schicksal ergeben müssen.

Unbeschreiblich war der Jubel, der sich im Heere Werders erhob, als in der Nacht vom 17. zum 18. die Kunde sich zur Gewißheit erhob: Wir haben gesiegt! Der Feind zieht ab!

Die bärtigen Landwehrmänner umarmten und küßten sich unter Thränen, die Badener hüpften und sangen, und selbst die Offiziere überließen sich willig dem Ausbruche des Siegesgefühles. Je größer die Spannung gewesen, je ernster die Entschlossenheit, den Feind nur über ihre Leichen nach Belfort und nach Deutschland zu lassen, desto leichter fühlten die schlachterprobten Helden nun ihre Herzen, desto höher schlug die Woge des Jubels gegen Himmel. Das sind Augenblicke, die den Soldaten für Wochen und Monate entsetzlicher Strapazen, Entbehrungen und Gefahren entschädigen müssen und wirklich entschädigen. Wollte man sie ihm durch unnötige Strenge und übertriebene Disziplin verkümmern, woher sollte er die Spannkraft des Geistes nehmen, jene Mühseligkeiten von neuem auf sich zu nehmen.

Denn, ob auch vieles gewonnen, zu Ende war der Strauß noch nicht. Sollte Werder am 18. den Feind verfolgen?

Gewiß, es ist die erste Regel der Kriegskunst, dem Feinde nach der Schlacht „in den Hessen" zu bleiben. Aber man bedenke, daß Bourbaki nicht geschlagen war, und wenn man auch voraussetzen durfte, daß der innere Zusammenhalt seiner Armee gelockert war, so konnten doch einzelne Teile in sich noch gefestet genug sein, um recht kräftigen Widerstand zu leisten. Und diese einzelnen Teile genügten numerisch vollauf, die Abteilungen

Werders zu erdrücken. Sodann erwäge man die Verfassung der Werderschen Armee am 18. Januar. Es waren doch auch nur Menschen, die da seit 4, teilweise 5 Tagen weder abgekocht, noch genügend geschlafen hatten. Und wie sah es beim Vorrücken mit der Verpflegung, und wie mit der absolut nötigen Munitionsergänzung aus?

Nein, eine Verfolgung Bourbakis am 18. Januar war nicht möglich und Werder dachte auch nicht daran. Nur kleine Rekognoszierungen ordnete er für diesen Tag an und die waren schon blutig genug, verlor doch ein Halbbataillon des 34ten Regiments bei einer solchen 46 Mann. Für den 20. dagegen war eine Linksschwenkung der ganzen Linie mit dem Drehpunkte Mömpelgard angeordnet, wobei die Kavallerie vorgetrieben und Verbindung mit dem anrückenden General von Manteuffel über Vesoul gesucht werden sollte.

Der 18. Januar gehörte der Ruhe, der 19. dem Aufräumen des Schlachtfeldes. Ungefähr 1500 Tote wurden an diesem Tage beerdigt, etwa 4500 meist noch nicht verbundene, von den Ärzten im Stich gelassene Verwundete, von denen viele bei der Kälte 3 Tage lang im Freien gelegen hatten, wurden aufgelesen. War es auch nicht möglich, gleich allen die nötige Pflege angedeihen zu lassen, so geschah doch, was menschenmöglich war.

Werders Verlust war entsprechend dem Charakter der Verteidigung verhältnismäßig gering. Er bezifferte sich auf 317 Tote, 1508 Verwundete und 333 Vermißte. Verhältnißmäßig am meisten verloren hatten die aus der Zernierungslinie herbeigeholten Teile der 1ten Reserve-Division, überhaupt die Truppen, die um Chenebier fochten. Die Franzosen mögen im ganzen 8—10,000 Mann verloren haben.

Als nun die Kunde von dem tapferen Aushalten und dem endlichen Siege Werders nach Deutschland flog, da erhob sich ein Jubel sondergleichen im Volke. Kaum ist ein anderer Sieg, selbst nicht die von Gravelotte und Sedan, mit solchem einstimmigen Freudenausbruche begrüßt worden. Namentlich in Süddeutschland kannte der Enthusiasmus keine Grenzen. Frei-

lich, die waren auch „die nächsten dazu“. Es regnete Dank-Adressen und Glückwünsche, aber auch sehr substantielle Beweise der Erkenntlichkeit auf das Korps Werder. Die Landwehr aber sang, stolz in dem Gefühle ihrer Thaten, ein schnell gedichtetes Lied, das einzige wohl, was in dem großen Kriege am Lagerfeuer gedichtet und gleich gesungen worden ist. Mir sind nur noch einzelne Verse daraus erinnerlich; ich habe es auch später nie wieder zu Gehör bekommen können, aber in die Ohren klingt es, indem ich dies niederschreibe:

Das war die große, dreitägige Schlacht,
Die haben wir alle mitgemacht

— — — — — — — — — —

Da kam ein Brief vom König an:
„Ihr habt gerettet das Vaterland“.

* * *

General von Werder dankte seinen Truppen in folgendem Korpsbefehl:

„Das XIV. Armeekorps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leistungen in Ertragung von Strapazen der denkbar größten Art, sowie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienst geleistet, den die Geschichte gewiß zu den denkwürdigsten Ereignissen des ruhmreichen Feldzuges zählen wird. — Es ist uns gelungen, den sehr überlegenen Feind, der Belfort entsetzen und in Deutschland einfallen wollte, aufzuhalten und sodann siegreich abzuweisen. Mögen die Truppen, auf deren Leistungen die Augen Deutschlands gerichtet waren, zuvörderst in diesen Erfolgen einen Lohn für ihre Mühen erblicken. Der Dank Seiner Majestät des Königs wurde mir bereits allergnädigst übermittelt; meine aufrichtigen Glückwünsche für diese ruhmreichen Tage vom 14. bis 18. Januar füge ich hinzu.“

(gez.) v. Werder.

Se. Majestät der König hatte geschrieben:

„Ihre heldenmütige dreitägige Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten

Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer Meinen Königlichen Dank, Meine höchste Anerkennung aus, und verleihe Ihnen das Großkreuz des Roten Adler=Ordens mit Schwertern, als Beweis dieser Anerkennung.

Ihr dankbarer König
Wilhelm."

VIII.

Der Aufmarsch der Süd-Armee.

Wie der Leser aus dem II. Bande des vorliegenden Werkes weiß, gehörte der Verfasser dem II. Armeekorps an, das zu den Belagerungstruppen von Metz zählte und nach der Einnahme dieser Festung nach Paris entsendet wurde. Von Belfort bis vor Paris ist ein weiter Sprung, aber in Gedanken macht er sich leicht, und ich muß den Leser, der mir bis dahin gefolgt ist, schon bitten, mir und meiner Erzählung zu Liebe ihn einmal zu machen. Also — da sind wir, und das Dorf, das ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen, heißt Sacclen und liegt 2 Meilen südlich von Versailles, übrigens ein so erbärmliches Nest, als der Wanderer in den tristesten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes kaum eins finden kann. Man sollte nicht glauben, daß 2 Meilen von Versailles und zirka 6 Meilen in Luftlinie von Paris so erbärmliche Hütten stehen könnten.

In dieses Dorf hatte das Geschick unser Bataillon nach den heißen Tagen von Villiers=Champigny und den kalten der darauffolgenden Vorpostenstellung verschlagen, hier ruhten wir, fern vom Getöse der Schlacht, wie vom Lärm des Feldlagers, eng aber warm, und feierten in Beschaulichkeit das heilige Weihnachtsfest, Sylvester und Neujahr.

Draußen war eine barbarische Kälte, desto behaglicher war es in der warmen Stube, in der ich mit 6 Leuten meiner Kor=

poralschaft seit 14 Tagen schlief, aß, trank, lebte und webte „zur Seite des wärmenden Ofens". Ja, dieser Ofen! Den hatten wir selbst gebaut, wir pommerischen Musketiere, zu namenlosem Erstaunen unseres Wirtes, der anfänglich in demselben irgend welche Höllenmaschine vermutet hatte, welche die barbarische Wildheit seiner ungebetenen Gäste ersonnen, ihn und sein gastliches Dach in die Luft zu sprengen. Aber wie bald hatte er sich mit ihm ausgesöhnt, als er seine wärmespendenden Vorzüge kennen gelernt hatte, und nun war Monsieur Pierot der erste, der mit seinen Holzpantinen und blauer Blouse und nicht minder blaugefrorenen Händen und Nase alle 10 Minuten die 14° — draußen mit den 16° + drinnen vertauschte und mit ingrimmigem: „pas chaud, messieurs!" die verklammten Finger an dem deutschen Backofen wärmte.

In diesen Tagen der Ruhe erhielten wir auch wieder Briefe und Zeitungen aus der Heimat, und mit Begierde gewann ich aus ihnen den Überblick über den Gang der Ereignisse wieder, der mir seit der Übergabe von Metz vollständig verloren gegangen war. Was ich so gewonnen hatte, teilte ich gerne den Kameraden auf ihr stürmisches Bitten mit, und alle Nachmittag nach beendigtem Appell hielt ich vor immer größer werdendem Auditorium Vortrag über „Geschichte der Gegenwart."

Da erzählte ich den aufmerksam Lauschenden, wie sehr zur richtigen Zeit für uns der Fall von Metz gekommen sei, um die Anstrengungen des Feindes, Paris zu entsetzen, zu vereiteln. Denn schon seit Anfang Oktober sammelte die Republik ihr erstes Heer, zirka 60,000 Mann, an der Loire. Ihnen eilte mit den vor Paris entbehrlichsten Truppen General v. d. Tann entgegen und schlug sie am 10. Oktober bei Artenay, warf sie sodann über die Loire zurück und besetzte Orleans.

Aber schon im nächsten Monat sahen die tapfern Bayern ein ungleich stärkeres Heer der Franzosen sich gegenüber und wurden zur Aufgabe von Orleans gezwungen. Zwar störten die Franzosen diesen Rückzug nicht, aber immerhin gaben die Meldungen von Westen und Süden dem großen Hauptquartier

zu Versailles die Gewißheit von den gewaltigen Anstrengungen und auch Erfolgen Gambettas, der seit Mitte Oktober von Tours aus als Dictator unumschränkt über Frankreich gebot und die unerhörtesten Anstrengungen machte, den eisernen um Paris gezogenen Gürtel der deutschen Armeen zu zersprengen. Sofort wurden Verstärkungen gegen die Loire in Marsch gesetzt und den einheitlichen Befehl über diese und die Tannschen Scharen erhielt der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Aus den nach dem Fall von Metz freigewordenen Streitkräften wurden zwei Armeen gebildet oder eigentlich wieder hergestellt, wie sie vor der Belagerung von Metz bestanden hatten. Mit der zweiten Armee (III., IX. und X. Korps — das II. ging zur Verstärkung der Zernierungs-Armee nach Paris) ging Prinz Friedrich Karl im Sinne der ihm erteilten Weisungen nach Südwesten, um von Chaumont aus nötigenfalls dem XIV. Korps die Hand zu reichen. Bald aber berief ihn aus seinem Hauptquartier zu Troyes ein Telegramm der obersten Heeresleitung ebenfalls an die Loire, um in Gemeinschaft mit dem Großherzog gegen Orleans Front zu machen und Paris zu decken. Mit atemloser Spannung folgten meine Zuhörer dann der Beschreibung der Heldenthaten von Beaune-la-Rolande und Orleans und als ich geendet, brach ein donnerndes Hurra! los, daß die Wände und unser neu gebauter Ofen zu wackeln schienen und Monsieur Pierrot sich scheu in die äußerste Ecke seines Besitztums verkroch.

Ein anderes Mal erzählte ich meinen braven Landsleuten von den Abenteuern und Schicksalen der ersten Armee unter General von Manteuffel. Auch von Norden rückten die Franzosen zum Entsatze vou Paris heran. Wenn auch Manteuffel durch die Bewachung von 173,000 Mann Gefangenen und durch verschiedene Unternehmungen gegen kleinere Festungen sehr geschwächt war, so trat er doch schon am 27. November dem General Farre bei Amiens siegreich entgegen, rückte acht Tage später in Rouen ein und drängte den General Briand bis an das Meer zurück. Die dann eintretende Ruhe sollte von nicht langer Dauer

sein; denn unermüdlich waren die Franzosen auch hier in der Aufstellung neuer Streitkräfte, die der tüchtige General Faidherbe dann vorführte. Erst kurz war bei uns die Nachricht von dem erneuten Siege an der Hallue eingegangen. Auch bei dieser Nachricht herrschte allgemeiner Jubel.

Nun, und von uns Pommern brauchte ich ihnen nichts zu erzählen; das hatten sie miterlebt, wie wir uns hinter der südlichen Einschließungslinie bei Longjumeau aufgestellt und das Mündungsdreieck zwischen Seine und Marne bewacht hatten, bis die Tage von Villiers, Bry und Champigny uns zu Mitarbeiterschaft an dem blutigen Werke der Sachsen und Württemberger riefen.

„Unteroffizier, wo stecken denn eigentlich die Westfalen?“ interpellierte mich ein heller Kopf, dem es bei meiner Erzählung aufgefallen war, daß des VII. Korps nicht Erwähnung gethan wurde. Auch ihm konnte ich Genüge thun. Ich konnte ihm erzählen, wie die 14te Division erst die Gefangenen von Metz bewacht und geleitet, dann die Festungen Diedenofen, Montmédy und Meziéres genommen, endlich auch Rocroy an der belgischen Grenze überrumpelt hatte, sowie daß Zastrow indessen eine Aufstellung bei Auxerre genommen hatte, um sowohl nach Westen als nach Osten Front machen zu können. Denn was hinter der Loire jetzt, in den letzten Tagen des Dezember, vorging, wohin namentlich Bourbaki mit der einen Hälfte der Loirearmee gekommen war, blieb selbst Moltke vorläufig noch ganz unklar.

So saßen wir auch am Neujahrstage 1871 und wärmten, wie den äußern am Ofen, so den inneren Menschen mit Erzählungen und Erinnerungen aus der Heimat und dem vielen Schrecklichen, das wir durchlebt. „Die Erinnerung an vergangene Leiden ist angenehm“, sagt der Lateiner — wohl, aber was wird die Zukunft bringen? Diese Frage stand doch nicht minder lebhaft vor unserm Geiste. Wann endlich wird sich Paris ergeben und Friede geschlossen werden? So fragte ein jeder, aber keiner ahnte, daß derweilen das Schicksal schon uns Antwort schickte, indem es sich dazu als Boten des Burschen unseres Feldwebels

bediente. Dieser Brave stampfte durch den losen, frischgefallenen Schnee auf unsere abseits gelegene Hütte zu und in der geöffneten Thüre quäkte seine fette Stimme:

„Unteroffizier Steinbeck soll sofort zum Herrn Feldwebel kommen."

Ich schnellte empor und stand in 10 Minuten vor dem Kompanie-Gewaltigen. Was ich da hörte, erfüllte die Seele halb mit Lust und halb mit Grausen. Wir sollten marschieren — marschieren bei dieser Kälte, vielleicht gar biwakieren. Wohin? Nun nach Hause gewiß nicht, solange Paris noch sich hielt. Also gegen den Feind. Gegen welchen? Ja, das wußte der Herr Feldwebel, der mich zum Fourier bestimmt hatte, auch nicht. Nur die Richtung konnte er mir angeben: nach Süden zu und unser nächstes Ziel war Montargis.

Noch am selben Abend brachen wir Fouriere des Bataillons auf: das für mich neue Geschäft des Quartiermachens begann. Nach anstrengendem Nachtmarsche früh morgens den schlafenden Ort, dem die Ehre unserer Beherbergung für die nächsten Stunden zu teil werden sollte, zu überfallen, Maire und Gemeinderat buchstäblich aus den Betten zu holen und zum Ausstellen der Quartierbillete zu zwingen, oder auch auf eigene Faust Quartiere zu machen, mit souveräner Laune zu bestimmen: „Hierher kommt der Hauptmann, dorthin die beiden andern Offiziere, in dieses Quartier, wo die beiden hübschen Mädchen sind, der Doktor, und da, wo es einen guten Happen und einen nicht schlechten Tropfen zu geben scheint, wohnt der Herr Feldwebel" — o das war gar nicht so ganz gegen meinen Geschmack. Wenn nur das infame Marschieren nicht gewesen wäre! Man war durch die Ruhe vor Paris so steif geworden, jetzt galt es, sich erst wieder einzulaufen. Übrigens die Gegend war schön und die Quartiere meist gut, auch die Verpflegung, die teilweise nur durch die Magazine, meist von den Quartiergebern aus geschah, ließ wenig zu wünschen übrig und dieses wenige pflegten wir dann aus eigener Machtvollkommenheit zu ergänzen. Ich entsinne mich eines Vorfalles, der leicht verhängnisvoll für

mich hätte werden können. Heute, nach 20 Jahren fast, darf ich ihn wohl erzählen.

Ich hatte einen Doppelmord begangen an einem feisten welschen Hahn und seiner Lebensgefährtin. Der Bauer, der sein Federvieh so sorgfältig in einer Hinterkammer seiner Scheuer vor der Raublust der fremden Gesellen versteckt hatte, bedachte wohl nicht, daß ich, als ich frühmorgens zum Quartiermachen auf seinen Hof gekommen war, ihn bei der Fütterung überrascht hatte. Oder aber meinte er, daß die mir gereichte Flasche Wein mich zum Verräter an der Kameradschaft machen würde?

Als die Kompanie gegen Mittag einrückte, hatte meine Korporalschaft das Unglück, in ein Gehöft zu kommen, wo es absolut außer Kartoffeln nichts gab. Ich sah die langen Gesichter meiner armen Kerls, die nach dem anstrengenden Marsche auf Glatteis und durch Schnee sich nicht wenig auf ein gutes Quartier und eine ordentliche Mahlzeit gefreut hatten und sich nun so schmählich in ihrem Vertrauen auf ihren fürsorgenden Korporalschaftsführer getäuscht sahen. Da war ein böser Gedanke in mir aufgestiegen und alsbald zur That geworden: der Welsche und seine Gattin hatten d'ran glauben müssen, ich schritt, die Leichen der Erschlagenen unter meinem Mantel fürsorglich verbergend, die Dorfstraße hinab dem Quartiere zu und freute mich im voraus auf den Jubel, den mein Erscheinen und meine Beute hervorrufen würde. Da — o Götter! — biegt um die Ecke der Regimentskommandeur, vulgo „der Alte", und sein scharfes Auge hat mich sofort erkannt.

„Nun, Steinbeck, wie geht's?" redete der gütige Vorgesetzte mich an, der ihm aus früheren Verhältnissen wohl bekannt war.

Mich überlief es siedend heiß, während ich vorschriftsmäßig Front gemacht hatte und ein: „Recht gut, Herr Oberst!" hervorstammelte. Krampfhaft preßte ich den linken Arm, unter dem ich die beiden corpora delicta trug, an den Leib. Wenn die Biester das Rutschen kriegten! O mein Himmel, das eine rutscht schon. Der Oberst schaute in mein krankhaft verzerrtes Gesicht und eine Ahnung der Sachlage mochte in ihm aufsteigen,

wenigstens ging ein merkwürdiges Lächeln über seine Züge und mit einem flüchtigen Gruß wandte er sich zum Gehen. Dann noch einmal sich umwendend, meinte er: „Sie scheinen sich verletzt zu haben, Sie bluten ja", und damit wies er auf eine auf dem Schnee recht bemerkbare Blutspur, die ich hinterließ. O ihr verwünschten Hahnen! Zerknirscht vor Scham und Reue stürzte ich in mein Quartier, warf die beiden Braten auf den Tisch und bei dem Jubel der Kameraden that ich einen kräftigen Schwur, nie in meinem Leben, auch für andere nicht, die Hand nach fremdem Federvieh auszustrecken. Mitgegessen habe ich nachher aber doch.

Am 6. Januar hatten wir unser vorläufiges Marschziel Montargis erreicht und fanden um dasselbe unser ganzes II. Korps vereinigt. Es mußte auch dem unbefangensten klar werden, daß größere Unternehmungen von deutscher Seite geplant wurden. Nur was und wie, war selbst höheren Offizieren in diesen Tagen noch verschleiert. Erst nach und nach lüftete sich dieser Schleier und wir erfuhren, was auf dem Kriegstheater vorging.

Auch das große Hauptquartier und Moltke waren eine Zeitlang nach den entscheidenden Kämpfen bei Orleans im Anfang Dezember im Unklaren über den Verbleib der Bourbacki'schen Armee gewesen. Ich habe mehrfach bei Darstellung der Werderschen Operationen darauf hingewiesen, wie schwer in Versailles man sich entschließen konnte, diesen Feind nicht mehr im Westen, sondern im Süden zu suchen. Zwar kamen Nachrichten aus dem Süden von großen Truppenzügen auf Besançon und Werder zog sich infolge dessen aus Dijon auf Vesoul zurück; auch ignorierte man jene Meldungen, so unwahrscheinlich sie klangen, an maßgebender Stelle nicht, wie die Befehle an das VII. Korps, von Auxerre nach Chatillon sur Seine abzurücken, und an das General-Gouvernement in Straßburg, den General von Debschitz mit 8 Bataillonen, 2 Schwadronen und 2 Batterien dem General von Werder zur Verfügung zu stellen, beweisen. Aber immerhin war man doch geneigt, denjenigen Meldungen, welche von der Loire kamen und die Anwesenheit großer

Armeen hier nach wie vor feststellten, mehr Gewicht beizulegen und deshalb anzunehmen, daß die Franzosen an ihrem Plane, mit beiden Loire-Armeen zugleich von Westen und von Süden her zum Entsatz des hart bedrängten Paris vorzurücken, festhielten. Unter solchen Voraussetzungen beschloß Moltke, die zweite Armee gegen Westen auf Le Mans zu dirigieren und das VII. und II. Armeekorps bei Montargis und Auxerre zur Deckung der Einschließung von Paris gegen Süden zu verwenden.

Das war die leitende Absicht unseres Vormarsches auf Montargis. Da zerrissen die Vorgänge des 5. Januars, die Gefechte Werders bei Vesoul, den Schleier, hinter dem die Operationen des Feindes sich so lange versteckt hatten. Die Anwesenheit der ganzen Armee Bourbakis im Südosten war festgestellt, Werders Meldungen ließen keinen Zweifel mehr, und ungesäumt traf das große Hauptquartier seine Anordnungen, der geänderten Sachlage gerecht zu werden.

Das VII. und II. Armeekorps sollten sofort sich in Marsch setzen, um in der Gegend von Nuits sur Armançon bis Chatillon sur Seine aufzumarschieren, alle Truppen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze sollten eine neue Armee, die Süd-Armee, bilden und unter Befehl des Generals der Kavallerie von Manteuffel treten.

Nun hieß es marschieren, marschieren, marschieren!

Am 12. Januar traf der neue Oberbefehlshaber in Chatillon sur Seine ein; inzwischen hatten wir lange Beine nach Kräften gemacht. Ganz waren wir indessen doch noch nicht in die uns angewiesene Stellung eingerückt. Mit welchen Schwierigkeiten hatten wir aber auch zu kämpfen! Tief verschneite Landwege, die sehr oft von den zahlreichen Quellbächen, die von dem Plateau von Langres herabfließen, mit tief eingeschnittenen Thälern durchquert wurden, mußten in unabsehbaren Zügen von den marschierenden Kolonnen inne gehalten werden, denn die besseren Straßen über die selbst im Sommer unwirtbare Hochfläche von Langres halten sich in den Thälern; sie laufen im allgemeinen von Nordwest nach Südost und entzogen sich daher

für uns der Benützung, Das unbedeutendste Hindernis brachte für Tausende eine stundenlange Stockung des Marsches hervor, und dabei diese Glätte auf den Wegen, die namentlich den armen Pferden so gefährlich wurde. Nun, ich habe all' mein Tage nicht große Lust gehabt, Artillerist zu sein, so große Hochachtung ich auch von dieser Waffe empfinde, aber in diesen Tagen, wo ich die namenlose Qual und Anstrengung der armen Kerle, ihre Geschütze vorwärts zu bringen, aus eigener Anschauung kennen lernte, hat sich meiner Brust oftmals der Stoßseufzer entrungen: „Gottlob, daß du ein Infanterist bist und nur für deine eigenen Beine zu sorgen hast." — Mit der Kavallerie ging es schon etwas besser, aber auch hier habe ich manchen gesehen, von dem man, wie im Uhlandschen Gedichte vom wackeren Schwaben, sagen konnte:

„Fast mußte der Reiter die Mähre tragen."

General von Manteuffel stand bei Beginn seiner Operationen vor einer folgenschweren Entscheidung. Sollte er auf Dijon marschieren? Mehrere gute Straßen dahin standen ihm offen durch das Bergland vor ihm und die Wiederbesetzung der alten Hauptstadt von Burgund hätte einen um so tieferen Eindruck gemacht, je mehr die Franzosen über den Abzug Werders gejubelt hatten. Aber die dringende Gefahr — das erkannte jeder jetzt — lag bei Belfort. Verzögerte sich der Angriff des Feindes auf Werders Stellung an der Lisaine nur noch einige Tage, so mußte das Einwirken der Süd-Armee auf den Rücken des Feindes sich sehr fühlbar machen. Hielt Werder sich vor Belfort, so mußte Bourbaki zurück, dann wollte Manteuffel sich mit Rechtsschwenkung auf seine rückwärtigen Verbindungen werfen; wurde aber Werder nach dem Elsaß gedrängt, dann kam es darauf an, so schnell als möglich den vorrückenden Feind in dem Rücken zu packen und festzuhalten. Also galt es unter allen Umständen, geradewegs auf die Hauptmacht des Feindes zu marschieren, also auf Belfort. Dijon wäre ein Umweg gewesen.

Die Kolonnen der beiden Korps marschierten getrennt in den Thalläufen und konnten ihre Verbindungen in den ausgedehnten, bergigen Waldungen nicht aufrecht halten. Jede

mußte für ihre Sicherung nach allen Richtungen hin selbständig sorgen. Das war keine leichte Aufgabe, denn der Marsch führte mitten zwischen Dijon und Langres hindurch, und beide Orte waren stark vom Feinde besetzt. Auch wimmelte es von Franktireurs, denen selten oder nie beizukommen war, da sie urplötzlich auftraten und verschwanden. Zweimal bin ich mit ihnen in Berührung gekommen, ich will's erzählen.

Das erstemal marschieren wir in Regiments-Kolonne die im Thale hinführende Chaussee; die Vortrupps und Seitenpatrouillen haben nichts von einem Feinde entdecken können und mehrere ohne Abenteuer verlaufene Tage haben uns in eine gewisse Sicherheit gewiegt. Da — rr! fegt eine Gewehrsalve aus dem Tannengebüsche in unserer rechten Seite in unsere Kompanie hinein und wirft 10 Mann blutend zu Boden. Da! noch eine. Gott's heiliges Donnerwetter, was ist das?

„Die 6te Kompanie ausschwärmen!" schallt das Kommando unseres Bataillons-Kommandeurs; schon sind wir in weiter Schützenlinie über den hartgefrorenen Acker hinweg und klimmen den waldigen Abhang hinan. Noch eine Salve, sie fegt unschädlich über unsere Köpfe hinweg — dann sind wir oben. Totenstille empfängt uns, weit und breit kein Feind zu sehen und zu hören. Wo sind sie hingekommen? Wir suchen das Tannengehölz ab — niemand. Da sehe ich drüben, ca. 100 Schritt entfernt, etwas blaues, eine Blouse, nein zwei, drei schimmern. „Auf sie, Leute! Halt, Kanaillen, steht oder ihr seid gleich des Teufels!" Sie standen auch und ließen uns ruhig herankommen, harmlose Landleute natürlich, ein Greis von 70 Jahren und 2 Jungen von 15 und 16 Jahren. Sie waren nur ein wenig ins Holz gegangen, um die schöne Januarluft zu genießen. Geschossen hatten sie natürlich nicht; die da geschossen hatten, waren alle davongelaufen, weit, weit là bas. Ja, aber halt, mein Alter, was hast du denn da in der Tasche? Sieh einmal, Patronen, Remington-Patronen, und da — 50 Schritt davon — haben meine Leute eben die noch rauchende Flinte gefunden. Also überführt, Schurke, und nun kurzen

Prozeß gemacht; an den nächsten Baum mit allen dreien und sie niedergeknallt, wie es von oben her befohlen. Ja, so hätte ich thun müssen — aber ich konnt's nur nicht. Das Herz schlug mir zum Zerspringen und der Ton stockte mir in der Kehle. Es war recht wenig männlich und soldatisch, ich weiß wohl, aber ich konnte das Kommando zum Erschießen nicht geben. Der alte, weißhaarige Mann und die beiden halbflüggen Jungen! Nein, bringt sie rückwärts zum Hauptmann, der mag entscheiden. Den mag ein ähnliches Gefühl beherrscht haben, wie mich; er wies mich an den Major. Und wie ich so mit meinen drei Gefangenen und 2 Mann Bedeckung an der Chaussee stehe und auf den Herrn Major warte, der hier vorbeikommen soll, da naht sich statt dessen unser Divisionär, mein „lieber Kamerad" von Gravelotte, der viel gefürchtete General von Hartmann. Verwundert überschaut er die Gruppe; ich trete vor und mache die vorschriftsmäßige Meldung. Da läßt der General dem Fuchs die Zügel auf den Hals fallen, und, die Arme in die Seite stemmend, herrscht er mich an: „Sind Sie ein Träumer (der General brauchte einen andern Ausdruck, den ich hier nicht wiederholen kann) oder ein Soldat? Drei bewaffnete Soldaten eskortieren drei unbewaffnete Lumpenhunde — was soll aus meiner Division werden?" Der General hatte recht, ich sah es ein und senkte beschämt den Blick. „Entweder schießen Sie sie tot", fuhr er fort, „oder Sie lassen sie laufen." Kaum hatte er das gesagt, als ich mich umwandte zu meinen Gefangenen und mit dem Finger ins Weite zeigend ihnen zurief: „Allez-vous en! Vite! vite!" Die Kerle ließen sich das nicht zweimal sagen; wie die Hasen flogen sie über das Feld. In dem Auge Hartmanns flammte es auf, als wolle er mich zermalmen — ich hielt seinem Blicke aber tapfer stand. Da griff er langsam an die Feldmütze, grüßte stumm und ritt davon. Ich aber ging still und doch im tiefsten Herzen beglückt davon; warum? und wie stimmt das zu deinen Ansichten über Franktireurs, die du vorhin in diesem Buche entwickelt? wird mancher meiner lieben Leser fragen und mein Benehmen, wie der General, unmännlich

und unsoldatisch schelten. Mag sein, ich will das Urteil über mich ergehen lassen, aber ich versichere, ich bin noch heute glücklich, daß ich den verhängnisvollen Befehl nicht gegeben habe. Wer mir's nicht nachfühlt, wird's nicht begreifen und wenn ich ihm es auf 10 Seiten auseinandersetzte, also — genug davon!

Das zweitemal, wo ich mit den leidigen Franktireurs zusammentraf, hatte die Sache einen tragikomischen Anstrich.

Wir waren in der Avantgarde. Der beschwerliche Marsch des Tages lag hinter uns und dieser selbst ging zu Ende, als wir das uns zum Nachtquartier bestimmte Dorf erreicht hatten. Schnell waren die zur Sicherung nötigen Vorposten ausgestellt, und was von der Kompanie nicht am Kochherde beschäftigt war, trieb sich Fouragierens halber oder, um mit den Töchtern des Landes zu charmieren, in der Dorfstraße umher. Da kommen die letztere hinab blökend und blärrend wohl an die 500 Hammel, von 10—12 verwegenen Gesellen in preußischer Uniform getrieben. Das war der Stolz und die Hoffnung der 3ten Division, von diesen Tieren sollten wir in den nächsten Tagen leben. „Wohin des Weges?“ wurden die Treiber gefragt. „Ins nächste Dorf.“ — „Aber dort stehen keine Truppen mehr, wir sind die vordersten.“ — „Thut nichts, so finden wir desto bessere Quartiere für uns und unser Vieh.“

Nichts vermochte die überkühnen, vielleicht auch etwas angeheiterten Menschen zu bewegen, nicht weiter zu gehen. Sie verschwanden vor uns in den Schatten der sinkenden Nacht. Die Strafe für den Übermut blieb nicht aus. Nachts 2 Uhr wurde ich von einem ängstlichen Schreien: „Hilfe, Hilfe Kameraden!“ geweckt. Ich sprang auf und eilte an das Fenster unserer Hütte, die die letzte des Dorfes bildete. Vor mir tanzte eine nur mit dem Hemde bekleidete menschliche Gestalt in dem Schnee umher — es war einer jener Viehtreiber, der einzigste, der sich aus dem Überfalle der Franktireurs gerettet hatte. Die andern alle waren entweder im Schlafe ermordet oder gefangen fortgeführt, unsere 500 Hammel aber waren verloren. Zwar eilte unsere Kompanie im Laufschritte dem Schauplatze dieses Überfalles zu und

erreichte das nur 1½ Kilometer entfernte Dorf, noch ehe der Morgen tagte, aber „hin ist hin, verloren ist verloren.“ Dafür erhielten wir am andern Tage den Befehl, das betreffende Dorf an allen vier Enden in Brand zu stecken, und diesem strengen, aber notwendigen Befehle mußte gehorcht werden. Viele thaten's nicht ungern, denn die Wut über die verlorenen Hammel war groß, zumal es in den nächsten 8 Tagen keinen Ersatz gab und wir uns ohne Fleischlieferung begnügen mußten.

Doch nun genug von diesen unheimlichen Gesellen, den Franktireurs, deren Auftreten so sehr viel dazu beitrug, dem Kriege einen wilden, barbarischen Charakter aufzudrücken. Kehren wir zu unseren marschierenden Kolonnen zurück.

Weder von Langres, noch von Dijon aus geschah etwas Ernsthaftes, den Vormarsch der Süd-Armee aufzuhalten. Das einzig Bedenkliche waren die unsicheren, rückwärtigen Verbindungen, die dann später von Manteuffel notgedrungen nicht mehr über die Hochfläche von Langres, sondern über Epinal unterhalten wurden.

Gegen Dijon hatte bisher die Brigade des Obersten von Dannenberg vom VII. Korps beobachtet und auch mehrfache Berührungen mit der Vogesen-Armee, speziell mit den Freischaren Ricciotti Garibaldis gehabt. Jetzt wurde dieselbe an das II. Korps herangezogen, dagegen General von Kettler mit der 8ten Infanterie-Brigade, die um 2 Schwadronen und 2 Batterien verstärkt war, angewiesen, die Eisenbahnverbindung im Rücken der marschierenden Armee zu sichern. Im übrigen galt es nur eines: flott zu marschieren, um schnell aus dem Berglande herauszukommen und möglichst schnell dem bedrängten Korps Werder die hilfreiche Bruderhand reichen zu können. Ob wir marschiert sind! Vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend auf spiegelglatten Wegen, bei unheimlicher Kälte und dichtem Nebel immer vorwärts, vorwärts! Was liegen bleibt, bleibt liegen, denn Krankenwagen und Lazarate gibt's hier nicht; aber wer liegen bleibt, der mache sich auf sein letztes Stündlein gefaßt. Denn wenn er in die Hände der fanatischen Bauern

oder Freischaren fällt, ist er einem qualvollen Tode sicher überliefert. Also vorwärts, so lange es irgend geht!

Unser Schuhwerk ging dabei gänzlich aus Rand und Band, die meisten von uns liefen fast ohne Sohlen auf den Strümpfen und den Fußlappen. Es gab keine Möglichkeit, Stiefel und Schuhe zu reparieren oder zu ersetzen, denn die wenigen Stiefel, die wir bei der ländlichen Bevölkerung vorfanden, paßten uns nicht, und Ruhetage, an denen unsere Kompanieschuster hätten arbeiten können, gab es in drei Wochen nur zwei. Mit der Wäsche war es ebenso — wir litten furchtbar unter dem Mangel der nötigsten Reinlichkeit und requirierten erbarmungslos, wo wir konnten, jedes Hemd, jeden Fetzen Leinwand. Nur das VII. Korps hatte inzwischen einige unbedeutende Gefechte mit Abteilungen der Besatzung von Langres, wir vom II. Korps waren ohne jede Fühlung mit dem Feinde, nachdem Ricciotti Garibaldi auf Dijon abgezogen war.

Am 15. Januar hatten wir 14° Kälte — die Beschwerden des Marsches stiegen auf das Höchste, aber die vorgeschriebenen Marschziele wurden prompt, wenn auch erst spät in der Nacht erreicht. Dann gab es Tauwetter und Regen mit Glatteis, eine kaum erwünschte Abwechselung. Aber am 16. früh ging die Nachricht Werders ein, daß er den ersten Angriff der Bourbakischen Armee siegreich abgeschlagen habe — das entflammte zu neuem Mut und zu neuen Anstrengungen. Und am 18. Januar hatten wir die Hauptschwierigkeit überwunden: das Bergland von Langres war trotz aller Ungunst der Jahreszeit, trotz Kälte, Schnee und Glatteis in kurzer Zeit und ohne bedeutenden Zwischenfall durchquert, selbst ein ungehindertes Überschreiten der Saône stand in Aussicht. In den letzten Tagen waren die Depeschen zwischen den Generalen Manteuffel und Werder fleißig hin und her geflogen. Am 18. Januar morgens wußte Manteuffel, daß Werder sich behauptet und damit gesiegt habe. Nun war der Rückzug der Bourbakischen Armee nicht nur wahrscheinlich, sondern fast gewiß, so galt es nun also, der veränderten Sachlage gegenüber einen neuen Plan zu fassen.

Wenn Manteuffel fortfuhr, die Vereinigung mit Werder als nächstes Ziel anzustreben, so konnte dieselbe ohne Frage nunmehr leicht erreicht und dann mit vereinten Kräften dem weichenden Feinde noch eine ganze Reihe von Schlappen beigebracht werden. Aber vernichten konnte er ihn nicht, seine Rückzugslinien in den Süden blieben Bourbaki offen. Dagegen gestaltete sich die Lage ganz anders, wenn Manteuffel, seiner ursprünglichen Absicht getreu, nun rechts schwenkte und sich mit aller Wucht auf die rückwärts führenden Straßen längs des Doubs warf, diese zu sperren. Dann blieben dem Feinde nur noch die schwierigen Gebirgsstraßen des Jura. Aber so verlockend diese Aussicht, so ernst das Bedenken, das sich ihr entgegenstellte. Die Verbindung des Heeres mit der Heimat zerriß bei solchem Vorgehen vollends, noch immer war die französische Armee der diesseitigen an Zahl überlegen, und vor der Front lag das starke Besançon, in der Flanke und im Rücken Langres, Dijon und Auxonne. Ein Angriff im Rücken, der zu einer Entscheidungsschlacht führen mußte, war nicht ausgeschlossen. Dazu kam die rauhe, arme Gegend, die zunächst zu durchziehen war, welche den Truppen wenig Nahrungsmittel, aber umsomehr Entbehrungen und Anstrengungen versprach.

Trotzdem entschied sich General von Manteuffel für die Rechtsschwenkung, also für das kühnere Unternehmen, das den größeren Erfolg versprach. Er fand damit den Beifall Moltkes, welcher dem Kaiser gegenüber sich dahin aussprach, „daß die Operation des Generals von Manteuffel eine äußerst kühne sei, welche aber zu den größten Resultaten führen könne. Falls er einen Echec erleiden sollte, dürfte man ihn nicht tadeln, denn um große Erfolge zu erreichen, müsse etwas gewagt werden.“

Fügen wir dem hinzu, daß General von Manteuffel ein wenig bei seinen Entschlüssen auch wohl die Eigenschaften der ihm unterstellten Korps in Berechnung zog. Andere Stämme mögen an leicht entflammbarer Begeisterung, an dreinstürmendem Kampfesmut und namentlich an Beweglichkeit die Söhne Niedersachsens, der roten Erde und des Pommerlandes übertreffen, an

Widerstandsfähigkeit gegen Unbilden der Witterung und des Terrains, an Zähigkeit in der Durchführung des einmal Unternommenen und Festhalten des einmal Gewonnenen, an physischer Kraft, und schließlich auch an der Wucht des Angriffes stehen die stämmigen Plattdeutschen hinter keinem deutschen Gau zurück, ja den meisten wohl voran.

Nun also wird rechts geschwenkt.

Wir in der Avantgarde des II. Korps fanden am 19. Januar die Stadt Gray unbesetzt und konnten die über die Saone führende Brücke ungehindert für den Durchzug benutzen. Der nächste Tag brachte uns bei Pesmes zum erstenmale mit dem Feinde in ernsthaftere Berührung. 200 vorwitzige Moblots wollten unseren Pionieren nicht erlauben, über den Ognonfluß eine Brücke zu schlagen, und unsere Artillerie mußte erst ein ernstes Wort dazwischen sprechen, um die Leute zur Raison und zum Abzuge zu bringen.

Am 21. Januar nachmittags 2¼ Uhr standen wir vor Dôle, wo wir ernsthaften Widerstand zu finden erwarteten. Allein es ging glimpflich ab; nur das Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. hatte in der Vorstadt und den Straßen der Stadt einen lebhaften Kampf, an dem auch Einwohner sich beteiligten. Am Abende waren wir Herren der Stadt, die für ihren wahnsinnigen Widerstand schwer zu büßen hatte. Hier fiel uns eine willkommene Beute zu: 230 größtenteils mit Lebensmitteln und Armeebedürfnissen beladene Waggons waren von den Franzosen auf der Eisenbahn zurückgelassen worden, so daß große, augenscheinlich für Besançon bestimmte Vorräte nun der Süd-Armee zu Gute kamen.

Inzwischen hatte auch das VII. Korps, das näher an Besançon vorbeimarschierte, am Ognon den Feind getroffen, ihn aber ohne alle Mühe geworfen.

Die Armee Manteuffels stand am Doubs — der erste Teil des kühnen Unternehmens war geglückt, nun blieben dem Gegner nur die Wege durch den Jura noch. Auch diese sollten ihm verlegt werden.

IX.

Die Brigade Kettler vor Dijon. Die Fahne der 61er.

Als General von Manteuffel die Rechtsschwenkung seiner Kolonnen befahl, um dem vor Belfort zurückweichenden Feinde den Rückzug womöglich abzuschneiden, da galt es natürlich, die rechte Flanke gegen das stark besetzte und befestigte Dijon zu decken. Diese Aufgabe war der ursprünglich zur Deckung der rückwärtigen Schienenverbindungen zurückgebliebenen, dann allmählich nachgezogenen 8ten Brigade und ihrem schneidigen Befehlshaber, dem Generalmajor v. Kettler, zugefallen.

Nach dem Abzuge Werders in den letzten Dezembertagen 1870 war die Hauptstadt Burgunds einige Tage lang von jeglicher Besatzung freigeblieben. Erst am 7. Januar traf die Vogesen-Armee Garibaldis dort ein, am 17. gesellte sich dazu in der Stadt und deren Umgebung die Division Pelissier — auch von der Anwesenheit Cremers mit seiner Abteilung wurde in Berichten an die deutsche Oberleitung gefabelt, doch wissen wir ja, daß dieser General bei der Armee Bourbakis anwesend war und nicht am unthätigsten in der Schlacht an der Lisaine mitwirkte. Im übrigen war man deutscherseits über die Stärke der in Dijon vereinigten Streitkräfte sehr im Unklaren; ältere Berichte hatten von 12000 Mann gesprochen, in Wahrheit mag die Schätzung des französischen Kriegs-Ministeriums, die von 50,000 Mann spricht, nicht allzusehr übertrieben gewesen sein. Um so verwunderlicher ist es, daß Garibaldi, der den Oberbefehl führte, gegen den Anmarsch der Deutschen gar nichts unternahm. Noch am 13. Januar stand die Brigade Ricciotti Garibaldi bei Avot le Grand. Sie ging ohne Widerstand auf Dijon zurück. Menotti Garibaldi, der dann anstatt seines Bruders mit der 3ten Brigade vorrückte, hatte am 17. Januar kurzes Gefecht mit Seitenabteilungen des II. preußischen Korps, ging aber auch

wieder auf Dijon zurück und von da ab beschränkte sich Garibaldi auf die Behauptung dieser Stadt und deren nächster Umgebung. Den Obersten Bombonnel in Gray ließ er ohne jede Unterstützung, so daß, wie wir gesehen haben, derselbe die Stadt am 21. Januar nach belanglosem Gefechte den anrückenden Deutschen überlassen mußte, und selbst seine Vorwärtsbewegung am 19. Januar gelangte nur 1 Meile nördlich von Dijon, dann kehrte er unter den Klängen der Marseillaise in die Stadt zurück.

Ist es verwunderlich, daß unter dem Eindrucke dieser Unthätigkeit die deutsche Heeresleitung die französischen Streitkräfte in Dijon numerisch und moralisch unterschätzte? Sicherlich nicht. Die ganze bisherige Haltung der Garibaldischen Armee berechtigte zu dem Schlusse, daß man es nur mit haltlosen Abenteurer-Banden zu thun habe. So erklärt sich der positive Befehl an General von Kettler, mit seinen geringen Streitkräften am 21. Januar zur Besitznahme von Dijon zu schreiten. Der von Thatendurst brennende General brach sofort dazu auf, seine 5¼ Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Batterien näherten sich am 21. Januar in 3 Kolonnen der Stadt.

Hatten die Garibaldianer aber gegen den Vormarsch der Deutschen, solange er sich zwischen Langres und Dijon bewegte, sträflicher Weise nichts gethan, so hatten sie inzwischen desto mehr Fleiß und Sorgfalt auf die Befestigung von Dijon verwendet. Die uns von früher her bekannten Bergkegel im Nordwesten der Stadt, auf deren Kuppen sich die Dörfer Talant und Fontaine bei Dijon befinden, waren wie zwei Forts regelrecht verschanzt, und mit schweren Feldgeschützen versehen und beherrschten nun die Straßen von St. Saine und Langres. Auch St. Martin nach Osten zu war zur Verteidigung eingerichtet und die von Gray kommende Straße deckte eine durch Erdwälle verstärkte Stellung bei St. Apollinaire.

Auf der Straße von St. Seine stieß Oberst-Leutnant Weyrach, sobald er aus diesem Orte heraustrat, auf Garibaldische Freischaren, die er zwar mit leichter Mühe vor sich her

trieb, die aber den tief eingeschnittenen Thalübergang über den Suzonbach zu halten suchten. Auch hier vertrieben, flüchteten sie weiter auf Dijon zurück, ihnen nach die Deutschen mit Hurra. Aber nun fangen die Geschütze von Talant und Fontaine an, mitzureden und zwingen die an der Spitze stürmenden 61er, Halt zu machen. Die einzige vorhandene deutsche Batterie fährt auf und erwidert das Feuer, während die Infanterie das vor der Front liegende Dorf Daix nimmt. Das will der Feind nicht gelten lassen und rückt zum Gegenstoße vor, die 21er empfangen ihn mit so gut gezieltem Feuer, daß er sein Vorhaben bald vergißt und auf seine Verschanzungen zurückweicht.

Inzwischen rückt die 2te Kolonne unter Major Kroneck auf der Straße von Turcey vor, hat ebenso wie die erste leichtes Gefecht mit Freischaren und macht dabei 7 Offiziere und 177 Mann zu Gefangenen, welche, eingeklemmt zwischen einer steilen Bergwand und dem Burgunder-Kanal, durch das Feuer unsrer 61er von allen Seiten bestrichen, sich ergeben müssen. Ja, wie aber bringen wir die Gefangenen jenseits des Wassers zu uns herüber? Oh, auch dafür weiß deutscher Soldatenwitz Rat. Ein Fischerkahn ist bald gefunden, und Premierleutnant von Zitzewitz holt mit einigen Musketieren, wie Charon die Seelen der Abgeschiedenen über den Styx, die französischen Moblots, nachdem sie ihre Gewehre haben ins Wasser werfen müssen, einzeln herüber.

Nach diesem Intermezzo geht es lustig weiter. Was ist das da? Ein vom Feinde besetztes Dorf? Ich glaube gar, die Kerle bilden sich ein, sie könnten es halten. Auf sie, Kameraden! Und nach einer halben Stunde Gefecht ist Plombières genommen. Nunmehr aber stehen die Braven angesichts des feuerspeienden Talants, das unsere beiden Batterien — auch die andere der Brigade ist inzwischen in Thätigkeit getreten — seit geraumer Zeit sich zum Zielpunkte genommen haben. General Kettler will die Höhe, die so außerordentlich stark befestigt, nichts destoweniger mit stürmender Hand nehmen und je 2 Kompanien der 21er und 61er brechen nachmittags 5 ½ Uhr dazu mit lautem

Hurra vor. Ja, was im Vorterrain sich ihnen entgegenstellt, das rennen sie leicht nieder und nehmen auch selbst die einzeln am Fuße des Bergkegels gelegenen Häuser von Talant ein, aber inzwischen ist es dunkle Nacht geworden und man hat sich doch von der Unausführbarkeit des Sturmes gegen eine solche natürlich und künstlich gleich starke Position überzeugt. Auch fängt die Munition an unsern Truppen zu mangeln — um 6 Uhr erstirbt auf beiden Seiten das Feuer. Aber zurück gehen unsere Pommern nicht, sie bleiben die Nacht hindurch hart am Feinde in ihren heiß errungenen Stellungen.

Auch die dritte Kolonne unter Major von Conta hatte inzwischen schweren Stand gehabt. Sie bestand nur aus 1 Bataillon der 61er und einer Eskadron pommerscher Dragoner und rückte von Is sur Tille auf Dijon. Sie hatten bis dahin als Bedeckung für Trains des II. Korps gedient, dieselben aber in Is sur Tille an die 4te Division abgegeben und rückten nun in Sturmschritt vor, sich mit ihren Regiments- und Brigade-Kameraden zu vereinigen. Aber das ging nicht so leicht. Der Feind mochte gerade von dieser Seite her den Hauptanmarsch der Deutschen erwartet haben, die an der Straße liegenden Dörfer wimmelten von Garibaldianern. Messigny und seine Weinberge mußten Schritt für Schritt mit dem Bajonett erstürmt werden und erst 4½ Uhr nachmittags war das letzte Gehöft in unsern Händen. Nun aber drohte dem Häuflein der Unsrigen die Umfassung von allen Seiten, der tapfere Major mußte mit seinem stark gelichteten Bataillon für die Nacht auf Savigny le Sec zurück — die Verbindung mit General von Kettler war für heute nicht erreicht.

So stand es vor Dijon am Abende des 21. Januars. Kettler hatte schwere Verluste gehabt, 19 Offiziere und 322 Mann, die Truppen waren trotzdem und trotz der furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage guten Mutes und ihr tapferer Führer verzweifelte, obwohl er jetzt erst die ganze Größe und Schwierigkeit der ihm zugemuteten Aufgabe erkannte, noch nicht an ihrer Lösung. Nur eine Erholung brauchten seine furchtbar mitge-

nommenen Soldaten, und die wollte ihnen der General am 22. gönnen. So begann er bei Tagesanbruch sich über die nächstliegenden Ortschaften auszubreiten; der Feind erhob zwar durch eine lebhafte Kanonade dagegen Einspruch, ging auch ein paarmal zum Angriff über, aber so recht ernst war es ihm nicht damit und so verlief der Tag im ganzen ruhig — die Unsrigen konnten abkochen und ihre Munition aus einer nachgekommenen Kolonne ergänzen. Nur eine Heldenthat verübten die Franzosen an diesem Tage noch — sie hoben unter sträflicher Verletzung der Genfer Konvention in Changey Ferme ein Feldlazaret auf und schleppten Ärzte, Personal und Kranke als Gefangene im Triumph nach Dijon hinein.

Am 23. früh marschierten die Deutschen dicht vor der feindlichen Front links ab, um sich aus dem Berglande in die Ebene zu ziehen. Dabei mußten die Franzosen die geringe Anzahl unserer Streitkräfte deutlich erkennen — warum brachen sie nicht mit ihrer Übermacht hervor, den schwachen Gegner zu vernichten? Nichts davon geschah und General von Kettler mußte glauben, was ihm Landleute und eingebrachte Gefangene sagten, daß schon den Tag zuvor und in der Nacht bedeutende Teile der Garibaldianer südöstlich auf Auxonne abmarschiert seien. Da stand auch der Plan bei ihm fest, noch einmal den Sturm auf Dijon zu versuchen.

1½ Uhr nachmittags war es, als die 21er Füsiliere den Reigen eröffneten, indem sie die Höhe nördlich von Pouilly stürmten und dieses Dorf selbst unter Feuer nahmen, wohin auch die beiden Batterien ihre Geschosse richteten. Nicht lange dauerte es, da hieß es: auf zum Sturme! und mit lautem Hurra gingen die Tapferen, denen sich das I. Bataillon angeschlossen hatte, gegen den von Mauern umgebenen Dorfrand vor. Aber ein heißer Empfang war ihnen bereitet — jedes Haus mußte einzeln erobert werden, hier zuerst zeigten sich Teile der Vogesen-Armee von achtungswerter Seite, sie schlugen sich brillant. Besonders hartnäckig verteidigte sich das Schloß. Schon war das Erdgeschoß in unseren Händen, aber noch immer dachte die in

das obere Stockwerk geflüchtete Besatzung nicht an Ergeben. „Legt Feuer an — räuchert sie aus!“ Das half, da streckten sie die Waffen.

Aber nun schlagen die französischen Granaten in das so schwer eroberte Dorf und machen den Aufenthalt dort höchst ungemütlich. Hier zu bleiben ist unmöglich, also vorwärts oder rückwärts — und wenn der Deutsche diese Wahl hat, dann geht er allemal vorwärts. So auch hier.

Zwischen Pouilly und St. Martin liegt auf der Westseite der Chaussee ein massives Fabrikgebäude mit ummauertem Vorhofe. Das an sich schon fortartige Gehöft war durch zahlreiche Schießscharten in der Hofmauer in seiner Verteidigungsfähigkeit ungemein verstärkt, ebenso wie im Vorterrain zahlreiche Schützengräben der feindlichen zahlreichen Infanterie gute Deckung boten. Trotzdem brachen die 21er aus Pouilly hervor und gelangten, unterstützt von dem Feuer unserer beiden Batterien, bis auf 500 Schritt an die feindlichen Linien. Hier aber bestreicht sie außer dem Kugelschauer aus der Front von der Straße von Langres her feindliches Artilleriefeuer und bringt sie zum Stehen. General von Kettler schickt zwei Bataillone der 61er zu Hilfe, gegen die von 3 Seiten her sich alsbald ein lebhaftes Feuer richtet. Mit der 7ten Kompanie dringt Premierleutnant Luchs bis in eine nordwestlich von der Fabrik gelegene, kaum 200 Schritt von dieser entfernte Grube vor. Ihm folgen die 5te und 6te Kompanie, die 8te ist vom Bataillon abkommandiert. Furchtbares Feuer aus der Fabrik, deren Besatzung mit Repetiergewehren ausgestattet ist, wütet unter den Braven. Der Führer des II. Bataillons, Hauptmann Kumme, sinkt schwer verwundet, nicht minder Leutnant Straube, der die 6te Kompanie führt. Premierleutnant Luchs übernimmt nun das Bataillon. Seine 7te Kompanie zählt nur noch 70 Mann, Nebel und hereinbrechende Dunkelheit erschweren die Übersicht, nichtsdestoweniger befiehlt er den Sturm auf die Fabrik. Mit Hurra brechen die unerschrockenen Pommern aus der schützenden Grube hervor und gelangen bis unmittelbar an die Fabrikmauer. Aber wo ist

hier ein Eingang, wo ein Thor, oder auch nur eine kleine Pforte durch die man in das Gehöft einbrechen könnte? Nirgends — überall starrt nur die glatte übermannshohe Steinmauer den Tapferen entgegen und aus den Schießscharten und den Fenstern der Fabrik blitzt es und hagelt es Kugeln, die nur zu gut in solcher Nähe die Unsrigen treffen. Zurück! Nein, nicht zurück! Vorwärts! Und wiederum vorwärts! — Und doch zurück! Infanterie kann hier nichts ausrichten; die Grube nimmt die Überbleibsel des Bataillons wieder auf. Da kommt Verstärkung für die Besatzung der Fabrik. Eine Abteilung feindlicher Infanterie rückt quer von Fontaine her über das Feld, an ihrer Spitze schreitet kühn mit gezogenem Säbel ein einzelner Offizier. O, die laßt herankommen, die wollen wir warm empfangen! Jetzt, Leute, auf den Mann — Kernschuß. Feuer! Und im nächsten Augenblick stiebt der ganze Haufe auseinander und verschwindet auf Nimmerwiedersehen im Nebel. Alle, nur einer nicht, der Führer. Mit dem Säbel salutierend, festen Schritts, das Gesicht dem Gegner zugewandt, geht er auf höchstens 300 Schritt an den Unsrigen vorüber. Wie viel Kugeln auf ihn abgeschossen wurden, kann man sich denken. Merkwürdig, keine traf ihn. Ein seltenes Soldatenglück beschützte den Tapferen und führte ihn unversehrt in das Fabrikgebäude. Mit seinem Erscheinen schien die Energie und Kampfesfreudigkeit der Besatzung sich erhöht zu haben; heftiger und immer heftiger wurde das nach der Grube gerichtete Feuer der Franzosen.

Nun deckt dunkle Nacht das Kampffeld, nur das Aufblitzen der Schüsse zeigt, wo der Feind steht. Da beschließt Premierleutnant Luchs das, was ihm am Tage nicht geglückt war, im Schutze der Dunkelheit zu versuchen — einen letzten Sturm auf das Fabrikgebäude. Mit der stark gelichteten 6ten und 7ten Kompanie will er den Angriff gegen St. Martin decken, mit der 5ten, die bis dahin im 2ten Treffen stand und verhältnismäßig wenig gelitten hat, soll der Sturm gewagt werden. Das war um 6 Uhr abends.

„Premierleutnant Weise, der Führer der Kompanie“, so

berichtet die Regimentsgeschichte der 61er über diesen denkwürdigen Moment, „sprang, das Zeichen zum Angriff gebend, mit geschwungenem Degen aus der deckenden Kiesgrube und stürmte als Erster mit weithin schallendem: „Marsch, marsch, hurra!“ auf den Feind.

Entschlossen und ohne Zögern folgte die Kompanie. Allen vorauf Sergeant Pionke mit dem erhobenen Feldzeichen. Ein verheerendes Schnellfeuer aus sämtlichen Fenstern und Schießscharten der Fabrik empfing die Stürmenden. Verwundet fiel Premierleutnant Weise, dann stürzte nach wenigen Schritten der Fahnenträger, von vielen Kugeln getroffen, zu Boden, noch im Tode die Fahne fest umklammernd. Rasch faßte Sergeant Breitenfeld dieselbe. Doch war es ihm nicht vergönnt, sie zu erheben. Ein schneller Tod raffte ihn und die ganze Fahnensektion in wenigen Augenblicken dahin. Nun eilte Leutnant Schultze herbei, riß die Fahne unter den Leibern ihrer treuen Hüter hervor, und hoch sie schwingend trug er sie der Kompanie vorauf in den Kugelregen. Auch er fiel, aus zwei Wunden entströmte sein junges Leben. Da erblickte die sinkende Fahne der Adjutant, Leutnant von Puttkamer, sprang eilends, schon aus einer Kopfwunde blutend, vom Pferde, ergriff das Feldzeichen, und mit dem Rufe: „Vorwärts!“ es erhebend führt er die tapfere Kompanie unaufhaltsam weiter. Der alte preußische Schlachtruf „Vorwärts!“ war aber sein letztes Wort auf Erden.

Dicht unter den Mauern der Fabrik, von vielen Kugeln getroffen, hauchte der letzte Träger der Fahne des II. Bataillons sein Leben aus. Wohl eilten noch viele der Tapferen zur Rettung herbei, doch es gelang keinem. Alle fielen. Eine Heldenschar, im Tode erblaßt, hielt über dem gesunkenen Zeichen die Fahnenwacht. Nur wenigen Resten der Kompanie gelang es, die noch vor wenigen Augenblicken voll frohen Kampfesmutes verlassene Kiesgrube wieder zu gewinnen.

Als nun hier das Häufchen gewahr wurde, was infolge des Pulverdampfes und der Dunkelheit nicht eher gesehen worden, daß keiner die Fahne wieder gebracht, gingen nacheinander

zwei Abteilungen Freiwilliger vor, um die Fahne zu suchen. Vergeblich. Sie fanden alle den Tod bis auf einen, den Musketier Schuhmacher, der blutend und vom Feinde verfolgt, unverrichteter Sache wiederkehrte.“ . . . .

. . . .

„Als die vom Feldwebel Hochleithner geführten, beklagenswerten Reste der 5ten Kompanie, als die letzte von allen Abteilungen, auf dem Sammelplatze des Detachements gegen 8 Uhr abends einrückten, verbreitete sich die Trauerbotschaft: „Die Fahne des II. Bataillons ist verloren!“ Viel Schweres hatte das Regiment in den letzten Tagen erlitten, dies war der härteste Schlag.“

Also erzählt die Regimentsgeschichte der 61er, wie die einzige Fahne, die wir Deutschen im Feldzuge von 1870/71 eingebüßt haben, verloren ging. Ein herber Verlust war es immerhin, eine Schande weder für das Bataillon, das sie eingebüßt, noch für die deutsche Armee überhaupt. Im Gegenteil, die Art und Weise, wie wir den Verlust empfangen, stempelt ihn zu einer Heldenthat ersten Ranges, und zu einer Ruhmesepisode in dem an Sieg und Ehren überreichen Epos dieses Krieges. So hat es namentlich das deutsche Volk aufgefaßt und die deutsche Kunst hat in Wort und Bild mit Recht die unglückliche Episode von Dijon höher gefeiert, als manchen glänzenden Sieg. Volkes Stimme — Gottes Stimme! In diesem Falle gewiß. Aber auch die beiden berufensten Menschen auf Erden, der eigene ruhmgekrönte oberste Feldherr Kaiser Wilhelm I. und der Führer der Gegner, Garibaldi, haben den 61ern das vollste Zeugnis unbefleckter Soldatenehre ausgestellt; Se. Majestät verlieh mittelst Allerhöchster Kabinettsorde vom 9. August 1871 dem II. Bataillon der 61er eine neue Fahne und sagte dabei:

„Die Fahne ist weder durch einen siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Verteidiger ist auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugnis gewesen für die Truppe, welcher sie vorangeweht hatte, bis die einbrechende Nacht sie den hütenden Blicken entzog.“

Und was Garibaldi anbelangt, so freuen wir uns aufrichtig, auch einmal vom Gegner etwas Rühmliches und Ritterliches mit uneingeschränktem und aufrichtigem Lobe berichten zu können — die Gelegenheit dazu bietet sich beim besten Willen dem Geschichtsschreiber dieses Krieges leider so sehr selten. Garibaldi also sandte am 24. Januar aus Dijon eine Mitteilung an die deutschen Vorposten folgenden Inhalts: „Die Fahne des II. Bataillons sei in der Nähe des Fabrikgebäudes von Arbeitern aufgefunden, zerschossen, zerfetzt und von Blut überströmt, unter einem Hügel von Leichen."

Nicht wahr, das war ein ehrendes Zeugnis für die Unsrigen, aber ebenso für den ritterlichen Sinn und die soldatische Wahrheitsliebe des Feindes? Es sei ihm über das Grab hinaus gedankt, dem alten, viel geschmähten und mit Recht halbnärrisch gescholtenen Idealisten, der für seine Idee, wie ein zweiter Don Quixote, ins Feld gezogen war und nun von dem Volke selbst, dem er helfen wollte, im Stich gelassen, eine geradezu jämmerliche Rolle uns Deutschen gegenüber spielte.

Und nun zürne mir der Leser nicht, wenn ich noch einen Augenblick bei dieser im Verhältnis zum großen und ganzen ja unbedeutenden und doch für den Geist im deutschen Heere so charakteristischen und so ehrenvollen Episode verweile. Es drängt sich der Gedanke auf: was ist nun aus der also verlorenen Fahne der Deutschen geworden? Auch hier muß ich wiederum die Regimentsgeschichte als die zuverlässigste Quelle sprechen lassen. Sie sagt: „Die dieserhalb eingeleiteten Nachforschungen, an denen sich auch der Adjutant der Etappen-Inspektion, Leutnant v. Witzleben, beteiligte, ergaben, daß ein Garibaldianischer Offizier dieselbe von einem Franktireur käuflich an sich gebracht und sie an seine Angehörigen, nachdem es ihm nicht gelungen war, sie in Dijon für einen hohen Preis wieder zu verkaufen, nach Oran in Afrika oder nach Carcassone geschickt habe. Leider schlugen alle Versuche, die Fahne zurückzukaufen, fehl."

Das ist alles, was als sicher über das bisherige Schicksal dieser deutschen Fahne von berufener Stelle gemeldet werden

konnte. Um so größer mußte die Überraschung sein, als plötzlich am Anfang des Jahres 1888 die Franzosen mit einer funkelnagelneuen, dem preußischen Muster allerdings höchst geschickt nachgemachten Fahne auftraten und dieselbe als jene den 61ern vor Dijon abgenommene Siegestrophäe in Paris aufhingen. Das sollte die aus Oran oder Carcassone wieder herbeigeschaffte, das sollte die von Garibaldi ausdrücklich als „zerschossen, zerfetzt und von Blut überströmte" bezeichnete deutsche Fahne sein. Offenbar eine mit Bewußtsein und Absicht unternommene Geschichtsfälschung, um doch wenigstens eine preußische Fahne von 1870/71 als erbeutet aufzeigen zu können. Es ist Pflicht des wahrheitsliebenden Schriftstellers und Geschichtsschreibers, auch abgesehen von dem nationalen Interesse, dieser plumpen Lüge entgegenzutreten.

Damit nehmen wir Abschied von der mit deutschem Heldenblute getränkten Stätte vor der Dijoner Fabrik, einer Stätte, auf der ich einige Wochen später mit dem Gefühle ehrerbietigster und bewundernder Anerkennung für so viel antiken Heldenmut und Heldengeist weilte; unwillkürlich kamen mir dabei die Worte vom Denkmal der 300 in den Thermopylen gefallenen Spartaner in den Sinn und auf die Lippen:

„Wandrer, kommst Du nach Sparta, verkünde dorten, Du habest
Uns hier liegen geseh'n, wie das Gesetz es befahl."

Heute erhebt sich übrigens an der für uns Deutsche geweihten Stätte ein würdiges Denkmal: aufeinander getürmte Granitblöcke, überragt von einem weißen Marmorkreuz. Das hat das Regiment seinen gefallenen Söhnen errichtet.

Wir wollen hoffen, daß der nationale Fanatismus der Franzosen dieses Denkmal in Feindesland schont und als unverletzlich betrachtet.

* * *

Als General von Kettler am Abende des 23. Januar seine zerschossenen, blutenden Häuflein sammelte, da hatte er das bittere Gefühl, daß er dem Wortlaut des ihm gewordenen Befehles

nicht hatte nachkommen können. Er hatte mit 4000 Mann Infanterie, 200 Pferden und 12 Geschützen eine starke, von Natur und Kunst befestigte Position einer Armee von 50,000 Gegnern nicht entreißen können — es war unmöglich gewesen. Ja, er mußte sich sagen, daß ein weiteres Vorgehen gegen Dijon ebenso unmöglich sein würde und nur mit dem völligen Ruin seiner Brigade enden konnte, hatte ihm doch der 23. Januar allein wieder 16 Offiziere und 362 Mann, die beiden Gefechtstage, der 21. und 23. zusammen also 35 Offiziere und 684 Mann gekostet. Und doch hatte er im höhern Sinne seine Aufgabe völlig gelöst und die Absicht der Oberleitung erfüllt; er hatte den kriegserfahrenen Alten von Caprera, den General Garibaldi, völlig getäuscht und in den Wahn gebracht, „daß ein bedeutender Teil der deutschen Süd-Armee ihm gegenüberstehe und daß er sich auf eine vorsichtige Verteidigung seiner Stellung beschränken müsse.“

So war ein ganzer französischer Heeresteil dort gebannt und dem General von Manteuffel die Freiheit seiner Bewegung gegen Störung von dieser Seite gewahrt geblieben.

Das war von den nachhaltendsten Folgen — die Opfer der Brigade Kettler um Dijon sind nicht umsonst gebracht, ihre Früchte ernteten wir acht Tage später bei Pontarlier.

X.

Am Doubs und Jura.

Wir haben Werders tapfere Scharen verlassen, als sie nach den glorreichen Tagen an der Lisaine den rückwärts weichenden Heerhaufen Bourbakis ihr siegesfrohes Hurra nachdonnerten, dann aber nach kurzer Rast sich anschickten, den wenn auch nicht geschlagenen, doch weichenden Feind zu verfolgen.

Schon am 19. Januar kam es zu Zusammenstößen sowohl bei der nördlichen Abteilung des Obersten von Willisen, die gegen Villersexel rekognoszierte, als auch bei der südlichen des Obersten von Zimmermann, die von Mömpelgard gegen St. Marie vorrückte. Überall fand man die Franzosen im vollen Rückzuge. Aber wohin ging dieser? General von Werder vermutete, daß der Gegner oberhalb Besançon an und über den Doubs zurückzugehen beabsichtige. Deshalb und weil es seine Aufgabe nur sein konnte, sich hartnäckig an die Fersen des weichenden Gegners zu heften und seinen Rückzug durch kräftige Angriffe zu verzögern, ließ Werder sein Korps links gegen den Fluß einschwenken. Aber am 22. Januar mußte er seinen Truppen einen Rasttag gönnen, so unlieb ihm die Verzögerung war. Das XIV. Korps war ja in den letzten Tagen nicht weit marschiert, aber desto schlechter waren die Wege, desto strenger die Kälte und desto mangelhafter die Verpflegung gewesen und auf Schritt und Tritt mußten Ortschaften und Wälder rechts und links abgesucht werden, was das Fortkommen sehr erschwerte. Man mußte auch das Herankommen der Munitions- und Proviant-Kolonnen abwarten. Es wurde durch diese Rast nichts versäumt, wohl aber viel gewonnen. Schon am 23. Januar war man dem Gegner wieder an der Klinge, bei Beaume les Dames stieß man auf seinen hartnäckigen Widerstand, nicht minder bei Clerval, während Oberst von Zimmermann ungehindert bei Isle sur le Doubs seine Vorposten über der Doubs schieben konnte. Aber nun galt es auch, sich die linke Flanke gegen jene Abteilungen des französischen Heeres zu decken, die von Mömpelgard südlich abgezogen waren und bei Blamont standen. Gegen sie schickte General von Treskow von Belfort aus den General von Debschitz in drei Kolonnen von je einem Bataillon, einem Trupp Reiter und einer Batterie. Im allgemeinen fand dieser den Feind schon im Abziehen begriffen, seine dritte Kolonne aber hatte das Unglück, in tiefster Nacht in einem engen Felsenthale in Flanke und Rücken angegriffen zu werden und dabei erhebliche Verluste zu erleiden, die sie zur

Umkehr zwangen. Hauptmann Graf von Schulenburg vom Bataillon Apenrade wurde tödlich getroffen, Premierleutnant Zabeler schwer verwundet — es war ein Tatzenschlag des zwar stark blessierten, aber doch noch nicht kampfunfähigen Löwen und mahnte zur Vorsicht.

Inzwischen vollzog sich der Rückmarsch der Franzosen auf Besançon im Ganzen ungestört. Aber, was der nachdringende Feind nicht konnte, das vollbrachte der in den eigenen Reihen mitmarschierende, die Zuchtlosigkeit. Es zeigte sich, daß die schnell zusammengeraffte Armee, solange es vorwärts ging, allenfalls den Geboten der Disziplin entsprach, so wie sie sich an der Lisaine keineswegs unrühmlich benommen hatte; nun aber die Aussicht auf Erfolg, auf Sieg und Gloire, auf Beute und Plünderung geschwunden, nun es rückwärts und nur noch um die eigene Rettung ging, fiel der schlecht gefügte Bau auseinander. Und doch that der Oberbefehlshaber dieser bedauernswerten Armee auch jetzt noch alles, was in seinen Kräften stand, um Ehre und Existenz des ihm anvertrauten Heerkörpers zu retten. Er erbat vom Kriegsministerium Nachricht, wohin sich das Vordringen des seinen Rückzug bedrohenden Feindes vornehmlich richte, denn von hier, nicht von dem Werderschen Korps erwartete er mit richtigem Feldherrnblicke die größte Gefahr für sich. Er gab dem Kommandanten von Besançon die verständigsten Verhaltungsbefehle, bat den General Pelissier, ihm von Dijon her die Hand zu reichen und deckte endlich seinen Abmarsch durch die Besetzung der Defileen bei Blamont, gegen die dann, wie wir gesehen, General von Debschitz vorging. Nachdem er diese Vorkehrungen getroffen, rückte er so schnell, wie es ging, auf Besançon. Hier sollte er, so hatte ihn das französische Kriegsministerium angewiesen, in Gemeinschaft mit dem General Garibaldi Lust und Kraft zu neuem Vorstoß gewinnen. Ja, wenn die Deutschen nicht schon den Doubs überschritten gehabt hätten, ja wenn seine Truppen bei Blamont nicht eigenmächtig diese Stellung aufgegeben und auf Pontarlier abmarschiert wären! Und namentlich, wenn die innere Auflösung seiner

Korps nicht so rapide Fortschritte gemacht hätte, daß es unmöglich schien, sie überhaupt noch an den Feind zu bringen.

Als General Bourbaki am 23. Januar in Besançon eintraf, enthüllte sich ihm ein Bild der entsetzlichsten Verwirrung und zum Überfluß brachte sein Armee-Intendant ihm die Nachricht, daß, wenn man auf die Magazine der Festung zurückgreifen wolle, die Armee höchstens auf 15—18 Tage, sonst nur noch auf deren 5 Lebensmittel habe. Da entsank dem unglücklichen General der Mut und offen gab er dieser Verzweiflung am 24. in einem Kriegsrate Ausdruck. Vom Norden bedroht, im Süden bereits von seinen natürlichen Rückzugslinien abgeschnitten, im Innern in voller Auflösung, blieb der Armee kein Gedanke an eine zu ergreifende Offensive, nur noch ein Durchbruchsversuch gegen Auxonne oder Pontarlier konnte in Frage kommen. Seine Generale stimmten ihm bei und waren für den Rückzug auf Pontarlier. Dieser wurde endgültig beschlossen. Wer aber nicht beistimmte, das war das französische Kriegsministerium, das waren vor allem „le fou furieux“, wie ihn Thiers genannt, Monsieur Gambetta und sein Kriegsminister, Herr von Freycinet. Sie schlugen unentwegt und durch die thatsächlichen Verhältnisse durchaus in ihren Plänen nicht geniert bald den Durchbruch auf Dole, bald auf Mouchard, Gray oder Pontarlier vor und fabelten nur immer wieder von der Verbindung mit Garibaldi und dem Vorgehen der vereinigten Armeen, denen ja der Sieg sicher sein müsse.

Armer Bourbaki! Als er das gelesen und dann sein XVIII. Korps, dessen Übergange über den Doubs er persönlich beiwohnte, in seiner gänzlichen Auflösung gesehen hatte, da ging er in sein Quartier und schoß sich in gänzlicher Verzweiflung die Kugel vor den Kopf, die ihn freilich nicht tötete, aber doch der Notwendigkeit überhob, die gänzliche Vernichtung der ihm anvertrauten Armee mit seiner Verantwortlichkeit zu decken.

Übrigens war das Telegramm, das ihn seines Postens enthob, schon unterwegs — General Clinchant sollte ihn im Oberbefehl ersetzen. Es gehörte Mut dazu, diese Aufgabe zu

übernehmen. Zwar verfügte er dem Namen nach noch über 100,000 Mann zwischen Besançon und der Schweizer Grenze, aber kaum die Hälfte davon war noch schlagfertig. Bei Besançon konnte er sich nicht halten, selbst nicht solange einmal, um seine Armee dort zu versammeln, was doch notwendig gewesen wäre, hätte er den Befehlen Gambettas und Freycinets gehorchen und einen Durchbruch nach Dijon oder Auxonne versuchen wollen. Der Rückzug auf Lons le Saunier war ihm bereits abgeschnitten, so konnte er nichts weiter thun, als was auch Bourbaki hatte thun wollen, auf Pontarlier marschieren. Clinchant trat am 27. Januar den Oberbefehl an und ließ es bei den von Bourbaki schon getroffenen Anordnungen, die beste und nachdrücklichste Rechtfertigung für diesen und das einzig Mögliche, was überhaupt noch zu thun war.

Das Letztere werden wir alsbald erkennen, wenn wir nun uns vergegenwärtigen, was in der Zeit vom 23.—27. Januar von seiten der beiden andern Korps der deutschen Südarmee, vom II. und VII., geschehen war.

Während General von Kettler sich so mannhaft bei Dijon herumschlug, hatte General von Manteuffel ununterbrochen seinen Marsch fortgesetzt. Das II. Korps rückte am 22. über den Doubs bei Dole und trieb seine Spitzen südlich des Flusses bis Les Deschaux, das VII. Korps ging im näheren Bogen um Besançon westlich herum und überschritt ebenfalls auf unversehrten Brücken den Doubs.

Die geradeste Straße von Besançon nach dem Süden war von den Preußen bereits am 23. Januar bei Quingey, die zweite über Ornans-Salins zwei Tage darauf für die Franzosen gesperrt worden, und es blieb ihnen, als Clinchant das Kommando übernahm, nur noch die schwache Möglichkeit, auf der letzten, hart an der Schweizer Grenze hinführenden Straße über Pontarlier nach dem Süden zu entkommen. Aufgabe des Werderschen Korps war es in diesen Tagen, den Feind bei Besançon möglichst lange festzuhalten oder aber, wenn er wider Erwarten noch einmal versuchen sollte, nach Norden durchzubrechen, ihm

den Weg zu versperren. Das VII. Korps fand seine Aufgabe darin, auf beiden Ufern des Doubs jedem Ausfall des Feindes aus Besançon entgegenzutreten, das am äußersten rechten Flügel operierende II. Korps endlich sollte den Durchbruchsversuch nach dem Süden durch das Durchschneiden sämtlicher Rückzugslinien zur Unmöglichkeit machen.

General von Manteuffel hatte kühn, aber geschickt operiert. Er konnte es nur, weil seine Truppen in Marsch- und Manövrierfähigkeit das Äußerste leisteten. Unparteiischer und gewiß kompetenter Zeuge dessen ist das Generalstabswerk, welches sich über diesen Punkt also ausläßt: „Das II. Korps hatte den weiten Weg von Paris bis zur Schweizer Grenze beinahe in einem Zuge zurückgelegt, die 5te Infanterie-Brigade z. B. in 34 Tagen nur zweimal gerastet und dabei 640 Kilometer, die Entfernungen nach und von den Sammelplätzen ungerechnet, durchmessen. Die 8te Infanterie-Brigade marschierte bei der Expedition nach Avallon am 16. Januar gegen 40 Kilometer. Die Abteilung des Majors von Normann, welche am 18. Januar bis zu den Brücken von Gray vordrang, hatte an diesem Tage einen Marsch von 50 Kilometer. Auch beim VII. Korps kamen, namentlich während der Bewegungen zur Versammlung der Süd-Armee von Auxerre nach Chatillon sur Seine, recht bedeutende Marschleistungen vor. Aber es sind nicht nur die Entfernungen, welche hierbei in Betracht kommen, sondern vor allem auch der Umstand, daß meistens im Gebirge auf glatt gefrorenen oder hoch mit Schnee bedeckten Straßen marschiert werden mußte. Auch konnte unmöglich bei der sofortigen Aufnahme und ununterbrochenen Führung der Operationen für Bekleidung und Ernährung so vollkommen wie sonst gesorgt werden. Namentlich war es um das Schuhwerk der Mannschaft bald schlecht bestellt. Bei dem Eintreten in den Jura hatte die Bagage — selbst diejenige einzelner hoher Stäbe — zurückbleiben müssen."

Wo solche Stimmen zeugen, brauchen wir unser eigenes Lob nicht zu verkünden. Folge mir nun der freundliche Leser zum pommerschen Korps und speziell zur 5ten Brigade, der mein

(42tes) Infanterie-Regiment angehörte und die während dieser Tage fast immer das Glück hatte, in der Avantgarde zu sein.

Einen Blick zuvor auf das interessante, aber äußerst schwierige Terrain, das wir vor uns hatten. Zunächst waren es die Vorstufen des Jura, die wir erklommen. Sie senken sich längs der Linie Lons le Saulnier bis Besançon im jähen Fall gegen die Ebenen am unteren Doubs und an der Saone. Wie schön muß diese Landschaft im Sommer sein, wie majestätisch auch präsentierte sie sich jetzt im Schnee und Eis des strengen Januars, aber wie wenig waren wir in der Stimmung, den Regungen unseres Schönheitssinnes nachzugeben und das Herrliche um uns zu genießen! Ja, das Schöne gerade war für uns, die wir trotz der Kälte schweißtriefend und abgemattet hinanklommen und bei der Glätte oft drei Schritte rückwärts glitten, wenn wir einen vorwärts gethan hatten, das Mühsal Spendende und gern hätten wir die großartige Gebirgslandschaft mit unserer norddeutschen Ebene und den glatt darin hinlaufenden Straßen vertauscht. Als wir nun oben waren, da bot sich uns das Bild einer ziemlich unwirtlichen Hochfläche — wenigstens schien es uns jetzt im Winter so, — auf der aber die zahlreichen, von Nordost nach Südwest streichenden und nur an einzelnen Stellen von tief eingeschnittenen Querthälern durchsetzten Gebirgszüge sich aufbauen. In diesen entstehen Thalengen, welche sich oft meilenweit erstrecken und von schroffen Felswänden eingefaßt sind. Alle die Höhenzüge laufen von Norden nach Süden, in den Thälern zwischen ihnen ziehen die Straßen hin, welche für die französische Armee in Betracht kamen, die Querstraßen aber, wenige an der Zahl, waren für uns die wegführenden und sie alle laufen strahlenförmig in einen Punkt zusammen, Pontarlier. Je mehr wir von Westen nach Osten vordrangen, desto mehr Rückzugsstraßen durchquerten wir und sperrten sie dadurch für die Franzosen, desto mehr waren Feind und Freund auf den einen Punkt, wo die Entscheidung zu suchen war, auf Pontarlier, hingewiesen.

Am 23. Januar überschritten wir einen Nebenfluß des

Doubs, den Loue. Wie leicht hätte man uns den Übergang über die Hängebrücke verwehren können! Aber erst, als unsere Avantgarde ins Dorf eindrang, gingen die Franzosen daran, die Bohlen abzudecken; einige Schüsse genügten, dies Vorhaben zu vereiteln, die Pioniere deckten die Brücke wieder zu, und unangefochten zogen wir hinüber, während die Pioniere nach gethaner Arbeit zu beiden Seiten des Weges im schnell requirierten, schäumenden Champagner uns jubelnd zutranken.

Hinter der Brücke war Rendez-vous und hier vernahmen wir, daß unser geliebter König Wilhelm I. am 18. Januar in Versailles die ihm angebotene Kaiserkrone angenommen habe. Es gab wieder ein Deutsches Reich und „ein Kaiser war wieder auf Erden". Wer nun aber annimmt, daß ein gewaltiger Jubel losgebrochen wäre, der irrt. Die Nachricht war zu hoch für unsere biedern Pommern, sie begriffen ihre Tragweite nicht, und das war kein Wunder. Die Offiziere und wir Einjährigen, auch der größere Teil der Unteroffiziere — ja, die faßten es wohl, was es zu sagen habe: „Deutscher Kaiser", der gemeine Mann hat Jahre bedurft, um sich das Bild der neuen Größe vorstellen zu können. Nichts destoweniger donnerte das Hoch auf den neuen Kaiser gewaltig durch die Luft.

Müde und matt kamen wir in das mehr als mangelhafte Quartier; man hätte glauben sollen, unsere Leute wären zufrieden gewesen, die dringendsten Bedürfnisse nach Speise und Trank zu stillen und dann zu ruhen. Und doch erlebte ich noch am Abend einen Beweis ihres Übermutes auf meine Kosten und sehr zu meinem Schaden, denn er trug mir eine nicht kleine Nase vom Bataillons-Kommandeur ein. Nachmittags gegen 6 Uhr werde ich nämlich mit 20 Mann auf detachierten Unteroffizierposten geschickt, ich sollte in aller Stille 500 Schritt etwa vor dem Dorfrande ein Landhaus besetzen, das, auf einer Anhöhe gelegen, in unmittelbarer Nähe des Waldes einem etwa beabsichtigten Überfall des Feindes einen vorzüglichen Stützpunkt hätte gewähren können. Die größte Vorsicht war mir eingeschärft. Nicht sprechen, nicht rauchen! Gut, also vorwärts!

Wir beschleichen unser Landhaus nach allen Regeln der Kunst, nichts Verdächtiges findet sich — die Bewohner sind freilich entflohen. Ich besetze die Fenster des langgestreckten einstöckigen Gebäudes je mit einem Manne, den Rest der Mannschaft versammle ich um mich in einem nach hinten gelegenen Zimmer, in dem schnell ein wärmendes Kaminfeuer entfacht ist. Dort hocken wir schweigend und schlafnickend die halbe Nacht. Ab und zu geht eine Patrouille vorsichtig durch die Hinterthüre um das Haus herum bis an den Waldrand, kehrt aber immer mit der Nachricht zurück: „Nichts Verdächtiges!" und ich selbst patrouilliere fast ununterbrochen durch das Haus. Tiefe Stille. Es ist kurz nach Mitternacht. Da plötzlich schallen mir, wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes, unharmonische Töne aus heiseren Kehlen durch die Grabesstille:

„So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage."

und piff, paff! knallt es vom Walde herüber und zur Antwort von den Fenstern des Landhauses zurück. Ein regelrechtes Feuergefecht entspinnt sich und wohl an 10 Minuten knittert und knattert es nicht schlecht, so daß die da unten im Dorfe wach werden und der Leutnant du jour mit einer Patrouille im Laufschritt erscheint und mich fragt, was los sei. Weiß ich es? Für den Augenblick gewiß nicht, ich weiß nur, daß entgegen aller strengen Ordre plötzlich auf Posten gesungen worden ist. Fürchterlich! Wer sind die Schuldigen? Natürlich niemand — die Untersuchung verlief resultatlos, und ich als der Verantwortliche bekam die größte Nase, die der Major nur vergeben konnte.

Erst drei Tage später löste sich mir das Rätsel. Da lag ich, eng aber warm gebettet, in einer Bauernhütte neben dem Musketier Schulz. Ich hatte eine Flasche Cognac erobert und teilte ihm gutherzig davon mit. Das rührte sein verstocktes Herz und nach einem herzhaften Schlucke meinte er:

„Wissen Sie, Unteroffizier, wer neulich den Unfug angestiftet hat — ich meine, in dem Dings da in der Nacht?"

„Nein, Schulz, wissen Sie es etwa?"

„Natürlich", nickte er, „ich weiß es, aber — der Cognac ist gut!"

„Gewiß", meinte ich, ihm die Flasche wieder reichend, aus der er einen unheimlichen Zug that — „na, wer war es denn?"

„Ich war es selber." — „Sie?" — „Ja, Unteroffizier, ich war es."

Und trotz der Dunkelheit um uns merkte ich, wie der Kerl in Erinnerung an seine Heldenthat in sich hineinlachte. „Sehen Sie, wir hatten in einem Wandschrank in dem Zimmer 6 Pullen Rotwein gefunden und wie wir bei der fünften waren, da kam mich der Kitzel an, ich müßte eins singen. Und gedacht, gethan. Knorr und Retzlaf erschracken erst nicht schlecht, als ich loslegte, nachher haben sie aber auch mitgesungen. Aber nicht wahr, Unteroffizier, melden thun Sie mich nicht?"

„Verfluchter Windhund -- ein heiliges Donnerwetter soll dich regieren!"

Nachher habe ich aber doch herzlich lachen müssen — so eine Bande!

Am andern Morgen ging's weiter ins Gebirge, und ehe es Mittag wurde, hatten wir wieder unsere ergötzliche Abwechselung. Schon während des Marsches trabten die Geschütze unserer Avantgarde-Batterie an uns vorüber, und das wirkt auf den Infanteristen jedesmal, wie etwa auf den Berliner, wenn er die Feuerwehr läuten und rasseln hört. „Wo brennt's denn — was ist los?" — Niemand weiß es. — Bums! da geht's los, nochmals bums! und bums, bums, bums! Nun aber schnell — wir müssen doch sehen, was vor uns los ist.

Da links vor uns stehen die Geschütze und feuern — wohin? Nun, auf den Bahndamm vor uns, auf dem eben zwei lange Eisenbahnzüge hinter einander sichtbar werden. Jetzt — der hat gesessen! Wir sehen deutlich die Schienen auseinanderfliegen, den Zügen ist der Weg nach dem Süden versperrt. Nur

die Maschinisten mit den Lokomotiven retten sich, die Bedeckungsmannschaft springt von den Wagen und flüchtet in die nahen Berge. Willkommene Beute! Was war nicht alles aus diesen mit Vorräten aller Art beladenen Waggons zu holen, und das Schönste war, man überließ uns und der ganzen nachrückenden 3ten Division die unverhoffte Beute zur Plünderung. Das haben wir denn am Nachmittage gründlich besorgt. Hinterher freilich kam der ordnungsgemäße Rüffel, aber ich glaube, man hat höheren Ortes diesesmal ausnahmsweise nichts dagegen gehabt, daß der so ziemlich von allem entblößte Soldat sich auf eigene Faust nahm, was er brauchen konnte. Und das waren vornehmlich Tabak, Kaffee, Käse, allerlei Zeuge, die zu Halstüchern und Fußlappen verwendet wurden, dann Verbandszeug, auf welches namentlich unsere Ärzte fahndeten, und hundert andere Sachen, so der Soldat „zu seines Leibes Notdurft und Nahrung" braucht. Freilich, was uns am meisten fehlte, Stiefel und Schuhzeug, war auch hier nicht zu holen. Schließlich wurden auf höheren Befehl die Rudera des Ganzen mitsamt den Wagen, den Bahnhofsgebäuden und Kohlenvorräten von Mouchard den Flammen übergeben. Das gab eine gewaltige Lohe. Noch vier Tage nachher sahen wir aus weiter Entfernung den Himmel davon gerötet.

Den andern Tag gab es speziell für unsere Kompanie eine Rekognoszierung gegen die vor uns liegende kleine Felsenfestung Salins, eine ganz unbedeutende Affaire, wenn man sie an dem Großen und Ganzen mißt, eine sehr wichtige für mich, denn sie brachte mir das Eiserne Kreuz.

Bei Gravelotte war ich dazu eingegeben, bei Champigny sollte ich es haben — beidemale sah sich mein brennender Ehrgeiz getäuscht, jetzt brachte das kleine Scharmützel des 25. Januar mir die sehnlichst erwünschte Auszeichnung.

Von Mouchard gehen zwei Straßen in das Gebirge, das hier in seiner ganzen großartigen Wildheit sich zu entfalten beginnt, die eine südlich auf Arbois und Poligny — sie wurde nicht ernstlich besetzt gefunden —, die andere östlich auf das ge=

nannte kleine Salins und dann weiter nach Pontarlier. Auf dieser bewegte sich im Morgengrauen unsere Kompanie geräuschlos vorwärts, um zu sehen, ob jemand und wer in den Bergen vor uns stecke. Wir sollten nicht lange im Ungewissen bleiben. Schon eine Viertelstunde hinter Mouchard, wo die Chaussee eine scharfe Biegung macht und dann in ein enges Defilee zwischen zwei hohen Felswänden hineinführt, bekamen wir von der Anhöhe rechts heftiges Gewehrfeuer.

Der Schützenzug schwärmte aus, mir aber rief der Hauptmann zu, die drei letzten Sektionen zu nehmen und mit ihnen zu versuchen, die Felsenhöhe links zu erklimmen. Das war nun leichter gesagt, als gethan. Denn fast senkrecht ging die Steinwand in die Höhe und von oben schossen sie jetzt ebenfalls in das Thal herab. Freilich ohne zielen zu können, das war unser Glück, denn dichter Nebel lag über dem Gebirge und verhinderte, weiter als 10 Schritt vor sich zu sehen. So kam ich denn mit meiner handvoll Leute unversehrt nach oben, nur einen braven Burschen, der durch einen Prellschuß am Beine verwundet war, mußte ich zurückschicken.

Jetzt haben wir das Plateau erreicht, da plötzlich sehen wir vor uns auf 20 Schritt die Rothosen in dichter Schützenreihe. „Legt an — Feuer! — Schnellfeuer!“ Und nun Hurra geschrien, was die Lunge noch an Atem hergibt, wieder geladen, auf sie — weg sind sie, verschwunden im Nebel, nur blutend, durch beide Beine geschossen, liegt vor uns ihr Hauptmann, schon ein ältlicher Herr, dessen Brust eine ganze Menge Orden ziert. Die Kanaillen haben ihn im Stich gelassen und sind davon geflohen; fluchend und die Fäuste drohend in der Richtung schüttelnd, wohin sie entwichen, schaut der Verwundete ihnen nach; dann reicht er mir stumm seine goldgefüllte Börse und seinen Degen. Die erstere muß ich dankend ablehnen, und auch keiner meiner Leute machte Miene, sie dem Verwundeten abzunehmen, obgleich er sie noch immer uns entgegenhält. Das erfüllt ihn mit hohem Staunen, wie es sich deutlich auf seinen Mienen ausprägt. Und als ich ihn nun französisch anrede und ihn

tröste, da reißt er seine Brieftasche heraus und gibt mir seine Papiere und bittet mich flehentlich, ihn hier nicht umkommen zu lassen, sondern ihm Hilfe zu schicken. Ich hab's versprochen und ich hab's gehalten. Am Nachmittage haben ihn die Krankenträger von der unwirtlichen Höhe geholt und unter Dach und Fach gebracht, unser Arzt hat nach ihm gesehen und ihn verbunden — Gott wird ihn am Leben erhalten haben, ich hoff's.

Nun weiter! Ja, was sollen wir thun? Sollen wir weiter vordringen oder zurückgehen? Neben uns ist es unheimlich still geworden, das Schießen und Lärmen ist verstummt — ich denke, wir bleiben vorläufig stehn und warten ab, was zu thun ist.

Wir sollten bald klar sehen, im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn plötzlich zerriß der Nebel und sonnenbeschienen lag die Gebirgslandschaft vor uns. Gewiß ein schöner Anblick, aber der interessierte uns jetzt viel weniger, als der Gedanke: wo sind denn die Unsrigen? Weit und breit von ihnen keine Spur, wohl aber wimmelt es drüben von Rothosen. Nun haben sie auch uns entdeckt, ihr Geschrei, das zu uns herüber dringt, und die Kugeln, die uns umpfeifen, beweisen es. Donnerwetter, wenn die die Chaussee zwischen uns eher erreichen, als wir, sind wir rettungslos verloren, denn 600 gegen 20, der Kampf ist zu ungleich. Kerls, nun gilt es laufen, oder vielmehr springen. Hinab, es geht ums Leben.

Ob wir gesprungen sind! Gesprungen 5—6 Fuß, gefallen, wieder aufgerafft, zerschunden und blutig, die Kleider zerfetzt — aber immer vorwärts, ins Thal zur Chaussee! Dazu pfeifen die Kugeln um ums, aber getroffen wird niemand. Jetzt sind wir unten, aber jene auch, und aus den Gebüschen blitzen uns die Bajonette entgegen und eine Stimme schnarrt: „Rendez vous!“

Ergeben? Die Faust mit dem Säbel, den mir der französische Hauptmann gegeben, sinkt schlaff herab. Ergeben? Unmöglich! Und doch! 20 gegen 600. Darf ich das Leben der mir Untergebenen nutzlos opfern? Da reißt mich eine Stimme neben mir aus aller Qual und Ungewißheit.

„Ergeben ist nicht. Auf, Jungens, hurra!“

Mein Flügelmann ist es, ein großer, breitschultriger Pommer, ein Riese mit lang wallendem, roten Bart. Schon ist er in den Chausseegraben gesprungen, hat zwei dieser 15—16jährigen halbflüggen Bürschchen aus Lyon oder Marseille, aus denen die neuen Armeen Gambettas bestanden, im Kragen gefaßt und schlägt sie wie junge Katzen mit den Köpfen zusammen. Dann schleudert er sie beiseite und durch die Lücke dringen wir mit lautem Hurra. Ein wildes Durcheinander, ein Balgen und Würgen auf der Chaussee — aber wir brechen durch und laufen die Chaussee entlang, verfolgt von dem Geschrei und den Kugeln der nachsetzenden Franzosen. Zwei, drei Kameraden brechen blutend zusammen, wir müssen sie liegen lassen. Vorwärts, nur vorwärts! Aber einen Franzmann habe ich krampfhaft in den Kragen gepackt und schleife ihn mit mir fort, mir selbst unbewußt, und mein braver Flügelmann thut desgleichen.

So, jetzt sind wir aus dem Defilee heraus, das Geschrei hinter uns verstummt, nur die Kugeln pfeifen noch, aber sie schießen schlecht, das zischt unschädlich über uns hinweg. Ich sammle mein Häuflein, Gottlob! es sind noch ihrer 14, und dazu haben wir 2 Gefangene gemacht. Nun einen Augenblick Atem geschöpft und dann weiter! Ah! da sind die Unsrigen, sie haben die uns verfolgenden Schüsse gehört und sind umgekehrt, uns, die schon verloren Geglaubten, aufzunehmen. Wie stolz statte ich dem Hauptmann meinen Rapport ab, und er, der sonst so Unnahbare und Stolze, drückt mir warm die Hand und in seinem Auge schimmert es, während er spricht: „Das will ich Ihnen gedenken."

Er hat es mir gedacht — nach 3 Wochen prangte das Eiserne auf meiner Brust und wenn ich ein wenig stolz darauf bin, verdenk es mir nicht, lieber Leser!

XI.

Quer durch den Jura. Von Salins bis Pontarlier.

Enger und enger zog sich der verhängnisvolle Ring um die dem Untergange geweihte französische Armee. Dieselbe war von Besançon aufgebrochen und hatte im ganzen unbehelligt die Gegend um Pontarlier am 27. Januar erreicht. Dorthin war General Clinchant vorangeeilt, um die Aufnahme seines Heeres vorzubereiten und unter Aufbietung der Landbevölkerung die Wege schneefrei zu machen. Clinchant hoffte, in der starken Stellung um und in Pontarlier eine vorübergehende Rast, sowie Lebensmittel für seine Armee zu finden, um dann längs der Schweizer Grenze über Mouthe und St. Laurent noch eine, wenn auch schwierige Verbindung mit dem Süden zu finden. Bei seinem Eintreffen in Pontarlier fand der General jedoch die Sachlage so, daß er den Gedanken an eine Rast, so notwendig sie sein mochte, aufgab und den General Cremer mit 3 Kavallerie-Regimentern vorausschickte, um les Planches en montagne und St. Laurent vor den Deutschen zu besetzen. Das XXIV. Korps und die Brigade Millot sollten sofort folgen. Diesen Anordnungen und der energischen und geschickten Weise, in welcher General Cremer sie ausführte, ist es allein zu danken, wenn wenigstens ein Teil des französischen Heeres — an die 10,000 Mann — glücklich nach dem Süden entkam. Noch einem Teile wäre es geglückt, wenn das Telegramm Jules Favres über den Waffenstillstand, das über die Ausnahmebestimmung für die Departements Côte d'Or, Doubs und Jura keine Mitteilung machte, nicht den General Comagny abgehalten hätte, am 30. Januar les Planches anzugreifen und sich den Durchzug gewaltsam zu öffnen. So fing sich hier der Fuchs in eigener Schlinge; was auf eine wenigstens vorübergehende Täuschung der Deutschen berechnet war, hinderte die eigenen Landsleute an der Rettung. Die Deutschen gingen inzwischen konsequent und bei aller Eile bedächtig in der Durch-

führung ihres Umzingelungsplanes weiter. Für den 27. Januar bezweckten die Anordnungen des Ober-Kommandos weitere Klarstellung der Maßregeln beim Feinde. Noch war der Rückzug desselben auf Pontarlier immer nur eine Mutmaßung, wenn sie auch alle Wahrscheinlichkeit für sich hatte. So schob sich das XIV. Korps an den Doubs heran, das VII. Korps besetzte den Loue-Abschnitt, das II. Korps mußte bei Mouchard und Salins bereit sein, entweder nach Norden gegen Quingey den etwaigen Durchbruchsversuch des Feindes zu hindern oder aber weiter gegen Pontarlier vorzurücken.

Die Vorgänge vor seiner Front überzeugten aber im Laufe dieses Tages den General von Fransecky hinreichend, daß Pontarlier das Marschziel des Feindes sei. Also beschloß er, ohne die Weisungen des Oberkommandos abzuwarten, die im Gebirge liegenden Straßenknoten so schnell als möglich zu besetzen. Demgemäß ging, nachdem der später zu erwähnende Versuch, sich des Felsennestes Salins zu bemächtigen, als gescheitert anzusehen war, das II. Korps an diesem Tage über Arbois und Poligny vor. „Am 27. abends sicherte somit das XIV. Korps das ganze rechte Doubsufer und überwachte zugleich den Raum zwischen dem obern Doubs und der Schweizer Grenze, während das VII. Korps an dem vom Feinde verlassenen Loue-Abschnitte stand, um demnächst über denselben oder auf Ornans vorzugehen, das II. sich aber bei Arbois und Pont d'Hery bereit hielt, dem Feinde den Abmarsch über Pontarlier und Champagnole auf Lons le Saunier zu verwehren."*)

Es ist das Verdienst des Generals von Fransecky, des Kommandierenden vom II. Armeekorps, daß er in aufmerksamer und richtiger Beurteilung der Sachverhältnisse vor seiner Front auf eigene Faust und Gefahr selbständig handelte und nicht erst die Befehle des Oberkommandos, die ihm bei den schwierigen Verbindungen und weiten Entfernungen nur verhältnismäßig spät zukommen konnten, abwartete. So hat er auch in richtiger

*) Generalstabswerk.

Erkenntnis, daß der Feind sich schon im Abmarsch auf Lons le Saunier befinde, für den 28. das Vorrücken seiner Vorhut auf Champagnole auf eigene Faust angeordnet, so daß das II. Korps am Abende dieses Tages nur noch einen Tagemarsch von den letzten Rückzugsstraßen des Gegners entfernt stand. Das VII. Korps näherte sich in südlicher Richtung dem II., während das XIV. Korps die 13te Division bei Quingey ablöste. Für den 29. Januar ordnete General von Manteuffel ein allseitiges konzentrisches Vorgehen auf Pontarlier an. General von Fransecky aber, welcher erkannte, daß der Feind den Gedanken, über Champagnole zu entkommen, aufgegeben habe und statt dessen nach St. Laurent ausweichen wolle, faßte den Plan, sich mit seiner Hauptmacht auf les Planches en montagne zu werfen. Leider gelangten seine diesbezüglichen Anordnungen nicht zur Ausführung, weil der die Befehle überbringende Ordonnanzoffizier unterwegs von Franktireurs verwundet wurde. Nur das Detachement des Obersten von Wedell gelangte infolge dessen nach leichtem Gefechte in den Besitz dieses Ortes. Die Hauptmasse des II. Korps ging über Champagnole nach Onglières und Nozeroy vor. — Das VII. Korps bestand bei seinem Vordringen auf Pontarlier ein ziemlich hartnäckiges Gefecht bei Chaffois und Sombacourt, wobei am letzteren Orte allein den Hannoveranern 2700 Mann nebst 50 Offizieren, 10 Geschütze, 7 Mitrailleusen und 3500 Gewehre in die Hände fielen. Aber auch wir hatten namhafte Verluste, die 53er 6 Offiziere und 46 Mann.

Am 30. Januar brachten die widersprechenden Nachrichten über den abgeschlossenen Waffenstillstand einige Verwirrung in den Fortgang der Operationen. Zwar erhielt General v. Manteuffel schon am 29. nachmittags aus Versailles die telegraphische Nachricht, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, es war aber ausdrücklich hinzugefügt, daß das ganze Gebiet des Departements Côte d'Or, Doubs und Jura ausgenommen sei. Demgemäß ordnete das Oberkommando für den 30. die Fortsetzung des Vormarsches gegen Pontarlier an, allein seine Befehle konnten die Korpskommandos nicht so früh erreichen, daß durch die in

gutem Glauben und mit Überzeugung gemachten Angaben der Franzosen der General von Zastrow nicht doch irre gemacht worden wäre und ein zeitweiliges Stillstehen seines Korps befohlen hätte. Das schadete aber nicht viel, das VII. Korps stand so wie so dicht vor Pontarlier und mußte das im weiten Bogen herumschwenkende II. Korps herankommen lassen.

Die Pommern ließen sich nicht so lange durch die französischen Parlamentäre aufhalten. Fransecky hatte seine Avantgarde auf Frasne dirigiert, das jedoch erst bei Einbruch der Nacht erreicht werden konnte. Ein Handstreich des Oberstleutnant von Goretzky setzte uns dann noch in der Nacht in den Besitz des Ortes und vieler Gefangener, sodaß die von den Franzosen geräumten Quartiere bezogen werden konnten, was in der Winternacht nicht übel war.

Die Ordre des 31. Januar war: „allgemeines Aufschließen aller deutschen Heeresteile". Es stand ja nunmehr fest, daß dicht geballt um Pontarlier die Hauptmasse des Feindes stand. Ein letzter, verzweifelter Widerstand war dort nicht unmöglich, denn den Franzosen blieb ja nur noch die Wahl: Kampf oder Entwaffnung, und die Stellung bei Pontarlier war für eine irgend noch schlagfertige Armee sehr günstig.

Also rückte von Nordosten General von Debschitz, von Norden General von Schmeling, von Nordwesten das VII. Korps, von Westen und Süden das II. Korps in dichtem Kreis um Pontarlier herum. Das geschah unter leichten Gefechten und lebhaften Protesten der Franzosen, die immer wieder Parlamentäre schickten und sich auf den angeblichen Waffenstillstand beriefen. General von Manteuffel war in der Lage, diese Proteste mit Fug zurückzuweisen, und befahl dem VII. und II. Korps für den 1. Februar den entscheidenden Angriff auf Pontarlier.

Inzwischen glaubte General Clinchant noch immer an die Gültigkeit des Waffenstillstandes auch für seine Armee und verlor darüber am 30. kostbare Zeit. Das war — wie gesagt — die Schuld der Herren Gambetta und Jules Favre, die, überlistig, sich zwischen zwei Stühle setzten.

Dabei gingen, während allein die Division Cremer nach Mouthe weiter marschierte und also dem allgemeinen Untergange entrann, dem Hauptheere die wichtigen Engpässe von Vaux und les Granges St. Marie an die Pommern verloren und damit schwand die Aussicht, auch nur die Infanterie nach Süden durchzubringen, vollends. Nun konnte es sich nur noch um einen Verzweiflungskampf bei Pontarlier handeln.

Am Nachmittage des 31. Januar berief General Clinchant, als jeder Zweifel über die Nichtgültigkeit des Waffenstillstandes für ihn geschwunden, seine Generale zum letzten Kriegsrate. Einstimmig erklärten diese, daß sie für ihre Truppen nicht mehr einstehen könnten. So ward denn der Übertritt in die Schweiz mit den dortigen Behörden verhandelt, und General Clinchant selbst begab sich am Abend zur Unterzeichnung des Vertrages nach les Verrières de Joux an der Grenze. Auf drei Straßen, über den genannten Ort, les Fourgs und Hôpitaux sollte er erfolgen. Wäre das im deutschen Hauptquartier bekannt gewesen, so wäre viel kostbares Blut am 1. Februar gespart worden; so glaubte die deutsche Oberleitung, auf die Entschließung des Feindes durch energisches Angreifen und Nachdrängen noch einwirken zu müssen, und das führte zu dem letzten Gefechte in diesem großen und blutigen Kriege, zu dem von Pontarlier-la Cluse.

Um 11 Uhr brachen am 1. Februar die Spitzen des II. Korps gegen Pontarlier vor. Sie fanden am Bahnhofe nur schwachen Widerstand. Die Colberger unter Führung ihres Obersten von Fehrentheil-Gruppenberg sind heute an der Spitze, sie dringen durch die Stadt hindurch auf der tief verschneiten Straße nach der Schweizergrenze vorwärts. Aber hinter der Stadt verengt sich der Weg zu einem tief eingeschnittenen Paß, welcher durch französisches Armeefuhrwerk aller Art vollständig gesperrt schien. Nur mit der größten Anstrengung winden sich die Colberger hindurch. Kolben und Bajonett arbeitet gegen einzelne hartnäckige Abteilungen des weichenden Feindes. Nun wendet sich die Straße zwischen steilen Felswänden ostwärts dem Eingange des berühmten Engpasses la Cluse zu, in dem alle bei

Pontarlier zusammenlaufenden Straßen ihren Fortgang nach Süden finden. Hier erweitert sich das Doubs-Thal zu einem Kessel, welchen das auf isoliertem Kegel gelegene, feste Château de Joux vollständig beherrscht. Ein mörderisches Geschützfeuer aus den schweren Festungs-Stücken begrüßt die aus dem Engpasse hervortretenden Grenadier-Kompanien. Zugleich dringt die französische Linien-Infanterie mit Wut und der Absicht, hier für alle erlittene Unbill sich am Gegner zu rächen, auf die Colberger ein. Sie umzingeln sie, 6000 gegen 500. Widerstand scheint nutzlos, französische Generale reiten an den Oberst heran und bieten ihm Pardon an.

Aber der Tapfere schwankt keinen Augenblick. „Kinder und wenn wir alle verloren sind, gefangen geben sich die Colberger nimmermehr." Und „nimmermehr!" schallt es aus den Reihen seiner Grenadiere zurück, Kolben und Bajonett arbeiten weiter. Tief im Schnee stehend, machen die Wackeren nach allen Seiten gegen die auf sie einstürmenden Feinde Front. Da kommt Hilfe — Gott verläßt eben die Kühnen nicht.

Drei Kompanien vom Füsilier-Bataillon desselben Regimentes erklettern die Höhe östlich und fallen dem Feinde in die Flanke, das I. Bataillon 49er und das II. der Colberger entwickeln sich links davon auf der zerklüfteten Hochfläche. Nach pommerscher Art geht es mit dem Bajonett darauf und das gibt Luft. Freilich, die Feinde sind noch immer in der Überzahl und in der günstigsten Position, aber jetzt schallt's auch vom Westen her mit deutschem Hurra. Unter unsäglichen Mühen, auf Händen und Füßen kriechend, haben je eine Kompanie 49er und 2er den steilen Bergrand westlich der Eisenbahn erklommen. Von dieser dominierenden Höhe werfen sie mit Salvenfeuer die aus la Cluse hervorbrechenden Verstärkungen des Feindes zurück, während im Kessel, in der Mitte der Gefechtslinie das I. und das Füsilier-Bataillon mit dem Mute der Verzweiflung fechten und standhalten. Den Ausschlag geben schließlich die 49er unter Oberst Laurin auf dem linken Flügel. Sie werfen den Gegner aus dem Walde und nehmen mit dem

Bajonett die Mauer, hinter der französische Tirailleure wie die Teufel schießen. Nun flieht der Feind zu Thal, hinterher aber klettern unsere Schützenzüge die steile Höhe hinab, und die Colberger gehen zuletzt bis dicht an das Fort Neuve heran. Halt! weiter gehts nicht, das Tageswerk ist gethan. Es ist blutig genug gewesen — 19 Offiziere und 365 Mann sind tot oder verwundet, $^9/_{10}$ davon fallen auf das Colbergsche Grenadier-Regiment, das seinem alten Ruhme einen neuen Lorbeer hinzugefügt hat. — Aber in das laute Hurra der Sieger mischt sich diesmal ein klagender Ton und eine leise, zweifelnde Frage: Wozu?

Der Gegner, der uns dies letzte, nicht am wenigsten von seiner Bravour zeugende Gefecht geliefert hat, heißt General Pallu de la Barrière. Er hatte schon die vorderste Jurakette bei Pontarlier verteidigen wollen, die Trainknechte und ihre langen Wagenzüge hatten ihn mit fortgerissen, nun setzte er sich bei la Cluse und, unterstützt vom XVIII. Korps, gab er uns den letzten Tatzenschlag, ehe der verwundete Löwe sich zum Sterben streckte. Noch in der Nacht erhielt General von Manteuffel in Pontarlier aus Berlin die Nachricht, daß die französische Ostarmee nach Übereinkommen mit den Schweizerbehörden dorthin übergetreten sei. Nach dem Süden hin entkommen waren, wie gesagt, Cremer mit seiner Kavallerie und der 1ten Division des XXIV. Korps, sowie eine Anzahl höherer Offiziere; 80,000 Mann legten in der Schweiz die Waffen nieder. Die Ost-Armee war vom Kriegsschauplatz weggefegt und verschwunden — dem General von Manteuffel blieb nur noch die völlige Besetzung der vom Waffenstillstand ausgeschlossenen Departements zu bewirken übrig. Dann war seine schwierige Aufgabe glänzend gelöst.

Möge es nun auch hier mir gestattet sein, auf dem so entworfenen großen Hintergrunde der geschichtlichen Vorgänge meine eigenen kleinen Erlebnisse dieser Tage zur Belebung und Vervollständigung des Gemäldes in aller Bescheidenheit zu verzeichnen.

Am Morgen des 26. Januar brachen wir von Mouchard

auf. Die noch immer aus den Kohlenhaufen des Bahnhofes emporschlagenden Flammen leuchteten uns. Unser Marsch ging auf Salins, während die 4te Division auf Arbois vorrückte. Salins ist ein kleines Nest, dessen Häuser eine einzige Straße längs der sich durch himmelhohe Felsen hindurch windenden Chaussee bilden. Rechts und links von der Stadt thronen hoch oben zwei Forts, die die Stadt mit Geschütz- und Gewehrfeuer bestreichen. Durch diesen Höllenpaß gedachte man uns hindurch zu preschen. Das größere der beiden Forts brüllte uns schon aus weiter Entfernung seinen Morgengruß entgegen, unsere Korps-Artillerie wollte ihm danken und Gleiches mit Gleichem vergelten. Ja, prosit die Mahlzeit! Die Kugeln reichten nicht hinauf. Während nun das Königsregiment den Stier bei den Hörnern faßt, erhält unser Regiment den Befehl, die Stadt zu umgehen und von der Ostseite anzugreifen. An den Marsch will ich allzeit denken. Mir lag noch die Parforcetour von gestern gewaltig in den Gliedern und nun ging's an's Klettern wie die Ziegen; an ein Folgen von Fuhrwerk auch der leichtesten Art war da gar nicht zu denken, viele Offiziere mußten sogar ihre Reitpferde zurücklassen, andere zogen sie am Zaume mühselig sich nach. Die Geschichte war halsbrecherisch, zumal bei der Glätte. Gott sei Dank! nun waren wir oben, aber da sanken wir bis über die Kniee in den Schnee und mußten uns mühselig im Gänsemarsche hindurcharbeiten. 3 Uhr nachmittags waren wir endlich mit unserer Umgehung fertig und nun konnte der Sturm auf die Stadt selbst beginnen. Gleichzeitig drangen beide Regimenter vor, im Laufschritt eilten sie den Eingang zu gewinnen. Ein Höllenfeuer empfängt sie — von oben Kartätsch- und Gewehrfeuer, aus der Stadt selbst speit jedes Haus Verderben. Donner und Doria! wie wir durch die Höllenpforte gekommen sind — ich weiß es nicht, aber drin in der Stadt waren wir und hieben uns wie wütend mit den Einwohnern herum, die alle vom Teufel besessen schienen. Selbst Weiber feuerten auf uns und ein Priester im vollen Ornate wurde erschlagen, als er die rauchende Flinte absetzte, um von neuem zu

laden. Endlich war der Widerstand der Stadt gebrochen, sie bat um Gnade, aber noch am Abende, als General von Hartmann in die Stadt einritt, sprang ein fanatischer Bürger aus seiner Hausthüre und schlug aus nächster Nähe die Flinte auf ihn an. Pommersche Kolbenschläge schmetterten ihn zu Boden, ehe er den Mord vollführen konnte.

Die Forts da oben in den Wolken hatten eingewilligt, so lange wir in der Stadt blieben, nicht zu schießen — aber als unsere Kolonnen am andern Morgen ausrückten, wiederholte sich das Schauspiel von gestern. Sobald ein Trupp von uns die letzten Häuser hinter sich hatte, feuerten die aus dem Forts östlich ihre Gewehre auf uns ab, die westlich warfen Granaten mit verteufelter Präzision auf unsern Weg. Glücklicherweise hatten die letzteren nur 2 Geschütze, wir konnten also die Pausen, die sie zum Laden brauchten, zum sprungweisen Avancieren gebrauchen. Aber auch so kostete die Affaire Leute genug und die Minuten, die wir brauchten, um durch den von den Geschossen bestrittenen Raum hindurchzukommen, dünkten uns eine kleine Ewigkeit und gehören mit zu den schrecklichsten des ganzen Feldzuges für mich. Es war mir wie ein Wunder, daß ich heil hindurch gekommen war. Übrigens nahm nur die 5te Brigade diesen unheilvollen Weg, der Rest der Division machte doch lieber einen Umweg um dies unwirtliche Nest Salins herum, an das ich denken werde, so lange ich lebe.

Nun ging's erst recht in die Berge hinein, nun entfaltete erst das Jura-Hochgebirge seine ganze, jetzt im Winter doppelt ergreifende düstere Majestät. Die Berge hinauf wand sich die glitzernde, fast endlos scheinende Schlange der marschierenden Kolonne, aber hinter dem Gipfel türmte schon ein anderer, noch höherer Berg sich auf. Hinab ins Thal — nun wieder hinauf, immer vorwärts! In solchem Terrain bei Schnee und Eis, bei mangelhafter Verpflegung und noch mangelhafterem Schuhzeug einen Marsch von 5 deutschen Meilen — Herr Gott, wie ist es möglich, daß wir das fertigbekommen haben! Aber es ging, der Mensch kann viel, wenn er muß und will.

Das Programm unserer Tage war jetzt weniger ein gewähltes, als durchaus regelmäßiges. Nachts lagen wir dicht zusammengepfercht in den armen Gebirgsdörfern, wo wenig zu holen war. Früh morgens, ehe der Tag anbrach, waren wir auf den Beinen und stampften die tief verschneiten Wege bergauf, bergab. Morgens um 10 Uhr wurde die erste Rast gemacht, der Schnee beiseite geschaufelt und versucht, ein kleines Feuer anzumachen, um Kaffee zu kochen. Bis dahin behalf sich der Magen mit einem wärmenden Schluck Branntwein — notabene, wenn man ihn hatte. Sonst wärmte man sich an Erinnerungen und Hoffnungen. Gegen 11 Uhr knallten vor uns die ersten Schüsse, ein Zeichen, daß unsere Spitze an den Feind geraten war und sich mit ihm herumschlug. Groß waren diese Affairen niemals, dazu war der Feind schon zu sehr in der Auflösung, aber Gefangene brachten sie uns massenhaft ein — eine einzige Dragonerpatrouille von 3 Mann brachte, noch dazu in der Nacht, über hundert Gefangene ein. Die Leute waren eben froh, sich ergeben zu können und so ihrem traurigen Lose zu entrinnen. Denn die Not beim feindlichen Heere, mehr noch die Unordnung und Verwirrung mußten grenzenlos sein. Das bewiesen uns die am Wege liegenden Ausrüstungsgegenstände, Uniformen und Waffen aller Art. Es waren geradezu Massen, die sich da im Schnee auftürmten. Proviantwagen, Munitionskarren, Equipierungsfuhrwerke der Offiziere, alles lag wirr durcheinander, Kästen und Kisten geöffnet und der Inhalt wild durcheinander geworfen, wohl um das Beste noch mitnehmen zu können. Überall lagen krepierte Tiere oder solche, die im Verenden waren; an einer Stelle sah man weithin den Schnee blutrot leuchten; die Flüchtigen hatten viele Fässer Wein, die sie nicht weiter mit sich schleppen konnten oder mochten, auslaufen lassen. An einer andern fanden wir ein ganzes Lager mit Zelten und Decken, in dem die Franzosen noch vor einer Stunde gerastet haben mochten und aus dem unsere Vorhut sie aufgescheucht hatte. So ging es Stunden, nein Tage lang. Und nun bedenke man, daß es meist junge, ungeübte, an die Unbilden eines Gebirgs-

winters nicht gewöhnte Leute waren, aus dem sonnigen Süden Frankreichs durch das Machtgebot Gambettas erst kürzlich unter die Fahnen getrieben, die hier vor uns Stand halten sollten. Sie waren ja noch viel schlechter gekleidet, namentlich mit Schuhwerk noch viel erbärmlicher versehen, als wir, sie hatten nun schon Tage und Nächte lang unter freiem Himmel bei schneidender Kälte biwakieren müssen, und vor allem, sie trugen das niederdrückende Gefühl mit sich herum: es nützt uns doch alles nichts, unsere Opfer sind umsonst. Wir sind verloren und Frankreich ist verloren!

Diese Verzweiflung, diese stumpfe Resignation lag auf allen Gesichtern, die uns begegneten, und die Züge der Gefangenen, die man an unserer Marschkolonne vorüber getrieben, waren in diesen Tagen schier endlos. Aber entsetzlicher noch war der Anblick der hilflos am Wege mit erfrorenen Gliedern Liegenden. Wahrlich, wenn ich daran denke, unterschreibe ich noch heute die Worte, die ich damals in mein Tagebuch kritzelte: „Ich meinte, ich hätte das schrecklichste gesehen, als ich das Schlachtfeld von Mars la Tour und Gravelotte in seiner ganzen Scheußlichkeit kurz nach den Schlachten sah. Dieses hier, dies Bild menschlichen Elends ist gräßlicher. Furchtbarer kann es 1812 beim Rückzuge der großen Armee aus Rußland auch nicht ausgesehen haben.“

Angesichts dieses Elends beim Feinde vergaß man leicht sein eigenes Ungemach. Und doch war dieses nicht gering, die Strapazen gingen fast in's Unmenschliche. Was mich anbelangt, so gab mir eigene Unvorsichtigkeit noch den Rest und zog mir wie den Spott der Kameraden, so später schwere Krankheit zu.

Ich trug im Tornister noch als höchsten Schatz „von Muttern her“ ein paar trockene wollene Strümpfe. Als meine Frau sie mir als Weihnachtspräsent nach Paris nachgeschickt, hatte ich die grauen Dinger ziemlich nichtachtend beiseite geschoben, jetzt waren sie, wie gesagt, mein höchster Schatz, mein Ideal, von dem ich auf schneebedeckten Wegen, am niedrigen Wachtfeuer träumte und schwärmte. Wenn das Wasser aus

meinen defekten Stiefeln spritzte und die Füße gar zu Eisklumpen erstarrt schienen, dann tröstete ich mich: Du hast ja noch ein Paar wollene Strümpfe im Tornister. Und am Abend des 28. Januars — das Datum habe ich mir ganz genau gemerkt — ging der große Akt vor sich: ich zog den einen hohen Kniestiefel aus, die Fetzen des bisherigen Strumpfes vom Fuße und fuhr dafür in den molligen, neuen Strumpf hinein. Ah, das ist schön — das thut gut! Nun den Stiefel wieder an — ja, Scheibe, das ging nicht! Der durch und durch nasse Stiefel ging bis zur Hälfte, aber weiter auch nicht eine Idee auf den Fuß. Ich zog und zog, der Angstschweiß brach mir aus — hilft nichts. Zuletzt zogen auf beiden Seiten je drei hilfreiche Kameraden — hilft nichts, der Stiefel rückt und rührt sich nicht. Herr Gott im Himmel, was nun? Wahrhaftig, da bläst es schon zum Aufbruch — was soll nun geschehen? Es ist die höchste Zeit — die andern sind alle schon aus dem Quartier. Da bleibt keine Wahl — ich reiße die grün-plüschnen Morgenschuhe aus dem Tornister, befestige den vermaledeiten Kniestiefel hinten an demselben und trete mit einem Reiterstiefel und einem grün-plüschnen Morgenschuh vor die Front der bereits aufgestellten Kompanie. Eine homerisches, unaufhaltsames Gelächter bricht los — ich mag wohl komisch ausgesehen haben — selbst der ernste Hauptmann lacht und ich lache auch. Ja, aber das Weinen ist mir näher. Fort geht es durch den Schnee nach 2 Minuten bin ich auf dem einen Fuß so gut wie barfuß, mein Morgenschuh ist aufgeweicht, aber mit muß ich und so bin ich den ganzen Tag im Schnee mit einem Fuß barfuß gegangen. Erst am Abend nach unsäglicher Qual bekam ich meinen Stiefel wieder an. Die Folge davon — so glaube ich wenigstens — war der Typhus, der mich einige Wochen später überfiel und nach Dijon in's Lazareth brachte.

Mitten in diese Misere hinein scholl dann die Freudenbotschaft von der Kapitulation von Paris und dem Abschluß des Waffenstillstandes. Ja, was nützt uns das, wenn wir doch von der Wohlthat des letzteren ausgeschlossen sind? — Mut,

Kamerad, es geht ja auch hier zu Ende. Man sieht es ja, es kann nur noch einige Tage dauern.

Und wir haben's gesehen, bei Pontarlier ging es am 1. Februar zu Ende. Wir standen an diesem Tage nur in Reserve und kamen nicht mehr ins Gefecht; aber wie gern wären wir statt des nutzlosen Wartens und Frierens im Schnee noch einmal drauf gegangen. Das Gefecht ist wirklich nicht das Schlimmste im Kriege, manchmal ist es sogar eine Wohlthat.

Am Abende rückten wir in Pontarlier ein und bezogen dort Quartiere. Wir sollten 50 Mann in einer leeren Stube zusammen kampieren. Ich will's gestehen, zum erstenmal in meinem Leben beging ich eine starke Insubordination, ich desertierte aus der überfüllten Stube und suchte auf eigene Faust Quartier. Ich suchte und fand. Gesegnet seist Du, wackerer Bäckermeister mit Deiner kugelrunden Ehehälfte, die Ihr für diese Nacht dem todmüden fremden Kriegsknecht gegen ein Lumpengeld Euer Bett einräumtet. O, wie hab' ich mich gestreckt, Insubordination und Gefahr und alles vergessend, wie hab' ich geschlafen!

Und natürlich verschlafen. Am andern Morgen erwachte ich erst als unser Regiment mit Trommelschlag und Pfeifenklang unter meinem Fenster zum Thor hinauszog. Hurtig war ich hinterdrein und hatte es bald eingeholt. Der Hauptmann sagte nicht viel, seit Mouchard hatte ich einen Stein bei ihm im Brette. Die Nacht hatte mir wohlgethan.

XII.

Wieder in Dijon — Waffenstillstand.

Als General von Kettler nach den blutigen Gefechten des 22. und 23. Januar einsehen mußte, daß mit seiner geschwächten Brigade an eine Wiederbesetzung von Dijon einem wohlverschanzten Gegner von 50,000

Mann Stärke gegenüber nicht zu denken sei, zog er sich zwar zurück, aber nicht soweit, um den Feind ganz aus den Augen zu verlieren. Südlich Marsannay stand die 8te Brigade trutzig und kampfbereit und schickte ihre Patrouillen gegen die Stadt, die den Feind jederzeit ruhig und kampfunlustig fanden. Dagegen erlitt die vom Unglück verfolgte kleine und doch so schneidige Truppe in ihrem Rücken einen neuen Unfall. Ein unter Führung des Hauptmann Kries nach Prauthoy entsendetes Detachement sah sich von weit überlegenen Truppen aus Langres überfallen und konnte sich erst mit Verlust von 5 Offizieren und 77 Mann an Toten und Verwundeten wieder zum General von Kettler durchschlagen. Nun aber kam bedeutende Verstärkung. Schon am 26. Januar hatte, nachdem das VII. Korps für das Vorgehen südlich des Doubs verfügbar geworden war, der Oberkommandierende den General Hann von Weyhern mit der Kavallerie des Obersten von Willisen, sowie mit den Brigaden Knesebeck und Degenfeld zur Aufnahme der Brigade Kettler und zur Besetzung von Dijon abgesandt. Nun konnte den Herrn Dijonesen ernstlich zu Leibe gegangen werden.

Es ist eine höchst seltsame, die Kritik herausfordernde Rolle, die der alte Garibaldi inzwischen in Dijon spielte. Seit dem Anfange Dezember lag er mit seiner Vogesen-Armee eigentlich unthätig in der Hauptstadt Burgunds und zankte sich mit dem dort neben ihm kommandierenden General Pelissier herum. Der gegen Belfort vorrückenden Armee Bourbakis hatte er trotz aller Aufforderungen des französischen Kriegsministeriums keine Unterstützung geliehen, der zwischen Langres und Dijon durchmarschierenden Süd-Armee der Deutschen keinen Widerstand entgegengesetzt und gegen das Häuflein des Generals von Kettler hatte er sich streng in der Defensive verhalten. Und doch zählte er 50,000 Mann, und doch war sein ganzer Ruhm als Kriegsmann auf kühnen Wagemut und stürmendes Draufgehen gegründet. Wie erklärt sich dieser Widerspruch zwischen dem Verhalten des Generals Garibaldi von früher und von 1870/71? Ich meine, der Alte hatte schon damals die Überzeugung ge-

wonnen, daß er den dümmsten Streich seines Lebens machte, als er aus platonischer Liebe zu der republikanischen Staatsform ungerufen den Franzosen zu Hilfe kam. Er hatte ferner schon damals begriffen, daß seine Sache und die seiner Klienten verloren und mit Recht verloren sei, und endlich konnte es ihm nicht entgehen, daß er nicht einmal mit freundlichen Augen von denen angesehen wurde, für die er Gut und Blut, Ehre und Leben in die Schanze zu schlagen gekommen war. Namentlich das Landvolk sah mit Entsetzen auf den Kirchenschänder, den Papstfeind und Antichristen, als welchen seine Geistlichen ihm den Helfershelfer Viktor Emanuels geschildert hatten, und wenn der Zuzug zu seinen Fahnen namentlich aus ländlichen Kreisen nicht seinen Erwartungen entsprach, wenn die levée en masse der Bauern im Côte d'Or und Jura und am Doubs ausblieb, so konnte Garibaldi dies getrost auf den Einfluß der Geistlichkeit schreiben, die ihre Pfarr- und Beichtkinder vor dem Tempelschänder warnten. Das alles und dazu die Streitigkeiten mit den französischen Generalen, die den Aventurier über die Achsel ansahen, verbitterten und lähmten den inzwischen auch alt gewordenen, einst so rührigen Freischarenführer. Dazu kam die Achtung, die ihm als Soldaten die schneidigen Deutschen abnötigten — er war eben der Alte nicht mehr und demgemäß waren auch seine Freischaren nicht mehr die alten, das Gesindel hatte vielfach die Oberhand gewonnen.

So sehen wir denn den alten Löwen unthätig in seiner Höhle die Tage vertrauern. An Aufreizungen von seiten des französischen Kriegsministeriums fehlte es nicht. So sollte er z. B. eine energische Unternehmung in dem Rücken Manteuffels, gegen Dôle und Mouchard, vornehmen. Garibaldi sandte 700 Franktireurs gegen Dôle, die unterwegs verdufteten. Zum Vorschein wenigstens sind sie nirgends gekommen. Dann sollte er Dijon nur mit 8000—10,000 Mann besetzt halten und alles andre sofort über Dole vorführen. Man schickte ihm auch jetzt noch Verstärkungen an Mannschaften und Geschützen aus dem anscheinend unerschöpflichen Süden. Umsonst! Garibaldi rückte

und rührte sich nicht aus Dijon. Hatte er wirklich auch am 29. Januar noch geglaubt, die ihm gegenüberstehende Brigade Kettler sei nicht nur eine vereinzelte Brigade, sondern eine ganze deutsche Armee? Unglaublich schier.

Nun kam Hann von Weyhern mit seinen frischen Truppen heran und rückte gegen Dijon vor. Da erschien Garibaldis Generalstabschef Bordone und pochte auf den angeblichen Waffenstillstand; als ihm überzeugend nachgewiesen wurde, daß Dijon von dem Vertrage wie der ganze südöstliche Kriegsschauplatz ausdrücklich ausgeschlossen sei, zogen die Garibaldianer in der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar sang- und klanglos aus Dijon ab. Und das war das Ende der ganzen Herrlichkeit.

Am 1. Februar zogen erst die Brigade Kettler, die sich den Vortritt blutig genug erkauft hatte, und dann die Brigade Degenfeld, die hier auch ein Wiedersehen zu feiern hatte, in Dijon ein, als eben der letzte Zug mit Garibaldianern nach Süden hin abdampfte. Es war auch die höchste Zeit, denn schon hatte General von Manteuffel in Pontarlier eine gemeinschaftliche Operation seiner frei gewordenen Korps zur Abschneidung und Vernichtung der Vogesen-Armee ins Auge gefaßt.

Damit war auch die letzte Arbeit der Süd-Armee gethan, nun galt es nur noch, aus den vom Waffenstillstand ausgeschlossenen Departements die letzten Reste der französischen Armee herauszudrängen und sich dann es dort so bequem zu machen, als es nur immer ging und als es auch der Wille Sr. Majestät des Kaisers war. Denn dieser hatte ausdrücklich unter dem 5. Februar das Haupt-Quartier der Süd-Armee angewiesen, „den Truppen nach so großen Erfolgen nunmehr die wohlverdiente Ruhe zu gönnen.“

General von Manteuffel aber hatte schon vorher folgenden Armeebefehl an seine Soldaten gerichtet:

„Soldaten der Süd-Armee! Eure Märsche und Kämpfe bei Schnee und Eis im hohen Jura sind nicht vergeblich gewesen.

2 Adler, 12 Geschütze, 7 Mitrailleusen, 15,000 Gefangene, worunter 2 Generale und viele Offiziere, viele Hunderte von Proviantwagen, viele tausende von Chassepots sind in euren Händen. Dijon ist zurückerobert, und soeben erhalte ich aus Berlin die telegraphische Nachricht, daß 80,000 Mann der französischen Armee bei Verrières in die Schweiz übergetreten sind, d. h. daß sie dort die Waffen niederlegen und bis zum Friedensschluß interniert bleiben. Die Armee Bourbakis ist außer Kampf gesetzt und auch ihre Reste in den Gebirgen werden euren Waffen bald verfallen sein. Soldaten der Süd-Armee! ich spreche euch meinen Glückwunsch und meine volle Anerkennung aus.

gez. von Manteuffel."

Inzwischen aber marschierten wir, um nicht alsbald faul und üppig zu werden, noch ein bißchen hinter dem weichenden Feinde her und nahmen ihm nach und nach noch 16 Geschütze ab. Zu dem Transport von 6 derselben nach Pontarlier wurde mein Zug kommandiert. Von diesem ergötzlichen Kommando erzähle ich nachher noch ein wenig. Auch Lons le Saunier wurde am 6. Februar vom Feinde geräumt gefunden und von uns besetzt und am 7. waren die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or völlig vom Feinde gesäubert und deutscherseits beschlagnahmt. General von Manteuffel verlegte sein Hauptquartier nach Dijon, ebendaselbst quartierte auch General von Zastrow, während General von Fransecky sich in Poligny und General von Werder in Dôle befand.

Als Epilog des Ganzen sprach General von Manteuffel in seinem Armeebefehl vom 14. Februar folgendes:

„Soldaten der Süd-Armee! Ich habe die Freude, euch wohlverdiente Ruhe gewähren zu können; Seine Majestät der Kaiser und König haben auch für die Süd-Armee Waffenstillstand abschließen lassen; aber selbst bei diesem Abschlusse springen die Folgen eures siegreichen Schlagens bei Belfort, eures unaufhaltsamen Marsches über den hohen Jura, durch den ihr im blutigen Kampfe die letzte feindliche Armee über die Schweizer Grenze warfet, in die Augen. Ihr räumtet keine der einge-

nommenen Positionen, alle drei Departements bis Lons le Saunier hinunter bleiben von euch besetzt und die starke Festung Belfort hat ihre Schlüssel abliefern müssen.

Soldaten der Süd-Armee! An euch ist es jetzt, nach euren großen Waffenthaten der Welt auch zu zeigen, daß die wahre Bildung in den germanischen Volksstämmen wohnt. Sitte, Milde, Schonung, Rücksichtnahme dem überwundenen Feinde gegenüber thun dies.

gez. von Manteuffel."

Nun konnte also die Zeit der Erholung und des Ausruhens, des Stiefelbesohlens und Kleiderflickens angehen. Vorläufig aber hatte gerade der Zug der 6ten Kompanie, bei dem ich mich befand, die Ehre, die 6 von uns bei Mouthe vorgefundenen Kanonen nach Pontarlier hinein zu transportieren. Himmel, was war das für ein Kommando! Denn da wir uns doch nicht gut selbst vor die Geschütze spannen konnten und löbliches Regiments-Kommando vergessen hatte, zu jenem Auftrage uns auch die nötigen königlichen Dienstpferde zu stellen, so mußten wir schon selbst sehen, woher wir 36 Gäule — denn so viele brauchten wir bei den verschneiten Gebirgswegen — auftrieben. Eine wilde Jagd begann. Die französischen Bauern merkten unsere Absicht und verschwanden vor unsern Augen mit ihren Rosinanten in den dichten Wäldern, wohin wir ihnen nicht zu folgen vermochten. Selbst wenn wir bei Nacht in aller Stille ein Dorf umzingelten, fanden wir nur selten einen Roßschweif vor. Endlich aber hatten wir sie doch zusammengebracht und 18 schnatternde, fluchende, spuckende Pisangs in blauen Blusen und Holzschuhen dazu. Nun galt es aber auch sie zusammenzuhalten, und das war womöglich noch schwerer. Mehr als einer ist uns trotz aller Aufmerksamkeit und, obgleich wir sie nachts in einem Stalle zusammenpferchten und Posten mit geladenem Gewehre vor die Ausgänge stellten, doch entwischt. Und am Tage waren Menschen und Vieh nicht von der Stelle zu bringen, so daß wir wie die Schnecken krochen. Auch konnten wir wegen der die direkte Straße beherrschenden Forts von

la Cluse, das in den Händen der Franzosen geblieben war, nicht den kürzesten und bequemsten Weg wählen, sondern mußten uns unserem Ziele auf weitem und beschwerlichem Umwege nähern. Es war eine heillose Zucht und eine aufregende Geschichte, so daß wir Gott dankten, als wir die 6 französischen Biester glücklich in Pontarlier an General von Schmeling abgeliefert hatten. Und doch denke ich mit Vergnügen an diesen Transport. Die Lichtpunkte desselben waren die drei Nachtquartiere, die wir unterwegs machen mußten. Den ersten Tag kamen wir abends in ein ansehnliches Dorf, und nachdem alle Dienstobliegenheiten geordnet, suchten der zugführende Leutnant von H. und ich unser Quartier. Dasselbe war uns beim Curé bereitet. Hochwürden saß am Tisch beim freundlichen Schimmer der Lampe und studierte. Neben ihm stand ein nicht kleiner Weinkrug und ein gefülltes Glas. Als ich dies freundliche Bild beim Eintreten gewahrte, überkam mich ein Gefühl, gemischt aus Neid und wohligem Behagen. „Auch ich ward in Arkadien geboren", rief es in mir und alle lateinischen Reminiszenzen von Schule und Universität, die mir augenblicklich beifielen, zusammensuchend, brach ich in die, wenn auch nicht geflügelten, Worte aus:

„Salutem tibi, reverendissime! Vinum cor delectat hominis." (Gruß Dir, Hochwürden, der Wein erfreut des Menschen Herz.) Hochwürden sprang vom Stuhle auf und schaute mit dem Ausdrucke höchsten Erstaunens den pickelhaubentragenden Fremdling an, der lateinisch zu ihm sprach. Nur mühsam fand er die Worte zur Erwiderung: „Salutem et vobis — salve hospes!" (Gruß auch Euch. Willkommen, Gastfreund.)

Niemals in den 11 Monaten unseres Kriegslebens in Frankreich bin ich herzlicher aufgenommen worden als hier. Nachdem das Erstaunen des würdigen Pfarrherrn sich einigermaßen gelegt und ich ihm mit wenigen Worten das Wie und Warum klar zu machen gesucht, bewirtete er uns nicht wie Fremdlinge, sondern wie liebe, erwartete Gäste. Wir saßen den Abend bei vortrefflichem Arbois-Weine noch lange zusammen und sprachen, so gut es ging von diesem und jenem. Unser

Wirt war ein edler, mild denkender und richtender Mann, der auch dem Feinde gerecht zu werden trachtete; so war eine Verständigung mit ihm selbst über die Gegenwart möglich, und am andern Morgen schieden wir herzlich und nicht als Feinde.

Am zweiten Abend öffnete ein prächtiges, von seiner Herrschaft zwar verlassenes, aber von der Dienerschaft bewohntes Schloß uns seine Hallen. Wir speisten lukullisch vom feinsten Porzellan und Silber und tranken Champagner dazu, d. h. der Leutnant und ich; aber auch den Mannschaften ging in den Wirtschaftsräumen des Parterres nichts ab und ich mußte um Mitternacht einen Posten mit geladenem Gewehr vor den Weinkeller stellen, um weitere Requisitionen zu verhüten. Auch die eingesperrten Pisangs bekamen übrigens von den Herrlichkeiten ihren Teil, wie ihre Pferde sich reichlich am Hafer ein Gutes thaten. Es war wie in einem Zauberschlosse, einfach feenhaft. Weder die französische noch die deutsche Armee waren merkwürdigerweise bei ihrem Durchzug hierher gekommen, also fanden wir alles in Hülle und Fülle. Die Dienerschaft drängte uns die Gaben schier auf, sodaß ich sie im Verdacht hatte, sie wollten ihre eigenen Unterschleife, die sie bereits begangen und noch zu beginnen trachteten, auf unser Conto später schreiben. Sie werdens wohl auch so gemacht haben; ihre offenbare Freude über unsere Ankunft war zu verdächtig.

Am dritten Abende logierten v. H. und ich wieder bei einem Curé. Der aber war das Gegenteil seines Confraters von vorgestern, ein verbissener Isegrimm, der uns am liebsten mit seinen Blicken vergiftet hätte. Der Unhold wies uns in eine leere Kammer und wollte absolut nichts zu essen für uns haben. Da brauchten wir Kriegsrecht, erbrachen die Speisekammer und holten daraus eine gebratene Ente und zwei Flaschen Wein. Dann aber logierten wir uns eigenmächtig in ein geräumiges Zimmer zur ebenen Erde ein, in dem wir zwei prächtige Betten fanden. Und am vierten Abend schliefen wir in Pontarlier selber bei meinen biedern Bäckersleuten, meinen Gastfreunden vom 1. Februar, die mich mit offenen Armen aufnahmen.

Nach einigen Tagen hatten wir das Bataillon wieder erreicht, das inzwischen noch einige anstrengende Tagewerke durch den hohen Schnee im Gebirge im beliebten Gänsemarsche gehabt hatte, nun aber in der Nähe von Arbois der Ruhe pflegte. Das thaten jetzt auch wir.

Die Gegend um uns herum war schön, ja großartig, die Quartiere waren den Umständen nach leidlich, die Verpflegung sogar für unseren nicht verwöhnten Magen opulent, der Dienst verschwindend — und doch waren diese Tage der Ruhe unerträglich. Ja, den ersten und zweiten Tag dämmerte man im Halbschlafe auf seiner Matratze hin, dann aber begann die Langeweile, die Sehnsucht nach Hause und nach geistiger Beschäftigung. In meinem Leben habe ich nicht so eifrig korrespondiert, als hier und in diesen Tagen, bis mir zuletzt das Briefpapier ausging. Da war auch dieser Zeitvertreib dahin — ich gähnte und gähnte selbst dem jungen Frühling in's Gesicht, der schon jetzt — im Februar — anfing, seine ersten Boten in dieses Gebirgsthal zu schicken. Schon blühten die ersten Veilchen, ihr Anblick ließ mich kalt, ich hatte nur einen Gedanken: nach Hause! Einen Lichtblick in diese trüben Tage brachte der Abschluß der Friedens-Präliminarien. Wir feierten in unserem abgelegenen Dorfe eine originelle Friedensfeier, Franzosen und Deutsche gemeinschaftlich. Auf einer großen Scheuertenne war für 100 Personen eine Tafel gedeckt und hier saßen in bunter Reihe Pisang und Musketier, auch die Vertreter des schönen Geschlechtes fehlten diesmal nicht und für Wein war in ausreichendem Maße gesorgt. Erst hielt unser Leutnant in französischer Sprache — er sprach sehr gut französisch — eine Rede über die Bedeutung des Tages, dann ich auf deutsch desgleichen. Und dann wurde gesungen, abwechselnd französisch und deutsch. Wir Deutschen sangen natürlich zuerst: „Heil Dir im Siegerkranz" und „Die Wacht am Rhein" und dann, als wir heiter wurden: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod", zuletzt aber, als wir ganz ausgelassen waren: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin." Die Franzosen aber begannen

ihren Cantus ganz naiv mit der Marseillaise und dann folgten Chansons, deren Inhalt sich nicht gut wiedergeben läßt, und zuletzt tanzten sie dazu und das Ding sah beinahe aus wie ein kleiner Cancan. Ja, anders können sie nun einmal nicht. Der Rest aber ist Schweigen.

Dann kamen die Tage, von denen ich sprechen mußte: „sie gefallen mir nicht". Die furchtbare Spannung, in der Geist und Körper seit Wochen gelebt und sich aufrecht gehalten hatten, war vorüber — die Abspannung trat ein. Die ungewohnte Ruhe that das ihrige, wir wurden massenhaft krank. Ich persönlich litt erst an den Augen, die der ununterbrochene Anblick des blitzenden Schnees entzündet hatte, dann verlor ich auf einige Tage fast ganz das Gehör und, als das glücklich vorüber war, kam über mich ein Gefühl namenloser Mattigkeit und Schwere in den Gliedern. Ich konnte mich trotz aller Selbstbeherrschung nicht mehr aufrecht halten, der Arzt kam und sagte nur das eine Wort: Typhus. Nun wußte ich ja, woran ich war. Am andern Morgen lud man mich, der völlig willenlos geworden war, mit 4 Leidensgefährten auf einen zweirädrigen Karren, der notwendig mit Stroh versehen war, und vorwärts zottelte der Pisang mit uns über Stock und Stein, daß der Rest unseres Bewußtseins schwand und uns erst wieder kam, als wir in Dijon im Lazaret abgeladen wurden. Von da ab klafft auf 3 Wochen eine weite Lücke in meinem Gedächtnis und meinem Leben. Ich lag im heftigen Delirium, man hatte mich, wie der Arzt später mir mitteilte, mehr als einmal aufgegeben. Aber die Jugendkraft siegte über die Krankheit. Eines Tages erwachte ich und schaute verwundert um mich. Ich lag in einem weiten und hohen Saale, dessen Fenster geöffnet waren und würzige Frühlingsluft wie den vollen Schall tiefer Kirchenglocken einströmen ließen. Unwillkürlich schloß ich die Augen wieder und faltete die Hände — mir war, als sei ich im Himmel. Das war mein erster Gedanke: ich mußte wohl gestorben sein und mich im Jenseits befinden. Lange lag ich so und bemühte mich, meine Gedanken zu sammeln, es wollte mir nicht gelingen. Dann fühlte

ich mich an der Schulter berührt, ich öffnete die Augen und sah einen Mann in blaugestreiftem Leinwandkittel vor mir stehen

„Na endlich!“ sagte der Mann, „sind Sie denn nun wieder bei Verstande?“

„Wo bin ich?“ lispelte ich.

„Na in Dijon sind Sie, im Lazaret. Also endlich wieder klar — der Herr Oberstarbsarzt wird sich freuen, er hatte Sie schon fast aufgegeben.“

Nun fing es an in mir zu dämmern, und nach und nach sammelten sich die Bilder der letzten Vergangenheit wieder in meinem Gedächtnisse. Die Glocken, deren Klang mich geweckt hatte, waren die Osterglocken des Jahres 1871 und kamen von der nahen Kathedrale Dijons. Ich aber lag im Saale des Lyceums dieser Stadt, weich gebettet und fürsorglich gepflegt. Ein Gefühl unendlicher Schwäche und doch wohligen Behagens beherrschte mich, die Thränen strömten mir, ohne daß ich es wußte, über die hageren Wangen. Langsam genas ich. Die Haare gingen mir zunächst fast gänzlich aus, um desto üppiger wieder zu wachsen; an zwei Krücken lernte ich gehen.

Und dann kam der erste Ausgang — erst auf den Hof des Lyceums, dann durch die Straßen der Stadt. Mit welchem neubelebten Interesse beschaute ich alles um mich her, die alte, interessante Stadt, das lebhafte Volk in ihren Gassen, die hervorragenden Kunst- und historischen Denkmäler — o, es hatte alles, auch das Unbedeutendste, für mich ein hervorragendes Interesse. Die Lebenskraft, die Lebenslust regte sich von neuem und nach der Krankheit in erhöhtem Maße in mir. Aber wie schön war auch dieser Frühling in Dijon! Mit mehreren Leidensgenossen fuhr ich zum Thore hinaus in den herrlichen Park, dann suchte ich Dorf Talant und Fontaine le Dijon auf ihren hohen Felskegeln auf und überschaute mit lebhaftem Interesse das Gefechtsfeld der Kameraden vom XIV. Korps und von der Brigade Kettler. Mehr noch zog es mich zu der Unglücksstätte vor der Fabrik, wo die 61er geblutet und ihre Fahne so glorreich verloren hatten.

Rings um uns war ein Garten, ein Blühen, ein Duften. Sogar der Flieder blühte schon Ende April, und ehe wir von Dijon Ende Mai Abschied nahmen, aßen wir saftige Kirschen und wunderbar duftende Erdbeeren. Herrliches, gottgesegnetes Land! Und der Wein — nun, der hätte mir bald einen tollen Streich gespielt, aber zuguterletzt schlug es doch zum Vorteil um, wie es sich bei der edlen Gottesgabe eigentlich gar nicht anders erwarten läßt. Und das ging so zu.

Eines schönen Morgens pilgern wir unser vier Typhus-Rekonvaleszenten zum Thore hinaus. Am Stock gingen wir freilich noch, aber sonst gings doch schon leidlich. Die Sonne schien warm, der Weg wurde uns bald beschwerlich und als bei einer Biegung der Chaussee zwischen Rebenhügeln dicht am Wege eine weinbelaubte Schenke uns ihr Schild gleichsam lockend entgegenhielt, da konnten wir nicht widerstehen und entgegen den Weisungen unseres Stabsarztes traten wir ein, uns an einem Glase Landweines zu stärken. Die Wirkung war eine überraschende. Erst eine krampfhaft gesteigerte Lustigkeit, dann plötzliche absolute Erschlaffung; zwei Kameraden schliefen schon, ehe sie ihr Glas geleert hatten. Ich war noch am besonnensten, ich öffnete ein Fenster und rief den Wirt, ein Fuhrwerk zu besorgen. Er thats und wie ein Häuflein Gebeine kamen wir im Lazaret an. Der Doktor schalt und fluchte nicht schlecht, aber am andern Tage, als wir ausgeschlafen hatten, befanden wir uns wohler und kräftiger als je. Da kam dem braven Doktor ein großer Gedanke. Er schrieb nach einigem Nachdenken das glorreichste Rezept seiner gesegneten Praxis und das lautete: „Von jetzt ab erhalten die Kranken des Offizier-Lazarets im Lyceum zu Dijon täglich je eine halbe Flasche Burgunder (später sogar eine ganze) aus dem Ratskeller der Stadt.“ Und wie er schrieb, so geschah's, und wie er gebot, so stand's da — wir aber sind fröhlich dabei gediehen und schnell wieder zu Kräften gekommen. Der gute Doktor! Er war nicht nur ein Arzt des Leibes, sondern auch der Seele. Er saß stundenlang bei uns und unter uns und erzählte aus dem reichen Schatze seiner Er-

fahrungen, namentlich während des letzten Feldzuges. Hatte er doch die ganze Leidenszeit hier in Dijon mitgemacht, vom Ende Dezember 1870, als die Badenser die Stadt räumten und unter andern auch ihn mit seinen Kranken hilflos hier zurückließen, bis zur Wiederbesetzung am 1. Februar 1871. Das war wirklich eine Leidenszeit gewesen, die den Mut der Ärzte und Kranken auf eine harte Probe gestellt hatte. Mehr als einmal hatten sie der Gefahr ins Auge geschaut, ihr Lazaret vom wütenden Pöbel gestürmt zu sehen, und nur dem wirklichen Heldenmute des Maires der Stadt war es zu danken gewesen, daß solches nicht geschehen. Aber nicht nur der als roh und unruhig bekannte Pöbel der Stadt Dijon hatte sich dergestalt an den Kranken und Waffenlosen versündigt, auch französische Militär- und Civilbehörden hatten sich ebenso schmachvoll betragen. Zwei Transporte Schwerverwundeter mußten entgegen dem Einspruch der Ärzte in rauhester Jahreszeit nach dem Süden Frankreichs und später nach den Pyrenäen geschafft werden, um den auf den Anblick lüsternen Bewohnern dieser Gegenden wenn auch nicht unversehrte, doch immerhin gefangen genommene Preußen und Deutsche zu zeigen. Auch in Vesoul fanden unsere Truppen, als sie am 23. Januar wieder einrückten, die dort am 10. Januar zurückgelassenen Kranken und Verwundeten ausgeplündert und gemißhandelt. Es ist ein schön' Ding um die Genfer Konvention, sie muß aber auch auf beiden Seiten der Kriegführenden beobachtet werden, und das müssen die Franzosen zum Teil erst lernen. Hoffen wir, daß sie es seit 1870/71 gelernt haben.

Auch eine andere Geschichte erzählte der Doktor, die nicht schmeichelhaft für die Privatkrankenpflege ist, aber leider sich in Variationen öfters wiederholt hat, wie mir andere Ärzte bestätigten. Kommt da eine junge, hübsche Dame aus dem Rheinlande, eine verwitwete Frau Oberstleutnant, die soeben ihren Mann begraben und nun den heroischen Entschluß gefaßt hat, ihr Leben fortab der Krankenpflege zu widmen. Der Doktor betrachtet die elegant in Schwarz gekleidete Dame etwas miß-

trauisch — sie ist ihm zur Krankenpflege zu jung, zu hübsch und zu elegant, indessen, da er weibliche Hilfe brauchen und sie so innig bitten kann, nimmt er die Hilfe der Frau Oberstleutnant an. Sie pflegt im oberen Saale des Spitals die meist vom Typhus erstehenden Rekonvaleszenten. Acht Tage nach ihrem Eintritt geht dort das Sterben an, während bis dahin alles gut gegangen. Ein Todesfall, ein zweiter, dritter, vierter und fünfter folgen sich unmittelbar — der Doktor ist außer sich, er forscht, er flucht und wettert. Endlich verrät ihm ein pfiffiger Lazaretgehilfe das todbringende Geheimnis. Die Frau Oberstleutnant bringt ihren Lieblingen unter den Kranken — und sie hatte deren viele — verbotene Leckerbissen, Kuchen ꝛc. mit und füttert sie heimlich damit. Trotz alles Lamentierens und Protestierens wird die Dame noch am selben Tage auf den Schub gebracht und zwar, damit sie ihr Liebeswerk nicht noch bei einem andern Lazaret fortsetzt, gleich bis an die Grenze und über dieselbe in die Heimat. — Die Chronik dieser Zeit hat so viel Züge von aufopfernder Größe und echt weiblichem Heldenmut der freiwilligen Krankenpflegerinnen an den Tag gebracht, daß es dem glänzenden Bilde nicht schaden wird, wenn auch auf diesen, nicht ganz vereinzelten Schatten hingewiesen wird. Die organisierte Krankenpflege ist der freiwilligen doch vorzuziehen — das ist die Meinung aller Sachverständigen.

Endlich, für mich viel zu früh, wurde ich aus dem Lazaret als geheilt entlassen und kehrte zu dem inzwischen auch in Dijon eingerückten Regimente zurück. Aber zum Dienstthun war ich noch viel zu schwach, ich war und blieb schonungsbedürftig und vom Dienste dispensiert. Das konnte mir nur lieb sein, denn der letztere bestand hauptsächlich aus einem überaus strengen Wachtdienst. Die unruhige Bevölkerung der Stadt zwang auch jetzt noch zu strengen Vorsichtsmaßregeln; zu jedem Appell wurde mit vollständigem Gepäck, zum Ausrücken fertig angetreten und auf Wache zogen täglich 500 Mann. Fortwährend gingen starke Patrouillen durch die Stadt und doch waren Schlägereien unserer Soldaten mit den heißblütigen, hitzköpfigen Dijo=

nesen an der Tagesordnung. Dabei herrschte ein Luxus und eine Laxheit der Sitten in der Stadt, die für unsere mit Geld wohl versehenen Soldaten leicht gefährlich werden konnten und manchmal wirklich gefährlich geworden sind. Man suchte diesen Einflüssen unseres „Capuas“ durch Übungsmärsche und Felddienst von oben zu steuern, aber es gelang nicht ganz.

Am 1. Pfingstfeiertag, am 28. Mai, brachen wir aus dem schönen, aber leichtlebigen Dijon auf. Es war endlich auch für uns der Tag gekommen, wo der Soldat

„ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.“

XIII.

Noch einmal vor Belfort.

Nun habe ich schon im vorigen Kapitel die Friedensschalmeien geblasen und muß doch jetzt den freundlichen Leser, der mir bis dahin gefolgt ist, noch einmal bitten, mit mir in den männermordenden Krieg zu ziehen, auf das Feld, wo Tag und Nacht die donnernden Geschütze Verderben speien und ihre Opfer an Menschenleben tagtäglich fordern. Wir müssen noch einmal vor Belfort, das wir am Tage nach der dreitägigen Schlacht an der Lisaine verlassen haben, um dem letzten Ringen dieses von Natur so starken und von seinem Verteitiger so mutvoll festgehaltenen Platzes gegen die immer enger und heißer werdende Umarmung seines ebenso zähen und unermüdlichen Gegners beizuwohnen.

Wir haben schon des merkwürdig passiven Verhaltens der Festung während der Schlachttage des 15., 16. und 17. Januars gedacht — eine ernstliche Anstrengung, dem anrückenden Freunde

zum Entsatz die Hand zu bieten, hat Belfort nicht gemacht, und das muß uns bei dem sonst thatkräftigen Charakter seines Kommandanten doppelt Wunder nehmen. Namentlich am Abend des 17., als die Sache bei Chenebier für unseren rechten Flügel sehr bedenklich stand, als Bourbakis Truppen nördlich um den Salbert herum vorgehen oder Chagey umgehend auf Ferme Génèchier vordringen konnten und dann den rechten Flügel der deutschen Schlachtlinie aufgerollt hätten: damals hätte ein energischer Vorstoß aus der Festung fast mit absoluter Gewißheit den Verlust der Schlacht und den Entsatz der Festung herbeigeführt. Daß nichts ähnliches geschehen, ist für uns ein sehr glücklicher Zufall gewesen, den wir nicht unserem Verdienste zuschreiben wollen; jedoch war die Zeit für solches Handeln der Festung, wie ich es angedeutet habe, nur auf einige Stunden beschränkt und Denfert hatte seine Garnison zu wenig in der Hand, um sie schnell und prompt, selbst wenn er die Lage erkannt hätte, auf den entscheidenden Punkt werfen zu können.

Nun war der entscheidende Augenblick ungenützt verstrichen, nun konzentrierte Bourbakis Armee sich rückwärts, die Festung ihrem Geschick überlassend, und damit war dieses entschieden. Gehobenen Auges und Mutes kehrten die in der Schlachtlinie verwendeten Landwehrbataillone der Deutschen in ihre alten Stellungen vor die Festung zurück — dem Durchlebten gegenüber erschien das nun Übrigbleibende nur wie ein Kinderspiel, der Garnison dagegen bemächtigte sich naturgemäß nach der vereitelten Hoffnung auf Entsatz die größte Niedergeschlagenheit. Unter solchen Umständen hätte es des folgenden Befehls an General von Treskow kaum bedurft, um die höchste Anspannung aller Kräfte hervorzurufen:

„An General von Treskow — Bourogne.

Seine Majestät der Kaiser befehlen, daß demnächst die Belagerung von Belfort mit voller Kraft wieder aufgenommen werden soll. General von Werder ist angewiesen, die erforderlichen Truppen Ihnen zur Verfügung zu stellen.

gez. Graf Moltke.“

General von Treskow leitete nunmehr, über 27 Bataillone und ausreichendes Artillerie=Material verfügend, unverzüglich den förmlichen Angriff gegen Belfort ein. Zahlreiche Batterien donnerten bereits gegen die Festung, deren Entgegnung immer schwächer wurde. Jetzt galt es, die erste Parallele zu eröffnen. Derselben mußte die Wegnahme von Dorf Pérouse, östlich von Belfort, voraufgehen, und diese geschah in der Nacht vom 20. zum 21. Januar. Der Feind hatte seine besten Truppen auf den gefährdeten Punkt geschickt und erwartete offenbar unseren Angriff.

Nichts destoweniger überraschten unsere Bataillone in den Waldungen südöstlich, östlich und nördlich des Dorfes die feindlichen Vorposten und warfen sie trotz der mannigfachen in den Wäldern angebrachten Hindernisse teils beim ersten Anlauf, teils nach hartnäckigem Gefechte an den jenseitigen Waldrand und über denselben hinaus. In Pérouse läuteten die Sturmglocken dann richtete sich ein lebhaftes Gewehrfeuer nach den Wäldern, das natürlich, weil auf gut Glück abgegeben, wenig Schaden anrichtete. Auch die Forts wurden allesamt lebendig und feuerten wie rasend nach allen Seiten. Ein Steinbruch zwischen dem Walde nördlich des Dorfes und diesem selbst bot mit steil abfallendem Rande und davor angebrachter Verschanzung dem Feinde einen festen Stützpunkt, von wo aus er mit Salvenfeuer jeden Versuch unserer Landwehr, aus dem Walde herauszutreten, abwies. Erst einer Flankierung von rechts gelang es, diese formidable Stellung zu erschüttern. Nun aber ereignete sich, was bei Nachtgefechten schier unvermeidlich erscheint, daß die auseinander geratenen Abteilungen der Preußen in der Dunkelheit sich gegenseitig beschossen, ja als sich einzelne Züge von Norden her dem Dorfrande näherten, erhielten sie von dorther Feuer der Unsrigen, die bereits von Süden her eingedrungen waren. Jedes Gehöft wurde einzeln gestürmt; den meisten Widerstand leisteten die in der Kirche verbarrikadierten Franzosen, bis gegen 5 Uhr morgens der Feind nach nicht unrühmlicher Verteidigung das Dorf aufgab und sich auf Belfort zurückzog. Die

Affaire kostete uns 8 Offiziere und 174 Mann an Toten und Verwundeten, wovon auf die Landwehrbataillone Halberstadt und Burg die bei weitem größere Hälfte fiel. Der Verlust des Dorfes riß für den Verteidiger in seine Verteidigungslinie zwischen Fort la Justice und Hautes Perches eine klaffende Lücke, die zu schließen ihm nie wieder gelang.

Am Abende des 21. Januar fand die Eröffnung der 1. Parallele statt. 1900 Infanterie-Arbeiter und 4 Pionier-Kompanien waren dazu kommandiert. In sechs Kolonnen, jeder Mann mit Hacke und Spaten bewaffnet, rückten die Arbeiter durch den Bosmont nachmittags 4 Uhr vor — vor ihnen gruben sich die Deckungsmannschaften ein und zwischen 9 und 10 Uhr war jeder Mann auf seinem Posten. Aber in dem 30—50 cm tief gefrorenen und teilweise steinigen Boden geht das Aufhauen nicht ohne Geräusch und die helle Schneedecke muß ja die Arbeiter dem Feinde verraten. Doch nein, er sieht und hört nichts und mit Tagesanbruch ist die Arbeit im Großen und Ganzen vollendet. Die Parallele lag von Basses und Hautes Perches etwa 600—900 m entfernt, sie war ca. 1900 m lang, jeder Mann hatte seinen Meter Erdarbeiten in der Nacht geliefert. Auch am Tage, als der Feind das in der Nacht vor seiner Front Geschehene übersehen konnte, that er wenig oder gar nichts, um die Fortführung der Arbeiten zu hindern — sein ganzes Verhalten machte den Eindruck absoluter Schwäche und Mutlosigkeit.

War das nun Absicht? Jedenfalls erzeugte es bei den Unsrigen einen verhängnisvollen Irrtum. Schon am 22. Januar lieh der Artillerie-Stabsoffizier du jour der allgemeinen Ansicht Ausdruck, indem er in seinem Berichte hervorhob:

„Würden die mit wenig Infanteriemannschaften besetzten Perches im Sturm genommen, so dürfte ein fernerer Widerstand der Festung nicht mehr von Dauer sein. —“

Und dieser Sturm wurde nun ernstlich in Aussicht genommen, wozu die Aussagen zahlreicher Deserteure das ihrige beitrugen. Sie kamen oft gruppenweise aus beiden Perches

heraus und schilderten übereinstimmend die Besatzung als schwach und mutlos, die Kehlen der Werke als leicht forcierbar. Soweit die strenge Disziplin unseres Heeres es zuließ, forderten Offiziere und Mannschaften ungestüm den Sturm auf die Perches.

Sie sollten ihn haben. Für den 26. ward er beschlossen. Vorher rekognoszierten Ingenieuroffiziere die Werke. In der Nacht vom 24. auf den 25. gelangte Premierleutnant v. Richthofen an der rechten Flanke von les Basses Perches vorüber bis in die Nähe des rechten Kehlpunktes, woselbst er auf drei angehängte Schützengräben stieß, aus deren einem er Feuer erhielt und zurückging. Nach kurzer Zeit kroch derselbe Offizier auch gegen die linke Bastion vor, aber eine feindliche Patrouille zwang ihn auch hier zum schleunigen Rückzuge. — In derselben Nacht schlich, in weiße Decken gehüllt, Ingenieurhauptmann Koch mit zwei Pionierunteroffizieren gegen Hautes Perches vor und gelangte bis an den äußeren Grabenrand der rechten Bastion. Da gabs auch hier Feuer. Also auf Posten waren sie da drinnen jedenfalls — das hätte den Unsrigen eine Warnung sein sollen.

Nichts destoweniger schritt man zum Sturm. Der Ingenieur-en-Chef, General von Mertens, hatte die Direktiven in folgender Weise gegeben.

Basses Perches sollte vom Bataillon Schneidemühl mit 1 Pionierkompanie, Hautes Perches vom Füsilierbataillon des 69ten Regimentes ebenfalls mit einer Pionierkompanie genommen werden. Von der Sturmkolonne sollten je zwei Kompanien um die beiden Flügelbastionen in die Kehle des betreffenden Werkes eindringen, je eine Kompanie in der Front vorgehen und die vierte und letzte jedes Bataillons folgen. Dahinter folgten, um, wenn der Sturm geglückt und die Werke genommen seien, diese letzteren zu verbauen und zur Verteidigung einzurichten, 2500 Arbeiter der Bataillone Striegau, Bromberg, Goldap und Lötzen. Die Sturmkolonnen sammelten sich, und zwar Bataillon Schneidemühl in Danjoutin, die 69er Füsiliere

an der Eisenbahn in der Nähe des Weges Vézelois-Perouse, bei einbrechender Dunkelheit.

Wir begeben uns zunächst zu den Schneidemühler Landwehrmännern, sie auf dem ernsten und voraussichtlich blutigen Gange zu begleiten. Die Momente vor einem solchen Sturm sind keine Kleinigkeit, „an die Rippen pocht das Männerherz“, auch der bravste Soldat mag sich des Schauders vor dem nahen Tode nicht erwehren. Wenn aber die Landwehr, das heißt zum größten Teil verheiratete Männer, Familienväter, deren Tod zahlreiche Witwen und Waisen macht, einen solchen schweren Gang zu gehen haben, so hat die Sache ein doppelt ernstes Gesicht. Und dennoch versteht es sich von selbst, daß der gegebene Befehl stramm und feurig vollzogen wird — werden die alten, gedienten Soldaten sich von den unbärtigen Knaben der Linie beschämen lassen? O nein, da kennt ihr die Alten nicht. Drauf geht es und wenn es die Hölle selbst zu stürmen gälte und wenn keiner zurückkäme. Aber verlangt nicht, daß die gereiften Männer, die an Weib und unversorgte Kinder daheim denken, mit Scherzen und Lachen und Witzen an’s Werk gehen — ernst und schweigend treten sie an, aber desto sicherer ist, daß sie ihre Arbeit gründlich thun.

Punkt 7 Uhr beginnt der Angriff aus der Parallele. Aber der Feind ist wachsam und auf Posten, bald begrüßt die Anrückenden sein Schnellfeuer. Vorläufig geht es unschädlich über die Köpfe der Stürmenden hinweg, diese selbst schreiten unaufhaltsam mit langen Schritten den Berg hinan und dringen so ungefähr 500 m weit vor. Nun teilen sich die Kompanien, wie befohlen. Während die 8te und 6te sich gegen die Front von Basses-Perches wenden, schwenken die 5te und 7te rechts und links gegen die an die Kehle des Werkes anschließenden Schützengräben und nehmen sie im ersten Anlauf. Je ein Zug bleibt dort zurück, die andern dringen weiter gegen die Kehle vor.

Da aber stocken die Stürmenden, vor ihnen gähnt ein 3—4 m breiter und ebenso tiefer Graben mit steilen Kalksteinwänden. Hinein in die Grube!

Entschlossen gehen die Offiziere mit dem verhängnisvollen Sprunge voran, die Leute folgen willig. Aber was nun? Die jenseitige Wand ist ohne Leiter nicht zu ersteigen. „Schlagt Stufen ein!" Ja, das geht nicht, Hacke und Axt sind nicht zur Hand, das Faschinenmesser versagt. „Zurück also!" Ja, das geht auch nicht, die Rückwand ist ebenso steil und hoch und hart.

Und nun kommen die Franzosen und bestreichen von einem kleinen Mauerwerk in der Mitte des Grabens, einem sogenannten Kehltambour, den ersteren der Länge nach mit ihren Salven aus nächster Nähe. Risch! das schlägt wie Hagel in die volle Saat. Risch! risch! ein Schrei des Entsetzens entringt sich selbst dem mutigsten Herzen. „Nieder, platt auf den Boden! hinein in den toten Winkel!" Der heldenmütige Führer der Kompanie Premierleutnant Michaelis, stürzt mit einem Pioniergefreiten auf den Kehltambour los und sucht die Schießscharte mit einem hineingeschobenen Bündel Stroh in Brand zu stecken. Umsonst, das Stroh verbrennt wirkungslos. Jetzt wird die Lage verzweifelt.

Da läßt sich Premierleutnant Michaelis von zweien seiner Leute aus dem Graben herausheben, um Umschau zu halten, ob gar kein Ausweg zu finden. Inzwischen höhnen von der Höhe des Werkes die Franzosen die drunten in qualvoller Enge Befindlichen, sie sollten doch heraufkommen, sie wollten sich ergeben. Michaelis sieht 30 m von sich entfernt ein französisches Bataillon stehen; ein französischer Offizier kommt ihm entgegen mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Als wolle er dieser Aufforderung entsprechen, knüpft der Preuße mit dem Franzosen ein Gespräch an, und die dadurch gewonnenen Augenblicke benützen seine Leute, einer nach dem andern aus der Mördergrube zu klettern. Immer mehr dunkle Gestalten sammeln sich hinter dem noch immer verhandelnden Offizier, endlich reißt dem Franzosen die Geduld und er droht schießen zu lassen. Da wendet sich Premierleutnant Michaelis rasch entschlossen und kommandiert laut: „5te Kompanie zurück — Marsch, marsch!"

Eine Salve der überraschten Franzosen kracht hinterher,

aber die Überrumpelung ist gelungen, nur wenige Landwehrleute fallen unter den nachgesandten Kugeln. Mit 114 Mann erreicht Premierleutnant Michaelis glücklich die Parallele. Das eiserne Kreuz I. Klasse belohnte später den Braven für diesen hervorragenden Beweis von Umsicht und Entschlossenheit.

Das war das Schicksal der 5ten Kompanie auf dem linken Flügel; schlimmer noch erging es der 7ten auf dem rechten.

Auch sie war siegreich gegen den Schützengraben vorgegangen und hatte dort bei weiterem Vorgehen einen Zug zurückgelassen; dann war auch sie an den verhängnisvollen Kalksteingraben gekommen, und Hauptmann H. mit seinen Offizieren waren mit dem Sprung in denselben vorangegangen. Nun steckten sie, nur durch den in der Mitte befindlichen Kehltambour von der 6ten Kompanie getrennt und doch ohne von jener etwas zu wissen, in derselben bösen Falle. Aber ihre Lage wurde noch verschlimmert dadurch, daß ein französisches Linienbataillon den Zug im Schützengraben vollständig überraschte, und nach kurzer Gegenwehr die steilen Hänge zur Savoureuse hinabwarf, dann aber den Teil des Grabens, in dem sich die 7te Kompanie befand, umstellte. An Hauptmann H. erging die Aufforderung, sich zu ergeben, widrigenfalls er mit seiner Abteilung niedergemacht werden würde.

Ein Ausweg war nirgends ersichtlich, einen Versuch, den Feldwebel von Kulik, schon beim Hineinspringen in den Graben im Gesicht verwundend und stark blutend, machte, sich aus dem Graben herausheben zu lassen und Hilfe herbeizuholen, bezahlte der Brave alsbald mit seinem Leben: so gab sich Hauptmann H. nach kurzer Beratung mit seinen Offizieren gefangen. Ihr Tod war sonst unvermeidlich.

Nun weiß ich wohl, daß viele meiner Leser hier entrüstet ausrufen werden: „das durfte er nicht, ein deutscher unverwundeter Offizier darf sich nicht gefangen geben!“ Wer so urteilt, ist nie in ähnlicher Lage gewesen und soll vorsichtig sein in seinem Urteil, ehe er den Stein zum Werfen aufhebt. Ich selbst befand mich vor Salins in ähnlicher Lage, ich habe offen erzählt, wie

mir mit dem Gedanken an die Verantwortlichkeit für das Leben meiner Untergebenen sehr wohl auch die Erwägung, ob ich mich der Übermacht ergeben solle, gekommen ist und wie mich nur ein glücklicher Zufall, oder vielmehr die rasche Entschlossenheit meines Flügelmannes, aus diesem Dilemma gerissen hat. Ich bin also nicht in der Lage auf den unglücklichen Führer der 7ten Kompanie vom Bataillon Schneidemühl einen Stein zu werfen, und viele Kameraden werden es mit mir nicht sein. Wer's kann, der thu es. Wie schwer aber das spätere Los dieser armen hier gefangen Genommenen war, das muß ich als charakteristisch einerseits für den Geist unseres Heeres, andererseits für die Verhältnisse in Belfort hier gleich einschalten.

Am 6. Februar richtete der gefangene Hauptmann H. an den Kommandanten Denfert die Bitte, ihm und seinen Mitgefangenen ein Quartier anzuweisen, wo sie vor den einfallenden Bomben gesichert seien, oder sie an General von Treskow auszuliefern. So müßten sie jeden Augenblick befürchten, massakriert zu werden. Der Kommandant antwortet: Der Bundespräsident der Schweiz habe General von Treskow gebeten, daß die Weiber, Kinder und Greise die Festung verlassen und nach der Schweiz übergehen dürften. General von Treskow habe darauf nicht einmal geantwortet, und nun seien Weiber, Greise und Kinder in derselben Lage, wie die gefangenen Preußen. Doch wolle er noch jetzt die Auslieferung der Gefangenen zulassen, wenn der deutsche Befehlshaber gleichzeitig die Auswanderung jener Wehrlosen aus der Festung gestatte. Und in diesem Sinne schreibt Hauptmann H. nun an General von Treskow. Hier ist die Antwort desselben im Wortlaut:

„Ew. Hochwohlgeboren erwidere ich auf das durch den Kommandanten von Befort abschriftlich mir übersandte Schreiben, daß ich dem darin ausgesprochenen Gesuche keine Folge geben kann.

Es lag in Ihrer Macht, sich gefangen nehmen zu lassen oder nicht. Wählten Sie das Erstere, so müssen Sie auch die Folgen davon tragen.

Sie wollen dies den übrigen gefangenen Offizieren mitteilen.

Der Kommandeur des Belagerungs-Korps
gez.: von Treskow,
General-Leutnant."

Es weht spartanischer Geist aus diesen Zeilen. Ein preußischer General konnte nicht anders sprechen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir auf das Feld von Basses Perches zurück, um zu erfahren, welches Schicksal die beiden in der Front angreifenden Kompanien der Schneidemühler Landwehr hatten. Wütendes Feuer von den Wällen des Forts empfing die den stark beschneiten Anhang Hinaufkletternden, dennoch ging die 8te Kompanie in guter Ordnung bis auf 50 m an den Graben vor der Front heran. Hier aber war Hauptmann von Mannstein bei der hochgradigen Erschöpfung seiner Leute und den empfindlichen Verlusten durch das Feuer des Gegners gezwungen, die beiden Kompanien sich auf den Boden niederwerfen zu lassen, um so den Gang des Gefechtes auf den Flügeln zu verfolgen und einen späteren günstigen Moment zum Vordringen zu benutzen. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten die Liegenden auf den Lärm des Feuergefechts, um daraus ihre Schlüsse auf das Gelingen oder Mißlingen des Unternehmens zu ziehen. Schon war eine Stunde vergangen, und noch immer machte sich kein Erfolg vorn bemerkbar. Auch keine Meldung kam von dort — wir wissen ja, weshalb nicht. Hauptmann von Mannstein verzweifelte an dem Erfolg, er schickte mehrfach Boten rückwärts, um Verstärkungen zu erbitten. Oberst von Zglinicki gab auch den Befehl, je zwei von den Arbeiterkompanien auf dem rechten und linken Flügel zur Unterstützung vorzuschicken, aber das Feuer des Feindes aus Geschützen und Gewehren machte die Ausführung zur Unmöglichkeit. Dann schickte Hauptmann von Mannstein, durch einen Unteroffizier der Reserve-Kompanie Marienburg den Befehl, der 7ten Kompanie zu Hilfe zu eilen — auch das vereitelte das Artilleriefeuer des Forts. Es war für Menschen unmöglich, da heran zu kommen.

Nun springt der Hauptmann mit verzweifeltem Entschluß vom Boden auf, um mit dem Reste seiner Mannschaft selber an den Flügeln vorzugehen und zu sehen, wo seine beiden andern Kompanien sind und bleiben. Umsonst! Sobald seine Leute seinem Beispiele folgen, wird das Feuer des Forts geradezu vernichtend.

Es bleibt nur übrig auszuharren und abzuwarten. Die Seiten-Kompanien mußten doch endlich von sich hören lassen. „Also wieder niederwerfen, Leute!" kommandierte der Hauptmann.

Plötzlich ein greller Lichtschein, der das Terrain weithin taghell erleuchtet. Die Franzosen werfen Leuchtkugeln, das fehlte noch!

Und wiederum vergeht so eine Stunde im Hangen und Bangen und noch eine — die Minuten werden zu kleinen Ewigkeiten. Da endlich rückt eine Kolonne um die rechte Flügelbastion des Werkes heran. Sind es die Kameraden? Siegreich oder geschlagen, wenn sie nur wieder da sind. Bittere Täuschung! Franzosen sind es, die nun ihr Feuer aus nächster Nähe auf die Liegenden eröffnen. Diesem Angriff sind die Steifgefrorenen und stark Geschwächten nicht mehr gewachsen, sie gleiten rückwärts den Abhang hinunter in die Nacht.

Es war 10½ Uhr, als Hauptmann von Mannstein die Trümmer seines Bataillons in die Parallele zurückführte — der Sturm war vollständig mißlungen. Das zusammengeschmolzene Häuflein wurde auf Danjoutin zurückgenommen.

Gleich erfolglos, wenn auch minder verhängnisvoll war der Vorstoß gegen Hautes Perches. Auch hier giengen drei Kolonnen des 67ten Regiments unter dem Oberbefehl des Majors von Laue vor.

Als die rechte Flügelkolonne, bei welcher der Major selber sich befand, bis auf 250m ca. an die Schanze herangekommen war, alarmierten die feindlichen Außenposten durch ihre Schüsse das Fort. Nun gingen die Unsrigen zwar rasch drauf los, aber sie stellten den Vormarsch bald ein, denn abgehauene und zugespitzte Baumstümpfe, Wolfsgruben und Drahtnetze machten das

Terrain unwegsam. Pioniere müssen erst Bahn schaffen und mitten in diesem Höllenpfuhl steckend empfängt die Kolonne Schnellfeuer vom Feinde. Nur der Schützenzug dringt durch die Hindernisse hindurch und wirft sich in einen Graben, den Rest nimmt Major von Laue, da die Überraschung des Werkes mißlungen, in den dahinter befindlichen Wald zurück. Etwas weiter kommt die linke Flügelkolonne. Premierleutnant von dem Brinken wirft sich mit dem Bajonett auf die Kehle des Werkes. Aber Drahtgeflechte nnd mörderisches Schnellfeuer hindert auch hier ein erfolgreiches Draufgehen, die Kompanie muß sich niederwerfen. Indem er den Befehl dazu erteilt, fällt der tapfere Führer der Schar, und gleichzeitig sinkt der 2te Kompanieoffizier, Leutnant Pfannkuch, blutend zu Boden. Er starb einige Tage später an seinen Wunden in der Gefangenschaft. Ohne ihre Toten und Verwundeten mitnehmen zu können, muß die Kompanie zurück. Nicht besser geht es der Mittelkolonne — der Sturm ist auch hier vollständig abgeschlagen.

Unsere Verluste beim Sturme betrugen im ganzen: 3 Offiziere, 91 Mann tot, 3 Offiziere, 139 Mann verwundet und 3 Offiziere 193 Mann vermißt.

Am 27. Januar, während eines zweistündigen Waffenstillstandes sammelte und begrub man beiderseitig die Opfer des vorzeitigen Sturmes. Die Deutschen liegen am Fuße der Basses Perches und in dem Steinbruche hinter der Hautes Perches in zwei großen Gräbern vereinigt.

In der Nacht hielt General von Treskow mit den Spitzen seines Stabes und den Führern der Sturmkolonnen Kriegsrat. Man sah von einer Wiederholung des Angriffs wohlweislich ab, auch die Arbeiten vorwärts der Parallele ruhten für diese Nacht. Erst gegen 2 Uhr setzten die Brummstimmen unserer Batterien gegen die Perches wieder ein.

Man darf vielleicht behaupten, daß dieser mißglückte Sturm uns den endgültigen Besitz von Belfort gekostet hat. Wenigstens erscheint dieser Schluß nicht allzu kühn, wenn man das Folgende erwägt.

In der Nacht zum 27. Januar ging ein Telegramm des großen Hauptquartiers ein, daß es politisch wünschenswert sei, bald in den Besitz von Belfort zu gelangen. Von den Bedingungen von Sedan könne eventuell Abstand genommen und äußersten Falles sogar freier Abzug mit allen Ehren bewilligt werden.

Ja, auf solchen Bedingungen hätten sich Unterhandlungen einleiten lassen, wenn man nicht eben mit blutigem Kopfe heimgekehrt wäre. Aber so war freilich der Zeitpunkt zu Unterhandlungen so ungünstig, wie möglich. Nun mußte schon der förmliche Angriff der Forts seinen Fortgang nehmen und vierzehn Tage mindestens konnten vergehen, ehe Belfort fiel. In der Stadt selbst und in der Umgebung des Kommandanten trug man den Kopf nach dem Erfolge in den Perches bedeutend höher und hoffte mehr als je, dennoch den Entsatz durch Bourbaki abwarten zu können.

Inzwischen verbreiteten sich auch Gerüchte, wie ja ein Mißerfolg sehr leicht Hiobsposten erzeugt, daß von Süden her ein Entsatzheer auf Belfort marschiere. Wirklich meldete Oberst von Zimmermann aus Glainans, seine Patrouillen hätten Ortschaften, die früher unbesetzt waren, vom Feinde okkupiert getroffen. Da mußten denn aufs neue Vorkehrungen und Sicherheitsmaßregeln getroffen werden, die ebenfalls den Belagerungsarbeiten nicht günstig waren, bis sich die Ungenauigkeit und Unrichtigkeit jener Meldungen und Gerüchte nach einigen Tagen herausstellte und die Belagerungsarbeiten mit aller Energie wieder aufgenommen wurden. 4 Bataillone wurden täglich zum Trancheedienste gebraucht, aber einzelne von ihnen, wie Schneidemühl und Loetzen waren nur noch 400 Mann stark und konnten nur noch zwei für eines zählen. So kamen die ereignisvollen Tage heran, an denen erst die Pariser Forts kapituliert hatten und ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen war, der aber für Belfort keine Gültigkeit hatte. Dann traf die Nachricht von dem Übertritt der Bourbakischen Armee in die Schweiz ein. An diesen Tagen brüllten die Angriffsbatterien noch ein=

mal so laut, als wollten sie der unglücklichen Stadt die dringende Versicherung abgeben, daß nun auch ihr Schicksal besiegelt sei. Leider traf von den Geschossen der Batterie 21 eine Granate das hinter der Kehle des Schlosses befindliche Gefängnis an diesem Tage und tötete von den dort befindlichen preußischen Gefangenen 4 Mann, während sie 16 verwundete.

In der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar wurde auch die 2te Parallele eröffnet. Trotz der geringen, kaum 200 m betragenden Entfernung von den feindlichen Werken und ungeachtet des hellen Mondscheines auf der weißen Schneefläche, welcher jede Arbeit deutlich erkennen ließ, störte der Feind die Arbeiten durch Gewehrfeuer gar nicht und durch Geschützfeuer nur wenig. Die fortschreitende Nummer der Batterien hatte sich unsrerseits auf 30 erhöht, wohingegen andere weiter zurückliegende nun aufgehoben wurden.

Der Dienst in den Trancheen wurde immer anstrengender, ja geradezu aufreibend für die Truppen. Es war Tauwetter mit Regengüssen eingetreten. Infolge dessen schmolzen die Schneemassen schnell, während der gefrorene Boden nur langsam nachthaute. So sammelte sich in den versumpfenden Laufgräben viel Wasser, ja die erste Parallele stand bald teilweise bis an den Rand voll davon. Der Gesundheitszustand der Soldaten wurde schlechter und schlechter, rote Ruhr mit typhösem Charakter trat immer heftiger auf und manche Bataillone erschienen zum Dienste nur noch von Vize-Feldwebeln geführt, in der Stärke von 300—500 Mann. Von 8 hierzu verfügbaren Bataillonen zogen täglich 4 auf Wache, die dienstfreien lagen zu 30—40 Mann in einer Stube, vielfach ohne Raum zum Kochen, zusammengepfercht oder befanden sich auf dem Marsche zur Ablösung, auf dem Heimwege von Posten in den ungangbaren Laufgräben. Und dabei zu wissen: „alle anderen haben Ruhe und Waffenstillstand und nur ihr allein müßt euch hier plagen“ — es war eine bitterböse Zeit und es erforderte die ganze Energie der Führer, die größte Willigkeit der Mannschaften, nicht am Ende doch noch zu verzagen.

In einem Tagesbefehle vom 3. Februar wurde an die ganze Hingebung der Offiziere und volle Ausdauer der Mannschaft appelliert:

„Nach der Kapitulation von Paris und der Vernichtung der feindlichen Armeen im Felde ist der Krieg in Frankreich als beendet anzusehen und der Friede in Aussicht.

Hier allein dauert der Kampf weiter und aller Augen sind hierher gerichtet. Ebenso wie der Belagerte alle seine Kräfte zusammennimmt, um den Widerstand bis zum Friedensschlusse fortzusetzen, so gilt es auch für uns, trotz aller Strapazen unsere Anstrengungen zu verdoppeln, um die Festung noch vor dem Frieden in unsern Besitz zu bringen. Hierzu ist es aber vor allem nötig, daß die Tranchee-Arbeiten möglichst rasch gefördert und daß die Bataillone zu diesem Zweck so stark wie möglich zu dem Trancheedienst erscheinen; denn je mehr Kräfte desto schneller der Erfolg.

Sowie ich mich bemühen werde, dem Verdienste des Einzelnen Allerhöchsten Ortes Anerkennung zu verschaffen, so werde ich auch darauf Bedacht nehmen, denjenigen Bataillonen, welche in größerer Zahl, also auch wirksam zu den Erfolgen beigetragen haben, auch zuerst die Annehmlichkeiten des Friedens zu gewähren."

Dazu nehme man den Befehl, der an diesen Tagen an den Ingenieur-Stabsoffizier du jour erging, dem Kommandeur des Belagerungskorps „jeden Morgen diejenigen Personen aller Waffen namhaft zu machen, welche beim Vortreiben der Approchen und dem sonstigen Dienst in den Parallelen in unmittelbarer Nähe vom Feinde durch ihr Verhalten von besonderem Nutzen gewesen wären, um dieselben Seiner Majestät zu Gnadenbeweisen zu empfehlen."

Wenn man diese beiden Befehle des Generals von Treskow liest, so wird der, der den Geist unserer Armee kennt, sich sagen müssen, daß hier die größte Not herrschen, der Gipfelpunkt der Leistungsfähigkeit erreicht, ja überschritten sein mußte, um einen dergleichen Appell an den Ehrgeiz des Einzelnen, wie der Truppen-

teile zu zeitigen. Diese beiden Schriftstücke predigen dem Kundigen lauter, als seitenlange Schilderungen, was unsere Landwehr vor Belfort gelitten und geleistet hat.

Ein Glück war es, daß in diesen Tagen große Sendungen von Liebesgaben aus der Heimat, namentlich wollene Sachen, anlangten, ein größeres noch, daß die Sonne des Erfolges endlich einmal wieder unseren Braven schien. Das hebt und stärkt doch am meisten, wenn die Sache vorwärts geht.

Am 8. Februar lag das Bataillon Hirschberg als Tranchee-wache in den Laufgräben, während rechts und links davon Bataillon Öls und eine Pionier-Kompanie arbeiteten. Leutnant Klos, dem die vollständige Unthätigkeit von Hautes Perches auffiel, rekognoszierte gegen das Fort, fand aber keine Spur von Leben, dieselbe Wahrnehmung machten andere und so beschloß Hauptmann Roese mit einigen Leuten seiner Kompanie, der Sache auf den Grund zu gehen.

Um 1 Uhr mittags kommen sie ungehindert bis an den Graben des Werkes und erklimmen die Brustwehr — neugierig lugen sie in das Innere des Werkes. Eine furchtbare Verwüstung und Unordnung starrt ihnen entgegen, aber von Leben keine Spur. Doch — dort in einer Ecke sitzen gemütlich um ein Kochfeuer 1 Offizier und 20 Mann Franzosen und fahren nicht schlecht empor, als ein Schuß über ihrem Haupte kracht. Die Hälfte läuft davon, die andere ergibt sich. Das Fort ist verlassen — ungehindert können die Unsrigen davon Besitz nehmen.

Fast ebenso geht es mit Basses Perches. Auch hier dringen gegen 2 Uhr Hauptmann Pflaume vom Ingenieur-Stab und Major Brinkmann vom Bataillon Hirschberg in das Werk und besetzen das nur schwach besetzte nach kurzer Gegenwehr des weichenden Feindes.

Das war ein bedeutender Erfolg, der erste greifbare eigentlich, welcher dem Angriffe nicht nur 4—5 Tage gewann, die der Ingenieur sonst noch gebraucht hätte, sondern auch dem Soldaten Genugthuung bot für die hier vor 14 Tagen erlittene Schlappe. Nun hatte die Artillerie sie doch ausgeräuchert, und

nun brach sich die Gewißheit auch bei dem gemeinen Mann Bahn, daß Belfort, so bissig es sich auch wehrte, sich doch, und das bald, uns ergeben müsse. Nun noch einmal zugefaßt, Kamerad, nun muß er doch heran, der Schelm von Franzos!

XIV.

Waffenstillstand. — Kapitulation der Festung.

Nun donnerten die Kanonen der Deutschen von den Perches aus und sandten ihre stürmischen Aufforderungen in die Stadt und namentlich gegen das Schloß, sich zu ergeben. Aber trotzig und hartnäckig wie eine spröde Schöne wies die Festung alle Bewerbungen um ihren Besitz zurück. Zwar ihr aktiver Widerstand war im Erlahmen, aber ihr passiver dauerte fort. Und ihr Freier hatte es doch so eilig; sein eigenes Verlangen nach endlicher Belohnung aller seiner Mühen wurde noch erhöht durch die drängenden Aufforderungen die von Versailles kamen. So war am Nachmittage des 12. Februar von Graf Moltke folgendes Telegramm eingelaufen:

„Wenn Kommandant von Belfort Übergabe der Festung unter Bedingung des freien Abzugs der Garnison mit kriegerischen Ehren, sowie der Mitnahme der Archive des Platzes anbietet, so autorisieren Seine Majestät Sie, darauf einzugehen. General von Manteuffel ist vorläufig benachrichtigt, eine Etappenlinie für die französische Garnison vorzubereiten.“

Darauf erwiderte General von Treskow:

„Spätestens den 14. früh, vielleicht schon morgen werde ich 60 Geschütze von den Perches aus ins Feuer bringen und in der Nacht zum 14. wollte ich mit der Sappe gegen das Schloß vorgehen. Habe ich nicht noch 48 Stunden Zeit, damit ich dem Kommandanten die Bedingungen stellen kann?“

Wie stand es denn mit Oberst Denfert in Belfort? Wußte

er von allem, was inzwischen in Frankreich vorgegangen, nichts oder wollte er nichts davon wissen? Jawohl wußte er davon, aber als braver Soldat wollte er nichts wissen und harrte auf seinem Posten aus, bis der Tod oder der strikte Befehl seiner Oberen ihn ablöste. Wir können dem Verhalten des tapferen Kommandanten, namentlich in dieser letzten Periode der Belagerung unsere Anerkennung nicht versagen.

Schon Anfang Februar drang das Gerücht der Kapitulation von Paris in die Festung. Die deutschen Vorposten hatten es dem französischen zugerufen, auch daß Bourbakis ganzes Heer vernichtet und in die Schweiz übergetreten sei. Ah bah! wer wird so etwas glauben! Das sind deutsche Lügen.

Dann aber kamen Bauern aus der Haute=Saone in die Festung, die wollten ihre Söhne frei haben, es sei ja doch nun alles vorbei und Waffenstillstand schon geschlossen, also müsse Etienne und Gaston nun auch endlich nach Hause zurückkehren können. Man hörte ihre übereinstimmenden Aussagen halb staunend, halb unwillig an — sollte es dennoch wahr sein? Unglaublich! Warum sollte denn Belfort vom Waffenstillstand ausgeschlossen sein? Nein, nein, es sind deutsche Listen, uns zu fangen. Glaubt es nicht.

Zum dritten kehrten zwei Frauen in die Festung zurück, die hatten Belfort verlassen wollen, waren aber von den Deutschen zurückgewiesen und brachten nun deutsche und französische Zeitungen mit, in denen alles schwarz auf weiß zu lesen war. Also doch!

Oberst Denfert entschloß sich nun nach reiflicher Überlegung, einen Offizier in die Schweiz zu entsenden, um sich über die Vorgänge in Frankreich zu orientieren. Das wurde ihm gern gestattet und Capitaine Châtel richtete dann aus Basel an die französische Regierung ein Telegramm, worin er uns einen tiefen Einblick in die Verhältnisse des Belagerten thun läßt. Das Schriftstück ist interessant genug, um hier mitgetheilt zu werden. Es lautet:

Basel, 6. Februar 1871 4 Uhr abends.
Für den Kriegsminister.

Da das Gerücht der Kapitulation von Paris und des an verschiedenen Punkten des französischen Gebietes abgeschlossenen Waffenstillstandes bis nach Belfort hinein gedrungen ist, so hat mich der Gouverneur nach Basel abgesandt, um über die Situation Erkundigungen einzuziehen und um Ihre Befehle nachzusuchen.

Gestern am 5. Februar hatte sich der Feind noch keines unserer vorgeschobenen Forts bemächtigt. Aber seit dem 26. Januar, an welchem Tage er einen fruchtlosen Sturm gegen die Perches versuchte, hat er in sehr thätiger Weise Annäherungsarbeiten gegen diese Werke vorgetrieben, von denen er am 5. Februar ungefähr 80 Meter entfernt war. Ein neuer Angriff ist nahe bevorstehend, falls er nicht bereits vergangene Nacht stattgefunden hat. Der Gouverneur wird ihn aushalten, aber er rechnet nicht darauf ihn zurückschlagen zu können. Man muß demnach annehmen, daß der Feind von einem zum andern Tage in den Besitz der Perches gelangen wird, daß er so das Schloß beherrschen und daß er die Forts des Barres und von Bellevue im Rücken angreifen wird.

Das Schießen des Feindes ist bedeutend, sowohl durch die Anzahl, wie durch die Natur und die Dimensionen der geschleuderten Geschosse. Der Platz kann nur schwach und nur in wenig nachdrücklicher Weise mit 16pfündigen Vollkugeln und Bomben darauf antworten, indem er sich die gezogenen 12- und 24pfündigen Granaten, die ihm übrig bleiben (im ganzen etwa 10,000) für die Tage des Angriffs vorbehalten muß.

Die Forts Château, Justice, Miotte und Barres, namentlich die ersteren, haben gelitten, indessen hat noch keines eine Bresche. Die Böschungen und Gegenböschungen werden schnell ausgebessert, ausgenommen bei des Barres, wo eine Böschungsmauer zusammengestürzt ist. Belfort kann mithin noch Widerstand leisten, denn es ist noch mit Patronen und Lebensmitteln versehen.

Der Ober-Kommandant ist entschlossen, seine Pflicht bis

zum Ende zu vollziehen, doch kann er die Länge des Widerstandes, dessen der Platz fähig ist, besonders angesichts der durch die letzten Ereignisse auf die Garnison und die Bevölkerung gemachten Eindrücke nicht bestimmen. Wenn die Regierung in der jetzigen Lage findet, neue Opfer wären unnütz, und daß es am Platze sei, die Festung zu übergeben, so würde der Gouverneur wünschen, die Regierung möge selbst die Bedingungen dieser Übergabe verhandeln. Sorge dafür tragend, daß angesichts der von der Festung noch besessenen Widerstandsfähigkeit, die Papiere und die Archive, besonders die vom Genie fortgebracht werden könnten und der Garnison gestattet würde, sich mit Waffen und Bagagen auf den nächsten von den Franzosen besetzten Punkt zu begeben.

Châtel,
Hauptmann vom Generalstab.

Ersehen wir aus diesem Dokumente bereits deutlich die Entmutigung, welcher Garnison und Bevölkerung zu unterliegen drohten, so war der durch die Verhältnisse notwendig gewordene Entschluß des Kommandanten, die Perches preiszugeben, nur geeignet, diese Entmutigung zu verstärken. Aber es war seit Ende Januar kaum noch möglich, Munition und Lebensmittel nach den Perches hineinzubringen, sowie die Bereitung von Speisen in den arg beschossenen Werken und das Heraufbringen von Waffen nur mit Lebensgefahr zu ermöglichen war. Also wurden die Perches am 5. Februar geräumt, diese Räumung jedoch erst, wie wir gesehen haben, am 8. von dem Belagerer bemerkt. Noch am selben Abend schickte Oberst Denfert einen Parlamentär und ließ um Waffenstillstand nachsuchen, bis Kapitän Chatel zurückgekehrt sei. Diese Verhandlungen mußten resultatlos verlaufen, da es die offenbare Absicht des Kommandanten nur war, die Meinung der Einwohner für sich zu gewinnen und die Stimmung der Truppen zu heben, indem er beiden die Notwendigkeit, den Kampf fortzusetzen, vor Augen führte. Auch sonst kam der Kommandant der Civilbevölkerung entgegen; er gestattete, aus den militärischen Magazinen Wein,

Branntwein, Mehl und Zucker an die Bürger abzugeben und benützte das dafür gelöste Geld, seinen Truppen den rückständigen Sold auszuzahlen. Nun aber gab's Wirtshausspektakel und Skandalszenen in Menge; die unsaubern Elemente der Bevölkerung wie der Garnison fraternisierten in den neu geöffneten Kneipen und drohten offene Meuterei. Da ließ der energische Kommandant alle Wirtshäuser ohne Ausnahme in der Stadt schließen.

Endlich war alles bei dem Belagerer zum letzten Sturm vorbereitet. Bevor man zu diesem schritt, forderte General von Treskow am 13. Februar nochmals förmlich zur Übergabe auf. Während dieser Unterhandlung traf die Antwort des französischen Ministeriums auf die Depesche des Hauptmanns Chatel und zwar durch Vermittlung des Reichskanzlers Grafen Bismarck aus Versailles ein. Sie bestimmte, daß Denfert kapitulieren solle unter der Bedingung, daß die Garnison mit allen Kriegsehren abziehen und die Archive des Platzes mitnehmen dürfe. Auch jetzt noch setzte Oberst Denfert den Starrkopf auf und behauptete, eine ihm durch die deutsche Telegraphie zugegangene Depesche genüge ihm nicht. Um ihm eine französische über Basel zu ermöglichen, wurde ihm ein 12stündiger Waffenstillstand bewilligt.

Das Feuer schwieg auf beiden Seiten am Abende des 13. Februar, nachdem die Belagerung 112 Tage gedauert hatte. 51 deutsche Geschütze hatten noch am letzten Tage gegen Belfort gedonnert. Auf den Perches Höhen standen 40 schwere gezogene Geschütze bereit, der widerspenstigen Festung den letzten Machtspruch zu sprechen, vor dem sie sich beugen oder untergehen mußte. Oberst von Scheliha, der Kommandeur der Belagerungs-Artillerie hatte angesichts dieser Feuerschlünde ein wohlbegründetes Recht, die kriegerische Thätigkeit der Artillerie vor Belfort damit zu beschließen, daß er in einer Ansprache rühmend auf den frischen Geist, die rücksichtslose Thätigkeit und die vertrauensvolle Hingabe hinwies, welche preußische, bayerische, württembergische und badische Belagerungs-Artillerie vom ersten bis zum letzten Augenblicke hier bewiesen habe.

Am Abende des 15. Februar begannen dann die eigentlichen Kapitulationsverhandlungen, und nachdem die Herren Franzosen sich anstandshalber noch ein wenig gesperrt und geziert hatten, wurde die Übergabe am 16. Februar 4 Uhr nachmittag mit den mehrfach angeführten Bedingungen freien Abzuges mit kriegerischen Ehren u. s. w. abgeschlossen.

Am 17. und 18. zogen die Franzosen in Stärke von ca. 12,000 Mann, abteilungsweise je 2000 Mann, in voller Ordnung aus der Festung, um sich nach dem Süden zu begeben. Mit der letzten Kolonne kam Oberst Denfert aus der Festung heraus.

Über 1100 Kranke blieben in den Lazaretten zurück, 32 Offiziere, 4713 Mann betrug der Verlust des Feindes während der Belagerung, während die Deutschen rund 2100 Mann dabei verloren hatten. 250 brauchbare Geschütze kamen in unsere Hände.

Am 18. Februar um 2 Uhr fand der feierliche Einzug durch die Porte du Vallon statt. Alle Truppen waren durch Deputationen vertreten.

Man kann sich denken, mit welcher Neugier sich unsere Soldaten in dem endlich eroberten Platze umsahen. Es sah wüst und unfreundlich genug in demselben aus.

Waren auch nicht, wie in Straßburg, einzelne Stadtteile gänzlich zertrümmert und niedergebrannt, so war dafür die Zerstörung hier eine viel allgemeinere. „In den Straßen lagen Trümmer und Schutt fußhoch. Ein Verkehr mit Wagen war kaum mehr möglich. Kein einziges Gebäude war unbeschädigt geblieben, die Dächer sämtlich durchlöchert, in den Mauern klaffende Öffnungen. Besonders der südliche Teil der Stadt, die Vorstädte Montbéliard und Fourneau hatten bedeutend gelitten; letztere waren beinahe niedergelegt. Weniger mitgenommen waren die Stadtteile de France, des Ancêtres und de Brisai. Von den Baracken im verschanzten Lager waren sowohl von den über der Erde befindlichen, als auch von den in die Erde eingebauten mehrere beschädigt und zerstört worden. Die Zahl der durch Feuersbrunst zerstörten Gebäude der Stadt und Vorstadt belief

sich auf 34, während in den umliegenden Dörfern 164 Häuser durch das Feuer der Festung in Brand geschossen waren."

Also erzählt ein Augenzeuge, der die Stadt unmittelbar nach der Kapitulation gesehen hat. Mit welchen Gefühlen und Gesichtern die Einwohner, nachdem sie solange alle Leiden der Belagerung und des Bombardements ertragen, nun doch noch die verhaßten Feinde in ihre Stadt einziehen sahen, das läßt sich denken.

Aber das durfte die Deutschen nicht kümmern. Erst hielten sie auf einem freien Platze unterhalb Miotte im verschanzten Lager, von wo man einen herrlichen Überblick über die ganze Festung und auf die Vogesen bis zu den Alpen hatte, Feldgottesdienst. Darauf brachte Generalleutnant von Treskow ein Hoch auf seine Majestät den Kaiser und die verbündeten deutschen Fürsten aus, während gleichzeitig auf dem Schlosse, weithin sichtbar, die preußische Flagge aufgehißt und mit 101 Schüssen aus eroberten Geschützen salutiert wurde. Dann erst erfolgte der Einmarsch in die Stadt, auf deren Marktplatz General von Treskow die Parade über die Truppen abnahm.

Schöner und treffender, als General von Treskow in seinem Befehl vom 18. Februar 1871, dem Tage des Einzuges in das eroberte Belfort, die Geschichte der Belagerung zusammenfaßt hat, kann es nach 18 Jahren kein Geschichtsschreiber thun, ein Beweis, daß dieser offizielle Erlaß sich ganz im Gegensatze zu den überschwänglichen Ergüssen selbst eines so ernsthaften Gegners, wie Oberst Denferts, streng sachlich und ohne Übertreibung an den nackten Thatsachen gehalten hat. Um so eindringlicher ist seine Sprache, um so packender seine Wirkung. So sei dieser „Befehl an das Belagerungs-Korps", datiert „Belfort, den 18. Februar 1871", als ein geschichtliches Dokument ersten Ranges und als würdiger Schlußstein meiner schlichten Erzählung hier mitgeteilt.

„Ich sage den Herren Generalen, Offizieren, Mannschaften meinen aufrichtigsten Dank für die Hingebung und Ausdauer, womit sie sich der Lösung der von Sr. Majestät dem Kaiser

uns gestellten Aufgabe hingegeben. Es ist eine schwere Zeit, die wir vor den Mauern Belforts durchlebt, reich an Gefahren, Strapazen und Entbehrungen, aber reich an glücklichen Erfolgen. Eine kleine Schar von 8000 Streitern, die aber durch ihr rasches, braves Drauflosstürmen den Gegnern als ein Korps von 60—80,000 Mann erschienen, eroberte im schnellen Lauf den Ober-Elsaß, verjagte einen vielfach stärkeren Feind, und 17,000 französische Soldaten ließen sich von uns in das stolze Belfort einschließen. Wochen hindurch habt Ihr Euch wehrlos beschießen lassen und trotz seines mörderischen Artillerie-Feuers hieltet Ihr seine überlegene Infanterie überall zurück, wenn er sich wieder einen Ausweg bahnen wollte, Monate hindurch habt Ihr nicht nur den Feind in Belfort festgehalten, sondern auch dem kaum einen Tagemarsch von uns entfernten Gegner jenseits des Doubs so imponiert, daß er sich nicht getraut, es zum entscheidenden Kampf kommen zu lassen, und als später der Feind in großen Massen sich zusammenzog, da habt Ihr mit kleinen Abteilungen tollkühn angegriffen, ihn so in Respekt gehalten, daß er bis zum Eintreffen unseres Armeekorps es nicht wagte, sich uns zu nahen. Euer Fleiß, Eure Bemühungen richteten die Positionen ein, wo unter Sr. Excellenz General von Werder Ihr auch teilweise mitschlugt, während die andern den Belagerten zwangen, in der Festung zu bleiben. Treu habt Ihr in jenen Tagen meinem Befehl: „Keiner verläßt seinen Posten, es mag kommen, wie es wolle!“ folgend, in dem Augenblicke ausgehalten, wo der Feind unmittelbar in unserem Rücken sich mit den übrigen Truppen des Korps schlug.

In täglichen Gefechten habt Ihr Euch als brave Soldaten bewährt, Ihr habt ihm Schritt für Schritt das Terrain abgerungen vor dieser uneinnehmbaren Festung. Ihr habt hierbei nicht Stunden, sondern Tage lang den Kampf mit einem überlegenen Feinde ausgehalten, Ihr habt den Ruhm, nicht nur Belfort erobert, sondern auch schon den wieder, es siegreich gegen die Franzosen verteidigt zu haben. Mit einer seltenen Hingebung habt Ihr die Parallelen und Batterien erbaut, in ihnen

ausgehalten, wenn nicht nur der Feind, sondern auch die Elemente gegen Euch kämpften, und nur der, der Euch dort — wie ich — fechtend, aushaltend arbeiten gesehen hat, vermag es zu ermessen, was Ihr geleistet; an Euren Kämpfen werden dereinst junge Soldaten den Krieg studieren, sie werden bewundern, was Ihr gethan.

Und wenn sich nun so an uns der Spruch bewährt: „Der Mutige besiegt die Welt", so wollen wir darüber doch nicht vergessen, wie Gott uns unaussprechlich gnädig gewesen, wie Er uns so oft in großen Gefahren geschützt, unsere Gegner häufig geblendet, unserem vielfach verwegenen Handeln einen besonderen Erfolg geschenkt hat. Wir haben den schönsten Lohn für den Soldaten, die Zufriedenheit unseres Kriegsherrn uns erworben, — wir haben das stolze Bewußtsein, durch unsere Thaten dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet zu haben, wir, die wir uns hier aus allen den verschiedenen deutschen Gauen zusammengefundeu, haben das Glück gehabt, seit Jahrhunderten einmal wieder im Kriegslager das Bild treuer deutscher Einigkeit zu geben. Denen, die aus meinem Befehl scheiden, sage ich ein herzliches Lebewohl, wünsche uns allen, daß im Vaterlande Friede werde; wenn aber der Allmächtige anders beschlossen, Er uns auch mit seinem Segen ferner nahe bleiben, Se. Majestät der Kaiser beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten uns auf einen gleich gefahr- und ehrenvollen Posten stellen möge.

Der Kommandeur des Belagerungs-Korps vor Belfort
gez.: von Treskow.

Am 20. Februar teilte General von Werder nachstehendes Telegramm des Kaisers an den Generalleutnant von Treskow mit:

„In Anerkennung Ihrer Umsicht bei der Belagerung von Belfort und dessen Einnahme durch Kapitulation verleihe ich Ihnen den Orden pour le mérite, worin die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen zügleich eine vorläufige Anerkennung ihrer bewiesenen Tapferkeit und ausgezeichneten Ausdauer erkennen mögen. gez. Wilhelm."

Daran reihte sich der Tagesbefehl des kommandierenden Generals des XIV. Armeekorps:

„Soldaten! Die Thore Belforts haben sich Euch geöffnet, die Festung ist in unsern Händen. Gut bewehrt, brav verteidigt, hat die Bezwingung dieses Platzes außergewöhnlich große Anstrengung gekostet. Aber trotz des schwierigsten Terrains, trotz Ungunst der Jahreszeit hat das Belagerungskorps in Abwehr und Angriff wacker seine Schuldigkeit gethan. Jüngst noch, wo ein übermächtiger feindlicher Angriff das ganze XIV. Armeekorps vor Belfort vereinigte, habt Ihr an jenen drei denkwürdigen Tagen hervorragenden Anteil genommen. Mit meinen Glückwünschen spreche ich Euch allen gern nochmals meine volle Anerkennung aus, namentlich Euch Wehrleuten, da Ihr hier auf fremdem Boden für des Vaterlandes Schutz so mutig gekämpft und durch treueste Pflichterfüllung den Ruhm des deutschen Heeres so reichlich mehren halfet.

gez.: von Werder."

Die Belagerungsarmee teilte sich nun und blieb teils als Besatzung der Festung zurück, teils schloß sie sich der I. Reserve-Division nördlich von Besançon an. Als am 27. Februar die Friedenspräliminarien abgeschlossen waren, begann auch für sie der Heimmarsch. Mit welchem Jubel die „Belforter", als die ersten zurückkehrenden Truppen vom Werderschen Korps, überall seitens der Bevölkerung in Deutschland empfangen wurden, namentlich in Süddeutschland, wo man der Gefahr der Invasion am nächsten gewesen war, das lebt noch lebhaft in der Erinnerung aller, die dabei gewesen sind.

Die Feste Belfort wurde bekanntlich unserem Gegner, nachdem sie ihm so schwer und mit so blutigen Opfern entrissen worden ist, im Frieden wieder zurückgegeben. So liefert Belfort einen sprechenden Beweis für die Mäßigung der deutschen Politik. Nach wie vor bleibt die Trouée von Belfort ein starkes Ausfallsthor unseres Feindes, als welchen wir Frankreich leider immer noch, ja heute erst recht, zu betrachten haben. Mit Energie und Geschick den neuen Anforderungen des Festungs-

baues gemäß umgestaltet, ist Belfort als Festung heute stärker als je, und war das alte von 1870/71 schon schwer zu nehmen, so möchte das heutige fast uneinnehmbar sein. Möge die Nachgiebigkeit gegen die Besiegten, die Großmut, die wir bei der Herausgabe von Belfort bewiesen haben, bei einem neuem Kriege mit Frankreich nicht zu unserem Schaden ausschlagen.

Der zweite Gedanke aber, mit dem wir die Vogesenfestung verlassen, ist eine Huldigung für unsere Landwehr, die hier fast Unmenschliches in der Ertragung von Strapazen geleistet hat. Die Alten mit dem Kreuz haben namentlich hier bewiesen, daß die Landwehr ein würdiges Glied der großen Institution unseres Volksheeres ist, daß sie, auf welchen Platz ihr König sie auch stellt, der aktiven Armee fast Ebenbürtiges zu leisten versteht und auch in Zukunft verstehen wird. Es ist eben, wie es in dem Liede heißt:

„der Geist lebt in uns allen",

und das erhalte unserm deutschen Volke auch in aller Zukunft der liebe Gott! —

Es bleibt uns nur noch übrig, den Tagesbefehl mitzuteilen, mit dem der verdiente und verehrte Führer des XIV. Korps, General von Werder, am 7. März von seinen Truppen Abschied nahm. Er schrieb:

Soldaten des XIV. Korps!

Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs ist das XIV. Armeekorps aufgelöst. Mit dem schönen lohnenden Bewußtsein treu erfüllter Pflicht könnt Ihr zurückblicken auf Eure Teilnahme an diesen gewichtigen, welthistorischen Kämpfen, auf Eure Leistungen, die unter Gottes gnädigem Beistande von reichem Erfolge gekrönt wurden und die Allerhöchsten Anerkennungen fanden;

Zieht nun in die Heimat und arbeitet mit ebensoviel Hingebung an dem friedlichen Ausbau des deutschen Vaterlandes, wie Ihr zur Gründung seiner Größe kriegerisch thätig gewesen seid.

Mein Dank begleitet Euch in Eure Heimat.

Gedenket zuweilen Eures tiefbewegten Führers, wie er Eurer nie vergessen wird.

Gott schütze Euch, wie er das XIV. Korps geschützt hat.

Dôle, den 7. März 1871.

Der kommandierende General des XIV. Armeekorps
von Werder,
General der Infanterie.

Schluß.

Achtzehn Jahre und darüber sind verflogen, seitdem die großen Ereignisse sich abspielten, von denen ein Teil auf den vorliegenden Blättern dem Leser wieder vor die Seele und die Erinnerung gerufen sind.

Achtzehn Jahre erst und doch! Wenn wir zurückschauen. blicken wir auf eine schier endlose Reihe von Gräbern. Die meisten freilich sind ohne prunkende Denkmäler, höchstens nennt ein bescheidenes Kreuz, ein einfacher Leichenstein den Namen des wackeren Kämpfers für Deutschlands Ehre und Größe, für Kaiser und Reich, der darunter begraben liegt. Aber Kameradentreue und Liebe der Angehörigen halten auch an diesen schlichten Kriegergräbern die Wacht und überall im Reiche erheben sich Denkmäler, welche der Nachwelt von den Thaten der Tapferen von 1870/71 sagen „den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den Nachkommenden zur Nacheiferung."

Es ist fast erschrecklich, wie viele Opfer der Tod sich nachträglich und von Jahr zu Jahr in steigender Anzahl aus den anscheinend unversehrt und rüstig zurückkehrenden Kämpfern des großen Jahres geholt hat. Aber nicht nur die schlichten Männer in Reih und Glied streckt er darnieder, auch die Führer, und sie erst recht, mäht der Unerbittliche zu Boden. Wo ist der kaiserliche, erhabene Feldherr von 1870/71, wo sein ritterlicher,

kraftvoller Sohn, wo sein kühner, kraftstrotzender Neffe und wo die ganze Schaar der Paladine, die so dicht und zahlreich den kaiserlichen Herrführer umgaben, Deutschlands Stolz und der Feinde Schrecken? Sie sind fast alle dahingegangen, von wo keine Wiederkehr ist, und nur wenige ruhmgekrönte Häupter, wie der unvergleichliche Moltke, der edle Sachsenkönig nnd sein erlauchter Bruder sind uns noch geblieben.

Auch der ruhmvolle Führer des XIV. Korps, dessen Thaten wir beschrieben haben, General von Werder hat uns verlassen. Auch der Oberbefehlshaber der Südarmee, dessen geniale Feldherrnkunst dem Feinde den Rückzug abzuschneiden und so einen großen Erfolg ohne großes Blutvergießen zu erringen wußte, auch Feldmarschall von Manteuffel ist ins Grab gesunken. Und mit den Beiden viele andere verehrte und hochverdiente Generale, so noch jüngst der allbeliebte Führer der Badenser, General von Degenfeld.

Ist das deutsche Volk, ist vor allem darum die deutsche Armee verwaist und führerlos? Müssen wir mit Sorgen und Zagen in die Zukunft schauen, in der ein neuer, gewaltiger Kampf gegen uns heraufzuziehen scheint?

Nein, dreimal nein!

Die alten Führer sind dahingegangen — ihr Geist aber ist lebendig unter uns geblieben. Neue Kräfte sind unter der Leitung jener ausgebildet, die nun an der Spitze stehen, sie werden nicht minder Vortreffliches in der Stunde der Gefahr leisten, sie werden sich ihrer Lehrmeister würdig erweisen. Das hoffen wir, das wissen wir. Und hinter diesen neuen Führern steht das alte, bewährte, treffliche deutsche Volk, das nie stirbt, sondern sich nur verjüngt, dessen Tapferkeit und Heldenmut, Vaterlandsliebe und Fürstentreue seit 1800 Jahren dieselben geblieben sind.

Und wer steht an der Stelle des greisen Wilhelms? Sein verjüngtes Ebenbild an Kraft und Weisheit, ein junger Hohenzollernkaiser, den der Geist seiner Ahnen erfüllt und beseelt.

Eins aber vor allem: wer lebt über den Sternen? Noch immer der alte Gott, der uns 1870/71 zum Siege geführt hat.

Und da wollte Einer zagen und kleinlaut in die Zukunft schauen? Ein Deutscher gewiß nicht. Die stehen alle Mann für Mann brüderlich und in Eintracht und schauen dem Kommenden, was es auch sei, mit dem alten Schlachtenrufe fest und männlich ins Auge:

Mit Gott für Kaiser und Reich!

Anhang.

Proklamation des Präfekten des Côte d'Or-Departements.*)

Französische Republik.
Präfektur Côte d'Or.

Cirkular.

Meine Herren Sous-Präfekten,
Meine Herren Maires!

Ungeachtet unserer Unglücksfälle und des Eindringens des Feindes in Frankreich, eine Folge derselben, soll uns keine Entmutigung ergreifen, und mehr denn je muß die Hingebung für das Vaterland sich durch Thaten aussprechen.

---

*) Wir teilen zum Schluß diese Proklamation als ein bezeichnendes Dokument für die Thatsache mit, wie der „Krieg aus dem Hinterhalt" von den offiziellen Behörden selbst organisiert wurde, denen damit alle und jede Verantwortlichkeit zufällt, wenn der Charakter des Krieges in diesen Gegenden vielfach ein so erbitterter wurde, und wenn die Bevölkerung derselben ein ungewöhnlich großes Maß von Leiden, an denen dieser erbitterte Charakter die Ursache hatte, traf. Die Übersetzung nach dem Militär-Wochenblatt, Jahrgang 1870.

Ein durch eine jede Sous-Präfektur organisierter Nachrichtendienst wird die Kommunen unter sich verbinden und ihnen die Mittel darbieten, alle Bewegungen des Feindes kennen zu lernen; die Maires werden es sich eifrigst angelegen sein lassen, die bewaffneten und regelmäßig konstituierten Abteilungen, welche einen Auftrag des Generals überbringen, zu empfangen und diesen Aufträgen Folge zu geben; sie werden, wenn es nötig ist, dem Kommandant jeden Fall von Indisziplin oder Gewaltthat zur Anzeige bringen und werden an ihren Sous-Präfekt berichten: aber sie werden auch nichts verabsäumen, um ein gegenseitiges gutes Einvernehmen herbeizuführen; sie werden darüber wachen, daß sich keine Desorganisiation in der Nationalgarde zeigt, und werden sich mit den Kommandanten dahin verständigen, daß dieselbe, bewaffnet oder nicht, regelmäßig funktioniert; sie werden den Widerspenstigen ankündigen, daß sie auf Grund des Kriegszustandes des Departements vor ein Kriegsgericht werden gestellt werden.

Wenn es ihnen an Waffen oder Munition gebricht, sollen sie es mir anzeigen.

In Übereinstimmung mit dem Artikel 77 des Strafgesetzes, welches jeden mit dem Tode bestraft, der dem Feinde Hilfsmittel an Geld, Lebensmitteln oder Munition liefert, werden sie jeden mit Lebensmitteln beladenen Wagen, der für eine vom Feind besetzte Gegend bestimmt ist, mit Beschlag belegen; sie werden die Ladung nach dem Hauptort des Arrondissements abliefern, woselbst sie nach den darüber erlassenen Bestimmungen für Rechnung des Staates verkauft werden wird.

Das Sonderinteresse jeder Ortschaft, wie das Interesse der nationalen Verteidigung macht es erforderlich, daß die Maires es nicht länger mehr dulden, daß einige hundert Feinde durch kleine isolierte Abteilungen die Kommunen besetzen und sie ungestraft brandschatzen (rançonnent).

Die Regierung kann nicht einem jeden Ort augenblicklich kräftige Hilfe leisten; ein jeder von uns muß sich in gewissen

Fällen selbst schützen, und es ist vorzugsweise eine Pflicht der durch ihre Mitbürger gewählten Maires, sich mit diesen hinsichts der Verteidigung ihres Territoriums zu verständigen.

Das Vaterland verlangt von euch nicht, daß ihr euch in Massen ansammelt und euch dem Feinde offen entgegenstellt; es erwartet von euch, daß drei oder vier entschlossene Männer jeden Morgen von ihren Kommunen ausgehen und sich an einem durch die Natur selbst bezeichneten Ort etablieren, von wo aus sie ohne eigene Gefahr auf die Preußen schießen können; vor allem müssen sie auf feindliche Reiter schießen, deren Pferde sie nach dem Hauptort des Arrondissements abzuliefern haben. Ich werde ihnen eine Prämie erteilen und ihre heldenmütige That in allen Departemental-Zeitungen und dem „Journal officiel“ bekannt machen lassen.

Wären diese Maßregeln getroffen worden, so würde der Feind niemals die Stadt Nuits-sous-Beaune, die Dörfer Gevrey, Fleury, das Thal de l'Oze, le Val-Suzon und viele andere Dörfer der Ebene mit seiner Gegenwart befleckt (souillé) haben.

Wenn dieser Schimpf und dieser Schaden dem Departement gleichsam als Leibesstrafe zugefügt worden, so konnte dies nur geschehen, weil es den natürlichen Verteidigern des vom Feinde überfallenen Bodens an Pflichtgefühl gemangelt hat, weil sie nicht den Verstand und den Mut gehabt haben, die als unüberwindlich erachteten Passagen und Positionen zu besetzen.

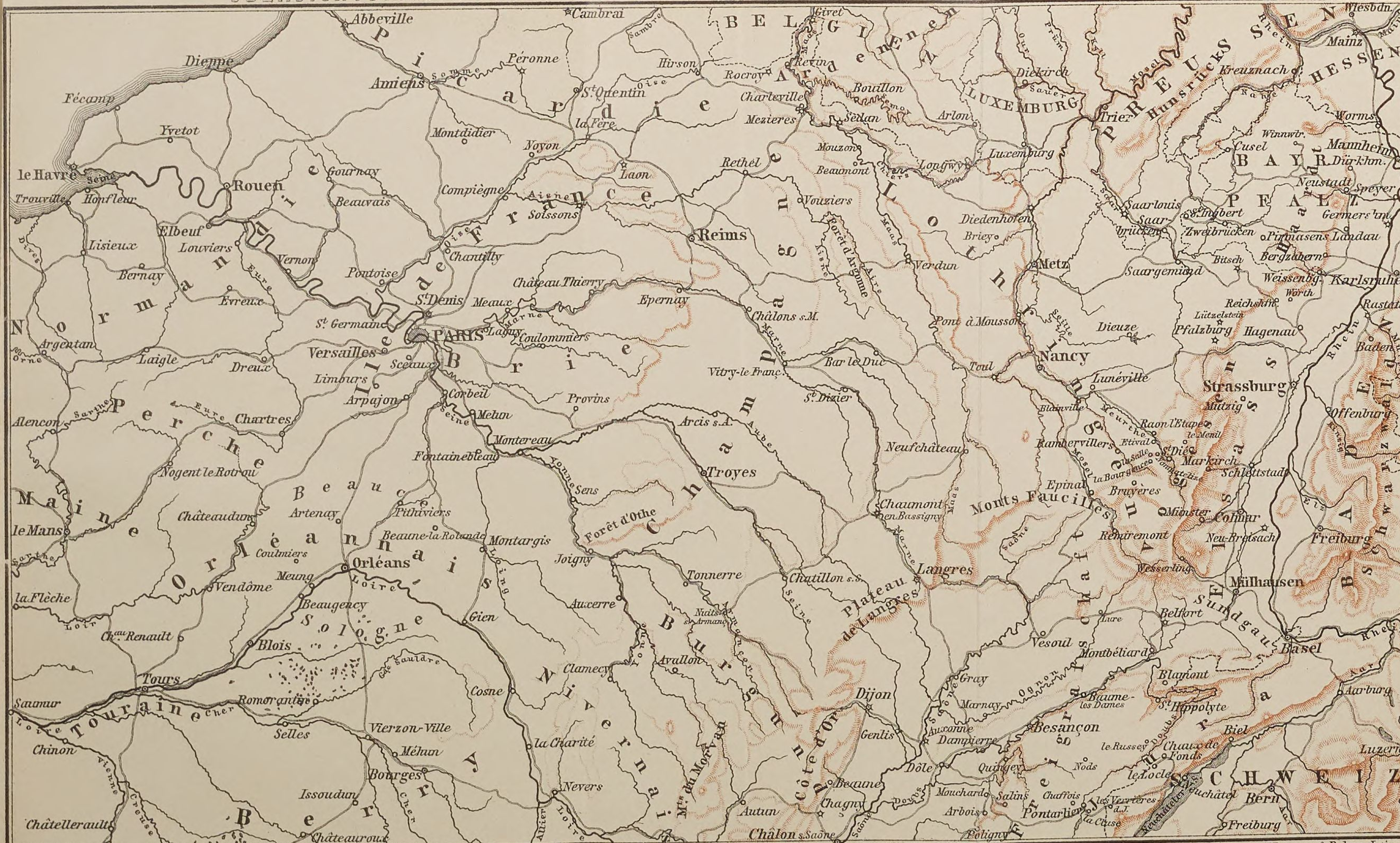
Möge die Freimütigkeit meiner Worte Sie, meine Herren, nicht verletzen, vereinigen Sie sich aber mit mir in dem gemeinsamen Wunsch: die Ehre und das Glück (fortune) Frankreichs zu retten, indem wir das Partikular-Interesse jedes einzelnen von Ihnen in Schutz nehmen. Nachdem unter uns allen die Gemeinsamkeit (solidarité) im Unglück und in der Verteidigung zur Geltung gekommen, werden wir uns bald der Gemeinsam-

keit in der Wiederherstellung alles dessen, was die moralische und materielle Kraft der Nationen ausmacht, zu erfreuen haben: der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Sombernon, den 21. November 1870.

Der interimistische Präfekt
Luce-Villiard.

ÜBERSICHTSKARTE von NORDOST-FRANKREICH IN DEN JAHREN 1870-71.



Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Maßstab 1 : 2.750.000   0 20 40 60 80 100 120 Kilometer

C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

KARTE DES SÜDÖSTLICHEN KRIEGSSCHAUPLATZES.

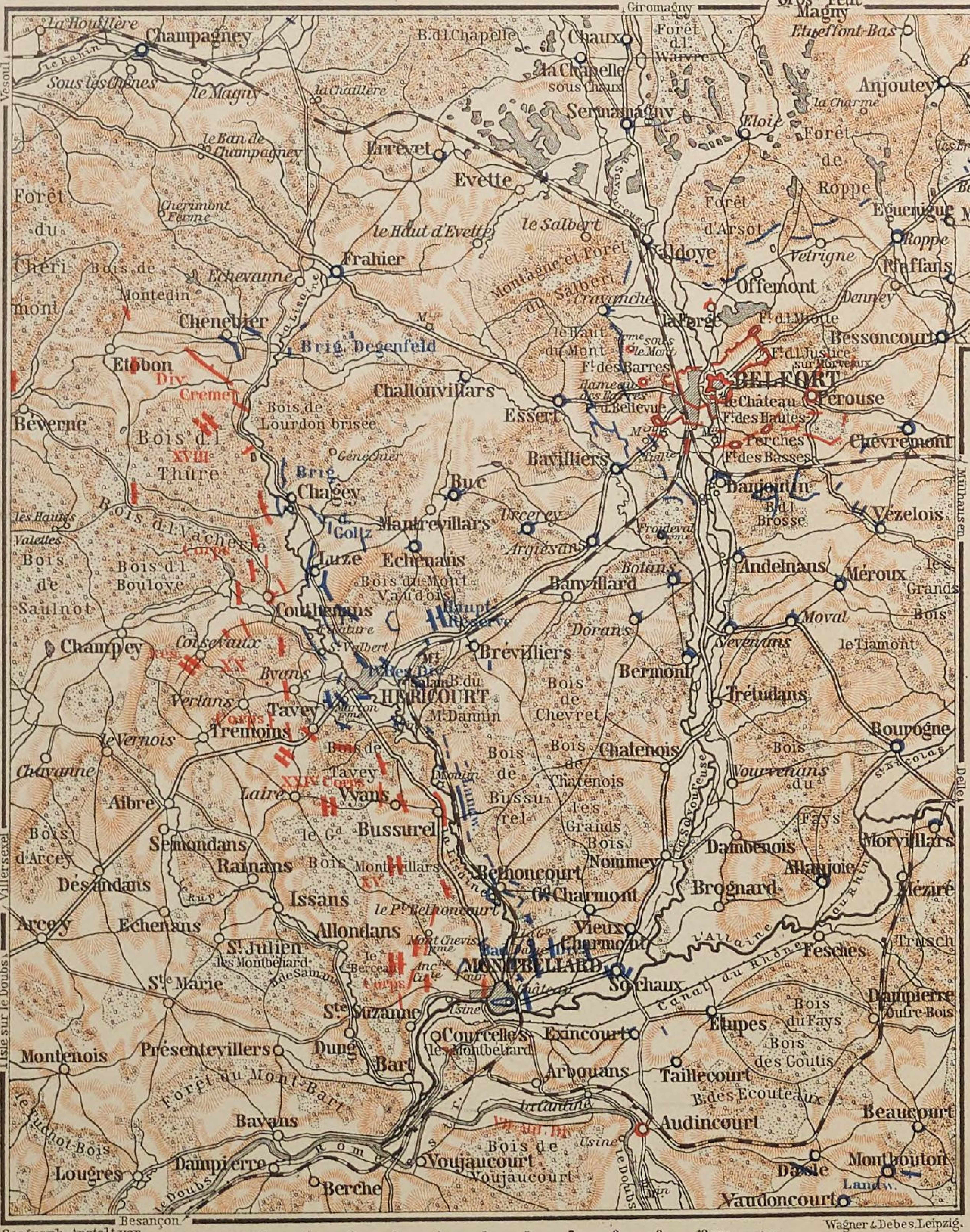


Geogr. Anst v. Wagner & Debes, Leipzig.

Maßstab 1: 900.000 — 0 10 20 30 40 50 Kilometer

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

PLAN ZUR BELAGERUNG VON BELFORT
UND ZUR SCHLACHT AN DER LISAINE (XV., XVI., UND XVII. JAN. 1871).



Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

1:200.000 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Kilometer

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Stellungen der Deutschen, Stellungen der Franzosen am 15. Januar 1871.

Bücherzettel.

An

die Buchhandlung ....

....

in ....

....

Unterzeichneter bestellt aus dem Verlag der **C. H. Beck'schen** Buchhandlung **(Oskar Beck)** in München:

Zahl der Expl.

☞ Schriften über den Krieg von 1870/71.

1) Gesamtdarstellung:

Der Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern. Herausgegeben von Hauptmann Tanera. 1.—3. Aufl.

Band 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. geheftet à ℳ 2.—.
Band 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. gebdn. à ℳ 2.50.

☞ Das Nichtgewünschte ist zu durchstreichen!

2) Einzelberichte von Offizieren:

Tanera, Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers. 2 Bde. 4. Aufl. Geh. à ℳ 1.80, geb. à ℳ 2.40.

Ott, Bei höheren Stäben. Adjutanten-Erlebnisse. Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

Koch, Bei den Fahnen des III. brandenburg. Armeekorps. Geh. ℳ 2.25, geb. ℳ 2.80.

Koch-Breuberg, Drei Jahre in Frankreich im Feldzug und bei der Okkupation. Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

3) Einzelberichte von Soldaten in Reih u. Glied:

Dinckelberg, Erlebnisse eines Kaiser Alexander Garde-Grenadiers. Geh. ℳ 2.25, geb. ℳ 2.80.

Stier, Unter Prinz Friedrich Karl. Erlebnisse eines Füsiliers vom X. Armeekorps. Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

Hähnel, Bei den Fahnen des XII. Armeekorps. Geh. ℳ 1.60, geb. ℳ 2.20.

Geyer, Erlebnisse eines württemberg. Feldsoldaten. Geh. ℳ 2.25, geb. ℳ 2.80.

Leibig, Erlebnisse e. freiw. Jägers. 2. Aufl. Geh. ℳ 2.25, geb. ℳ 2.80.

Kayser, Erlebnisse eines rheinischen Dragoners. Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

4) Erinnerungen von Nichtkombattanten:

Klein, Fröschweiler Chronik. 9. Aufl. Geh. ℳ 2.25, geb. ℳ 2.80.

Pfleiderer, Erlebnisse eines Feldgeistlichen. Geh. ℳ 2.25, geb. ℳ 2.80.

Gümbel, Erinnerungen eines Krankenpflegers. Geh. ℳ 2.25, geb. ℳ 2.80.

☞ Das Nichtgewünschte (insbesondere auch ob geh. oder geb.) ist zu durchstreichen.

Ort:

Name und Stand: